ELISABETH SETON.

# Elisabeth Seton

und

# das Entstehen der kathol. Kirche in den Vereinigten Staaten

von

**Freifrau Helene von Barberey**
geb. Gräfin von Roederer.

---

Mit Erlaubniß der Verfasserin aus dem Französischen
übersetzt von einer Klosterfrau aus dem Orden unserer Frau von
der Liebe des guten Hirten.

---

## Erster Theil.

**Mit dem Portrait Elisabeths Seton.**

---

Münster, 1873.
Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Wer möchte in dieser viel bewegten Zeit nicht gern sein Scherflein beitragen zur Verherrlichung unserer heiligen Kirche?

Wir glauben solches auf keine bessere Weise thun zu können, als indem wir unsern Lesern das Leben der Elisabeth Seton überreichen.

Sie war musterhaft in ihren weltlichen Beziehungen als Tochter, Gattin und Mutter. Sie war aber bewunderungswürdig, als sie, da Gott alle ihre Bande löfete, sich Ihm ganz und gar hingab.

Möchten recht viele Seelen gleichen Muth und gleiche Opferfreudigkeit aus diesem Buche schöpfen. Der Herr gebe dazu seinen Segen.

## Brief des Hochw. Herrn Bischofs von Hebron an die Verfasserin.

Genf, den 15. Februar 1868.

Madame!

Sie waren in Rom, als Sie auf den Rath eines frommen Bischofes sich entschlossen, das Leben der Elisabeth Seton zu schreiben. Diese Arbeit hätte keinen bessern Ursprung haben können und indem Sie dieselbe unternahmen, schrieben sie ein bewunderungswerthes Buch und vollbrachten zu gleicher Zeit ein apostolisches Werk. Ihre Zeilen offenbaren die Kämpfe einer großen Seele, welche sich vom Irrthume lossagt, mit aufrichtigem Herzen sich der Wahrheit nähert und die, angelangt in dem ruhigen Hafen der h. Kirche, sich bestrebt, die erleuchteten und beseligenden Pfade des mystischen Lebens zu wandeln. Sie machen auch bekannt mit deren großmüthigen und unausgesetzten Bemühungen für das Heil der Seelen und im Dienste der Armen.

Schon andere Biographen hatten über sie geschrieben, aber keiner von ihnen erzählte, wie Sie es thun, das innere Leben dieser Seele, ihre Kämpfe, ihre Empfindsamkeit und ihr männliches Wesen. Niemand wies so klar nach die Führungen der Vorsehung, durch welche diese junge Frau, die als trostlose und arme Wittwe von den Ufern Italiens heimkehrt, in so nahe Verbindung gebracht wird mit der, unter dem Einflusse frommer, französischer, emigrirter Priester aufblühenden Kirche in den Vereinigten Staaten. Ohne sich dessen ganz bewußt zu sein, brachte Elisabeth aus dem frommen Hause der

Filicchi in ihrem Herzen einen Strahl des himmlischen Lichtes mit; in den Tempeln von Livorno und Pisa hatte sich auf sie eine jener feurigen Zungen herabgelassen, von welchen uns die Apostelgeschichte erzählt. Welche Prüfungen folgen hierauf, welcher Streit gegen die Welt, welche Kämpfe gegen sich selbst im Innersten dieser Seele, die von Gott ausersehen war, in dem Lande, wo bisher der Irrthum allein herrschte, das demüthige Senfkörnlein auszustreuen, das zu einem großen Baume wird! Heute schon bedeckt dieser Baum mit seinen Zweigen die ungeheuren Landstrecken, welche von jenen Schaaren bewohnt werden, die ohne Unterlaß dem alten, europäischen Festlande Lebewohl sagen.

Ihr Buch zeigt uns dieses wahrhaft große Werk, dieses unleugbare Zeugniß für die ewige Jugend der Kirche. Durch die langen Auszüge aus den Briefen und Mittheilungen Elisabeths Seton läßt es uns einen Blick werfen in das Heiligthum dieser Seele. Darum brauchen wir Ihnen nicht den guten Erfolg zu verheißen, welcher die schönste Belohnung sein wird für Ihre Mühe und Arbeit. Ich bin überzeugt, daß eines Tages mancher Geist Ihnen das Licht des Glaubens zu verdanken haben wird; manches edle Herz den Muth, die Armuth zu ertragen, fest an der Kirche zu halten und sich dem apostolischen Leben zu weihen. Ich kann Ihnen keinen süßeren Trost wünschen, als den, zu sehen, daß durch Ihr Buch eine ruhmwürdige Convertitin verherrlicht wird und daß Seelen ihr folgen, die würdig sind, derselben beigesellt zu werden.

Empfangen Sie, Madame, mit meinen Glückwünschen den Ausdrück meiner ergebendsten und dankbarsten Gefühle in unserm Herrn.

† Caspar
Bischof von Hebron,
Coadjutor von Genf.

## Brief des Hochw. Herrn Bischofs von Newark (New-Jersey).

(Neffe Elisabeths Seton.)

Newark, den 4. Januar 1869.

Madame!

Es ist für mich der Grund besonderer Freude, zu erfahren, welch' unermeßlichen Erfolg Sie geerndtet haben, indem Sie die Katholiken Europas mit dem Leben meiner seligen Tante bekannt machten. Sie war in der That eine jener auserwählten Seelen, die der Herr von Zeit zu Zeit sendet, um wichtige Werke zu vollführen zu seiner größeren Ehre und zum Nutzen seiner Kirche. Ihr Name wird gesegnet von allen Katholiken dieses Landes, er wird es auch in ganz Europa sein, ich bin davon überzeugt. Dank dem schönen Bilde, das Sie von deren Leben entworfen, welches sie so ganz erfaßt haben.

Ich bin, Madame, mit den Gefühlen der größten Achtung der Ihrige

† J. Roosevelt Bayley
Bischof von Newark.

Wir erinnern uns mit Freude daran, daß es zu Rom war, welches getreu alle Erinnerungen aufbewahrt, die der katholischen Kirche theuer sind, wo wir zuerst von Elisabeth Seton reden hörten; ein berühmter Bischof lud uns ein, ihr Leben zu beschreiben.

Mehrere amerikanische Schriftsteller haben es versucht, sie der Welt bekannt zu machen; diese großmüthige Convertitin, welche zu allen Opfern bereit, eine wahre Heldin an Heiligkeit und Nächstenliebe war. Das Buch des Dr. Karl White ist das vollständigste. Man findet darin die hauptsächlichsten Begebenheiten ihres Lebens, einige Briefe von ihr, das Tagebuch, welches sie im Lazareth zu Livorno begann, und unter den erläuternden Noten die rührenden Zeilen, die sie beim Tode ihrer Tochter Rebecka schrieb.

Elisabeth war Zeitgenossin der ersten Fortschritte, man könnte fast sagen, der Anfänge des Katholicismus in den Vereinigten Staaten. Das Werk ihrer Bekehrung, zu Livorno begonnen, ward vollendet durch die Bemühungen der opferwilligen Missionäre, welche damals mit so heiligem Eifer an der Ausbreitung der katholischen Religion in Nordamerika arbeiteten.

Da es uns oblag, von der Zeit zu reden, in welcher sie lebte und von den Personen, die sie umgaben, mußten wir äußerst wichtige Begebenheiten berühren und große Charaktere schildern. Wir nahmen deshalb oft zu dem Werke des Herrn White unsere Zuflucht. Ungeachtet dieser Hülfsmittel fühlten wir die ganze Schwere der Aufgabe, da uns nur sehr unvollständige Angaben zu Gebote standen, aber wir waren dafür eingenommen und sagten uns: „Die Liebe macht jede Arbeit leicht."

Doch warum von Arbeit sprechen? Die unsrige wurde uns von Tag zu Tag leichter, weil die kindliche Liebe unser Führer wurde. Wir haben die kostbarsten Notizen von einem Enkel Elisabeths selbst erhalten, der ihrer würdig ist. . . Es wird uns erlaubt sein, ihm hier dieses Zeugniß zu geben, besonders wenn wir hinzufügen, daß er, um der Religion, die sie so sehr geliebt, besser dienen zu können, sich in seiner Jugend schon in die Reihen der Diener der Kirche stellte.

Ein Name, derjenige der Filicchi, ist unzertrennlich geworden von dem der Elisabeth Seton. Die, welche denselben am Anfange dieses Jahrhunderts auf so achtunggebietende Weise trugen, haben dem Herzen ihrer Kinder, mit der Verehrung für ihr Andenken, zugleich eine zarte Hochachtung für Elisabeth eingeprägt. Herr Patrizio Filicchi, ältester Sohn des edlen Antonio, bewahrt, wie einen Schatz, die Briefe, welche sein Vater von ihr erhielt. Es ist ein ganzes Buch. Er hat sie alle eigenhändig abgeschrieben, um sie uns zu geben. Welch' großen Anspruch an unsere Dankbarkeit und Zuneigung hat er sich dadurch erworben.

Die Geschichte der Kirche, die neuesten Lebensbeschreibungen der ersten Bischöfe der Vereinigten Staaten, erhalten eine Menge Einzelheiten, die auf unsern Gegenstand Licht werfen. Wir haben aus diesen Quellen geschöpft. Dort fanden wir die Züge der Hingebung, der Ausdauer und der Selbstverleugnung, die unsere Bewunderung erweckten, und deren Beredsamkeit allein mit der Gnade Gottes dazu beitragen wird, die Liebe zur wahren Religion und zur wahren Kirche zu erwecken. Um diesen uns theuren Zweck zu erreichen, glauben wir keiner andern Beispiele, keiner andern Stimme zu bedürfen; die Zeilen Elisabeths werden, wir haben die feste Ueberzeugung, mächtiger als Alles, solches vermögen.

Paris, im Februar 1868.

# Einleitung.

Es wäre uns nicht genug, wollte man in dem Leben der Elisabeth Seton nur das Bild einer Seele suchen, die allen zarten Neigungen zugänglich war, und die jeglichen Schmerz kannte. Unsere Wünsche gehen höher, wir wagen es von der Rührung, welche diese Zeilen vielleicht hervorrufen werden, zu erwarten, daß sie Früchte der Kraft und des Wetteifers hervorbringen werden.

Bevor sie die Schatten des Irrthums gegen das Licht des Glaubens vertauschte, stieß Elisabeth Seton auf unzählige Hindernisse: der Zorn ihrer Familie, das Aufgeben der nächsten Verwandten, die Zerrüttung des Vermögens, die Vernichtung ihrer gerechten Wünsche für die Zukunft ihrer Kinder, der Verlust ihrer Rechte und der ihrigen in einem protestantLande, das seinen katholischen Söhnen kaum das Recht zu leben gestattete.

Ein minder starkes Herz würde vor solchen Schwierigkeiten zurückgeschreckt sein, aber sie nicht: „Ich schaue weder vorwärts noch rückwärts, sagte sie, ich blicke nach oben". Heldenmüthiger Ausspruch in dem Munde Elisabeths. Sie sprach diese Worte mit der größten Einfalt. Wir haben sie zu würdigen. Die Geschichte ihres Lebens wird uns bald den hohen Sinn derselben klar machen. Die Gnade der Bekehrung war der Preis der Widersprüche jeglicher Art, wodurch ihre Festigkeit erprobt wurde. Nie schien ihr dieser Preis zu hoch.

Getadelt, verfolgt, so zu sagen für vogelfrei erklärt, lobt sie Gott: sie ist katholisch.

Aber wie konnte die Gewissensfreiheit, dieses heiligste Recht so verkannt werden zu einer Zeit, wo das Morgenroth der Emancipation in den vereinigten Staaten glänzte, wo der Hauch der Freiheit so manches großmüthige Herz bewegte? Wir wollen es versuchen, diesen Widerspruch, diese Ungerechtigkeit zu erklären. Sie ereignete sich zu einer Zeit, die der unsrigen nicht fern liegt, und doch würden wir Mühe haben, es zu glauben, wenn wir nicht vorher die Lage betrachten, in welche die katholische Kirche während zweier Jahrhunderte, durch die protestantische Unterdrückung in den englischen Kolonien Nordamerikas, gebracht wurde.

Virginien und Neuengland waren der Kern der vereinigten Staaten. Die verschiedenen Kolonien, die besondere Namen annahmen und sich zu selbstständigen Provinzen bildeten, sind eigentlich nur abgerissene Theile dieser beiden Mutter-Kolonien. Wenn es uns gelingt, eine richtige Idee zu geben von den Grundsätzen, die gleich anfangs in Neuengland zum Gesetze wurden, oder, um nicht zu weitläufig zu werden, in der einzigen Kolonie von Massachusetts, deren Hauptstadt Boston, immer eine unwiderstehliche Gewalt über die Meinungen und Sitten der anderen Staaten ausübte, dann haben wir unsern Zweck erreicht. Darum werden wir auch fast nichts hinzufügen, wenn wir von den andern Staaten Nordamerikas sprechen werden. In der That, die religiösen, gesellschaftlichen und politischen Grundsätze von Massachusetts haben sich von den benachbarten Staaten bis zu den entferntesten Bahn gebrochen, bis sie zuletzt ganz Amerika durchdrungen hatten.

Das Land, welches zuerst New-Plymouth genannt wurde, ist die älteste Kolonie Neuenglands; nachdem sie dann mit dem Staate Massachusetts vereinigt war, bildete sie bald einen Haupttheil dieses Letztern. New-Plymouth verdankt sein Entstehen den Religionskriegen und dem Unglücke Europas. Das

erste Schiff, das 1626 an seinen einsamen Küsten landete, hatte hundert und zwanzig Auswanderer mit ihren Frauen und Kindern an Bord, welche den heimathlichen Heerd verließen und sich dem Elende der Verbannung aussetzten, um ein unbekanntes Land zu suchen, wo es ihnen erlaubt sein würde, in Freiheit Gott zu dienen und nach ihrer Weise zu leben. Diese Emigranten, oder, wie sie sich selbst nannten, diese Pilger, flüchteten vor der Verfolgung der englischen Kirche, welche Heinrich VIII. nach den Lehren Luthers und Calvins gestiftet hatte.

Die englische Kirche verwirft die Oberhoheit des Papstes, um der Krone Englands eine ungeheure Macht zu verleihen. Die Vorrechte, welche sie dem Königthum zuerkennt, übertreffen um vieles die Gewalt, die der Papst ausübt über die Gläubigen, so sich seiner väterlichen Herrschaft unterwerfen. Im grellsten Widerspruche mit den Grundsätzen, die sie hinsichtlich der persönlichen Freiheit verkündet, ist sie es noch mehr mit denen, die sie über die freie Forschung proklamirt, durch ihre Unduldsamkeit gegen die andern protestantischen Secten.

Im Schooße des Irrthums gibt es nur Verwirrung und Widersprüche. Diese englische Kirche, welche sich in Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre von der katholischen Kirche losgesagt, hat zahlreiche äußere Merkmale der alten Religion beibehalten; sie duldet gewisse hergebrachte Ceremonien und den äußeren Glanz. So das Kreuzzeichen bei der Taufe, den Trauring, das Niederknien bei der Kommunion, wenn sie das sogenannte Abendmahl des Herrn feiert. Sie will, daß man sich vor dem Namen Jesus beuge; sie hat ihre geistliche Rangordnung, die an die unsere erinnert. Erzbischöfe, Bischöfe, Domherren, Vicare. Der Entwurf der englischen Kirche, wie er in dem authentischen Werke dargelegt ist, das dem Könige Georg II. gewidmet, will viele Feste gefeiert wissen, die wir Katholiken feierlich begehen: Pfingsten, Dreifaltigkeit, alle Sonntage des Jahres, Erscheinung des Herrn, Mariä Ver-

kündigung, Weihnachten, Allerheiligen, die Feste der Apostel und Evangelisten, das des h. Stephanus und der unschuldigen Kinder. Wenn man die Macht kennt, welche die Gewohnheit über die Vorschriften hat, so ist man erstaunt zu sehen, daß das Fastengebot bestehen blieb, eben so die Vigilien, die Abstinenz am Freitag und Samstag und an den Bitt-Tagen. Dieselbe Aehnlichkeit findet sich in Bezug auf die Liturgie. Die englische Kirche hat die priesterlichen Tagzeiten Morgens und Abends beibehalten, die Hymnen, Lektionen, das allgemeine Sündenbekenntniß und die Absolution, das Gloria Patri und Alleluja, das Te Deum u. s. w. Im Gebete für die Verstorbenen bittet sie Gott, er wolle den Sünder doch nicht den ewigen Peinen überliefern; sie flehet zu seiner Barmherzigkeit, den Abgestorbenen die Ruhe der Seele und des Leibes verleihen zu wollen.

Man begreift nicht, wie sich gleich neben den Reformatoren, die die englische Kirche stifteten und auf halbem Wege stehen blieben, hitzige Sectirer fanden, die Puritaner, welche mit Abscheu sahen, daß die Reform etwas von den Ceremonien und der Rangordnung der Mutterkirche beibehielt. Ihre Unzufriedenheit äußerte sich mit zu viel Lärm und rief gegen sie eine unerträgliche Verfolgung hervor. Mehrere von ihnen wurden hingerichtet. Die größte Anzahl derer, die man am Leben ließ, wurde verbannt. Sie zogen sich in die Schweiz zurück, von wo sie erst unter der Regierung Elisabeths zurückkehrten, aber auf ihren Meinungen beharrend und angesteckt von den strengen Grundsätzen, welche damals in Basel und Genf vorherrschend waren.

Elisabeth von England bekannte sich zu der Politik ihres Vaters. Sie wollte, wie Heinrich VIII., in ihren Staaten Papst sein. Ob sie auch die Katholiken verdrängte, so liebte sie doch ihre Disciplin, den Glanz ihrer Ceremonien, und die Feierlichkeit ihres Kultus. Zudem erschienen ihr die neuen Sectirer als Rebellen gegen ihre Autorität. Der erste Act

des Parlarmentes unter ihrer Regierung war eine Erklärung der Königlichen Obergewalt in kirchlichen Angelegenheiten und eine einheitliche Regelung der Liturgie. Die Zahl derer, welche dieser Einheit widerstanden, der Nicht-Conformisten, wie man sie nannte, ward bald so groß, daß die gewöhnlichen Gerichte unvermögend waren, sie zu verfolgen und nach dem Gesetze zu bestrafen. Die Königin setzte einen besonderen Gerichtshof ein für die kirchlichen Angelegenheiten. Jeder, der während eines Monates die Staatskirche nicht besucht hatte, wurde zu Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt. Der Rückfall zog ewige Verbannung nach sich, und wenn der Schuldige sich wieder im Reiche blicken ließ, verfiel er der Todesstrafe.

Bis dahin hatten die Puritaner nicht die Absicht gehabt, sich von der englischen Kirche zu trennen, als sie sich aber aus deren Schooße ausgestoßen sahen, traten sie öffentlich als ihre Gegner auf. Die Gemäßigteren unter ihnen schlossen sich den Presbyterianern an, welche keine andere kirchliche Autorität anerkannten als die, welche sie selbst ihren in einem Consistorium versammelten Geistlichen ertheilten. Die Hitzigeren verwarfen die Autorität der Consistorien, weil sie dieselbe für unvereinbar hielten mit der Freiheit, wie sie solche verstanden.

Sie bekannten sich zu einer Lehre, die jede Vereinigung von Christen, zum Zwecke der Gottesverehrung, als Kirche anerkannte, welche ohne Rücksicht auf die bürgerliche Gesellschaft das unbestreitbare Recht habe, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Sie hielten den Priesterstand für Nichts; der Priester war nur Prediger mit keiner andern Gewalt bekleidet, als mit der, die seine Beredsamkeit und das Verdienst, das man ihm zuerkannte, ihm verliehen. Er wurde von den Brüdern durch Händeauflegung erwählt und er konnte durch dieselbe Autorität wieder zu einem einfachen Gläubigen degradirt werden.

Die bestehende, englische Kirche verdoppelte ihre Gewaltthätigkeit gegen die Puritaner, die Verfolgung aber machte diese

zahlreicher und stärker. Gegen das Jahr 1607 übersiedelten gegen Hundert von ihnen nach Holland, wo sie Aufnahme fanden, aber sie verweilten dort nicht lange, weil sie keinen Zuwachs bekamen. Nun wurde dem Könige Jacob I. eine Bittschrift zu ihren Gunsten überreicht. Dieser Fürst, welcher sie nicht wieder in seine Staaten aufnehmen wollte, versprach ihnen, sie in Amerika zu dulden, so lange sie sich ruhig verhalten würden. Die Puritaner, welche hofften, in einer Entfernung von tausend Meilen nicht mehr von den geistlichen Gerichten beunruhigt zu werden, begnügten sich mit dem Versprechen des Königs. Sie baten die Gesellschaft von Plymouth, Bristol ꝛc. um Ueberlassung von Grund und Boden. Es war dies eine der beiden Gesellschaften, denen der König Jacob I. die Landstrecken überlassen hatte, welche England in der neuen Welt besaß. Mit den Besitztiteln und Geräthschaften versehen, schifften sie sich ein.

Der Herbst neigte sich zu Ende, als sie Europa verließen. Sie hatten nun den weiten Ocean durchschifft, sie erreichten das Ziel ihrer Reise, aber sie fanden weder Freunde, sie zu empfangen, noch Wohnungen, um ihnen Schutz zu gewähren. Wer das Klima Nordamerikas kennt, weiß wie hart der Winter dort ist und welche Stürme dann dort hausen. In dieser Jahreszeit ist es äußerst beschwerlich, bekannte Gegenden zu durchreisen, um wie viel beschwerlicher mußte es also sein, sich in wildfremden Orten anzusiedeln. Um sich herum fanden sie eine schreckliche Wüste, von wilden Thieren und von Menschen bewohnt, von denen sie weder den Grad von Wildheit noch die Anzahl kannten. Die Erde war hart gefroren. Das Land war vollständig mit Wäldern und Gesträuchen bedeckt. Das Ganze hatte ein barbarisches Aussehen.

Ehe der Frühling kam, war die Hälfte dieser Auswanderer den Leiden erlegen, welche die unsäglichen Entbehrungen und die ungeheure Herbe des Klimas ihnen verursachten. Aber die Freiheit, ihrer religiösen Meinung folgen und sich selbst

regieren zu können, tröstete die Ueberlebenden in dem Elende und in den Gefahren, denen sie von allen Seiten ausgesetzt waren. Schon bevor sie sich ausschifften, hatten sie die Grundlagen festgestellt, auf welche sie ihre religiöse und politische Vereinigung aufbauen wollten.

Die religiösen Zwistigkeiten, welche während der ganzen Dauer der Regierung Karls I. England theilten, vertrieb in jedem Jahre einen Schwarm von Sectirern nach Nordamerika. Die englische Regierung, welche darauf bedacht war, den Unfrieden und die Unordnung zu unterdrücken, begünstigte die Auswanderung, welche von Tag zu Tag zunahm. Aber völlig gleichgültig in Bezug auf das Schicksal der Emigranten, kümmerte sie sich wenig um diejenigen, welche auf amerikanischem Boden Schutz gegen die Härte ihrer Gesetze suchten. Die ersten geflüchteten Puritaner hatten den Grund gelegt zu der Kolonie, welche später der Staat Massachusetts wurde. In den Jahren 1628 und 1629 stifteten neue Ansiedler in den benachbarten Gegenden die Städte Charlestown und Boston, welche bald für die aufgeklärteste Stadt Neuenglands galt.

Die Kolonisten, welche Boston gründeten, gehörten zu dem strengsten Bekenntnisse; sie stellten eine Lehre auf, deren Bekenner später die Unabhängigen (Independenten) genannt wurden. Zu einer religiösen Gesellschaft vereinigt durch einen feierlichen Vertrag mit Gott — Covenant — bestellten sie einen Priester, einen Lehrer und einen Aeltesten durch Auflegung der Hände der Brüder. Alle, welche an diesem Tage zu Mitgliedern der Kirche angenommen wurden, unterzeichneten die Glaubensformel, welche der Lehrer verfaßt hatte. Auch wurde beschlossen, Niemand in die Gemeinschaft aufzunehmen, bevor er den Glauben bekannt. Ihr Gottesdienst hatte keine Liturgie, er war im höchsten Grade einfach.

Unbegreifliche Verirrung menschlicher Leidenschaften! diese so lange verfolgten Menschen wurden jetzt zu Verfolgern. Es befand sich unter ihnen eine kleine Anzahl Anhänger des eng-

lischen Ritus; sie stießen solche aus und schickten sie nach England zurück. Nach den Einrichtungen, die sie getroffen, ruhete die gesetzgebende Gewalt in der General-Versammlung aller Ansiedler. Schon in der zweiten Sitzung, im Jahre 1631 erließ diese Versammlung die strengsten Verbannungsgesetze gegen die Nicht-Conformisten, wie man sie nannte. In kurzer Zeit wurde Neuengland durch die Unduldsamkeit der Ansiedler von Massachusetts bevölkert. Einer ihrer Priester, ein Puritaner-Dissident, floh mit seinen Anhängern zu den wilden Indianern. Gut dort aufgenommen gründete er die Kolonie Rhode-Island, die bald sehr blühend wurde. Andere Schaaren Verbannter legten den Grund zu New-Hampshire und Maine. Connecticut verdankt sein Entstehen den Emigranten, welche durch die Eifersucht zweier puritanischer Prediger von Massachusetts vertrieben wurden.

In Wahrheit ist die Geschichte der Männer, welche die Kolonien Nordamerikas gründeten, die der Verfolgten, die dann Verfolger wurden. Ueberall fand die Unduldsamkeit der Puritaner ihre Nachahmer und vermehrte deren Opfer. Der erste Artikel im Gesetze von Connecticut beginnt mit den Worten: „Wer einen andern Gott anbetet, als den Herrn, muß sterben.“ Die Gesetzbücher vieler anderer Staaten sind nach den nämlichen Grundsätzen verfaßt. Die kleine Kolonie von Rhode-Island erklärt in ihrer Charte, der Grundsatz der religiösen Freiheit sei durchaus nicht anwendbar auf die Papisten. „Kein Priester, heißt es in den Gesetzen des Connecticut, wird in die Provinz aufgenommen. Er muß vertrieben werden, und wenn er wieder zurückkehrt, ist er dem Tode verfallen. Jedermann kann ohne irgend einen Haftbefehl einen Priester gefangen nehmen.“ In der Kolonie von Plymouth verfallen auch die Quäker der Strafe der Verbannung. Die ihnen erwiesene Gastfreundschaft wird durch eine Geld- und Gefängnißstrafe geahndet. Jedem Quäker, der dem Gesetz zuwider in die Provinz zurückkehrt, wird das erste und zweite Mal ein

Ohr abgeschnitten, beim dritten Male aber wird ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohrt. Diese Grausamkeiten tragen das Datum des Jahres 1657.

Virginien, welches unter dem Schutze der Krone während der Regierung Elisabeths gegründet wurde, war von Protestanten bewohnt, die sich zur englischen oder bischöflichen Kirche bekannten. Des Schutzes der Mutterkirche gewiß, und stolz, dem Anglikanismus, der Staatsreligion anzugehören, verübten diese ähnliche Grausamkeiten gegen die Andersgläubigen, besonders gegen die Puritaner, welche sich deren überall erlaubten, wo sie die Stärksten waren. Jeder Fremdling, der den Boden Virginiens betrat, hatte ein strenges Examen, hinsichtlich seines Glaubens, zu bestehen. Weigerte er sich, die kirchliche Oberhoheit der englischen Krone anzuerkennen, so wurde er jeden Tag ausgepeitscht, so lange er in der Kolonie verweilte. Der Jude aber, welcher in den Bereich dieser Tyrannen kam, wurde ohne weiteres zum Sclaven gemacht.

Selbst gegen seine eigenen Anhänger zeigte sich der Anglikanismus grausam und kleinlich. Er bestimmte die Frequenz der Anwohnung des Pfarrgottesdienstes und der Theilnahme an den Ceremonien, die er Sakramente nennt. Diese Gesetze schrieben große Geldbußen vor und im Rückfalle die Ruthenstrafe. Die Verspottung eines Predigers zog die nämliche Strafe nach sich.

Vom Jahre 1664 an fand der Anglikanismus seinen Mittelpunkt in der früheren holländischen Besitzung Neu-Belgien, welche um diese Zeit an England überging, unter dem Namen New-York. Hier wenigstens zeigten sich die Hochkirchlichen ziemlich duldsam gegen die meisten protestantischen Secten, dagegen droheten sie den Katholiken mit Gefängniß und Tod.

In dieser betrübenden Geschichte des amerikanischen Protestantismus gibt es kaum eine überraschendere Thatsache, als die Wuth der Hochkirchlichen, der Puritaner und Presbyterianer

gegen die schutzlosen und friedlichen Quäker, welche um das Jahr 1654 von England nach Amerika gekommen waren. Die Erzählung ihrer Leiden rührten einen ihrer Glaubensgenossen, Wilhelm Penn, Sohn eines englischen Admirals aus den Zeiten Cromwells. Von dem Wunsche beseilt, ihnen einen Zufluchtsort zu gewähren, verlangte Penn von Karl II., ihm einen Strich Landes in der neuen Welt zu überlassen, als Ersatz für die von seinem Vater der Regierung vorgestreckten Summen. So gelangte er zu einer ausgedehnten Strecke Landes, welches er 1682 in Besitz nahm und Penn-Silvanien nannte. Die neue Ansiedlung stand nicht nur den Quäkern aller Länder offen, sondern auch allen Verfolgten, welcher Secte sie angehören mochten. Ihre Anzahl war groß, aus allen Ländern kamen sie herbei; aber in der Zufluchtsstätte, die ihnen geboten wurde, lebten diese Männer, deren Grundsätze so verschieden waren, die das Unglück aber vereinigte, in größtem Frieden.

Da nach der Meinung der Quäker Gott jedem Menschen hinreichende, innere Erleuchtung verleiht, um zum Heile zu gelangen, haben sie weder Priester noch Prediger: der h. Geist kann sich eines Jeden als Werkzeug bedienen. Fühlt Jemand sich von dem Zittern der Begeisterung erfaßt, dann erhebt er sich, predigt, und Alle hören auf ihn. Die Quäker verwerfen jede äußere Gottesverehrung, die Sakramente und Ceremonien: sie halten dafür, daß ein gutes, tugendhaftes Leben zum Heile hinreiche. Gott hat verboten Blut zu vergießen: sie verabscheuen den Krieg und weigern sich, Waffen zu tragen; auch nehmen sie keinen Theil an Siegesfesten. Da Gott alle Menschen zu Brüdern gemacht, reden sie Jeden mit Du an, sie haben alle Zeichen der Achtung, das Begrüßen, die Verbeugung, das Entblößen des Hauptes, abgeschafft. Weil die Enthaltsamkeit und Bescheidenheit die hauptsächlichsten Tugenden der Gläubigen sind, verwerfen sie allen äußern Schmuck, wie Edelsteine, Bänder, Spitzen, jeden Kleiderschmuck und glänzende Farben. Sie meiden alle weltliche Lustbarkeit: Tanz, Komödie, Karten,

Würfel ꝛc. Eben so weigern sie sich, einen Schwur zu leisten, sie begnügen sich bei vorkommenden Gelegenheiten mit einer einfachen Bejahung oder Verneinung.

Man kann nicht genau angeben, wann der Katholicismus in Pennsylvanien eindrang. Nur weiß man, daß Wilhelm Penn von einem alten Priester redet, der dort im Jahre 1686 sein heiliges Amt ausübte. Ein wenig später, 1708, erhoben sich leidenschaftliche Sectirer gegen Penn, weil er duldete, daß der katholische Glaube öffentlich geübt werde. Aber der Geist der Unduldsamkeit, der diese Vorwürfe eingab, bekam glücklicher Weise nicht die Oberhand. Die Mission von Pensylvanien zählte im Jahre 1774 schon 7000 Seelen; sie wurde bedient durch die Jesuiten, welche von Maryland herübergekommen waren. Hirten und Heerde genossen unter den Quäkern eine Freiheit, wie sie ihre Glaubensgenossen in andern Ländern nicht kannten.

Wenige Worte werden hinreichen, die Lage zu beschreiben, in welcher sich die Kinder der katholischen Kirche in diesem ausgedehnten Lande befanden, wo die englisch-sächsische Race herrschte. Ueberall, ausgenommen in Pensylvanien, wovon wir eben redeten und in Maryland, womit wir uns sogleich beschäftigen werden, standen ihnen die strengsten Gesetze entgegen. Hier war es der Verlust der bürgerlichen Rechte, dort die Verbannung; im Herzen der amerikanischen Civilisation aber sogar Gefängniß und Todesstrafe. Diejenigen katholischen Priester, welche arm, verkleidet und obdachslos sich in diese Gegenden wagten, mußten sich auf dasselbe gefahrvolle Leben gefaßt machen, wie dasjenige ist, welches unsere eifrigen Missionäre in Mitte der heidnischen Länder führen. Man kann sich aus den Worten des in New-York herrschenden Gesetzes davon eine Idee machen. Im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts erlassen, ist es nur eine Erneuerung der früher geltend gewesenen Verordnungen. „Jeder katholische Priester, heißt es da, der in den Grenzen des Landes betroffen wird, soll wie ein

Brandstifter und Empörer, wie ein Feind der wahren christlichen Kirchen, zu ewigem Gefängniß verurtheilt werden. Entwischt er, so soll er, wenn man seiner habhaft wird, hingerichtet werden. Das Verbrechen, einen katholischen Priester beherbergt zu haben, wird mit einer Geldbuße von 200 Pfund Sterling und dreitägigem Prangerstehen bestraft."

Wenden wir unsere Gedanken ab und blicken wir auf das mildere Maryland. Wir freuen uns, die Worte des berühmten protestantischen Schriftstellers Bancroft hier anführen zu können. „Die Geschichte von Maryland, sagt er, ist die des Wohlwollens, der Erkenntlichkeit und Duldung." Karl I. hatte 1632 den Cecilius Calvert, Lord Baltimore, die Länderstrecke zwischem dem Potomac und der Chesapeake geschenkt. Dieser schickte nun eine Colonie von Zweihundert katholischen Auswanderern dorthin, welche ein Vaterland verließen, wo man ihnen ihre bürgerlichen Rechte geraubt hatte. Diese Colonie war aus lauter achtungswerthen Familien zusammengesetzt, sie wurde von Leonard Calvert, Sohn Lord Baltimores geleitet. Ihre erste Sorge ging dahin, sich mit den wilden Bewohnern dieses Landes zu verständigen und von ihnen das Land zu erlangen, wo sie sich niederließen. Indem sie sich die Freundschaft der Wilden erwarben, sicherten sie sich gegen Kriege, die so häufig die Existenz anderer Auswanderer bedrohen. Da sie Grundstücke kauften, welche schon in etwa bebauet waren, verschafften sie sich von vorn herein die nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

Bei der Besitznahme ihres neuen Wohnortes verpflichteten sich die Ansiedler des Lord Baltimore, alle Religionsbekenntnisse zu achten, welche sich auf die Gottheit Jesu Christi gründeten. Der Schwur des Gouverneurs von Maryland lautete: Ich N. gelobe, daß ich Niemanden wegen seiner Religion bedrücken will, weder persönlich noch durch Andere, nicht mittelbar und nicht unmittelbar, wer er auch sei, wenn er an Jesus Christus glaubt.

Unter dem Einflusse so milder Gesetze bevölkerte sich dieser neue, früher so öde Wohnsitz sehr bald, es wurden neue Etablissements gegründet, welche den Anstoß zu einem äußerst thätigen Verkehr gaben. Lord Baltimore übte eine gewisse königl. Herrschaft aus, aber sein Hauptbestreben ging dahin, Wohlthaten zu spenden. „Frieden mit Allen, das war sein Wahlspruch.“ Verfolgte und Unglückliche strömten von allen Seiten herbei, um in seinen Besitzungen Schutz zu finden. Die in England bedrückten Katholiken landeten in den ruhigen Häfen der Chesapeake; dort begegneten sie verbannten Protestanten, welche an demselben Orte Freiheit und Ruhe suchten. Die Regierung von Maryland dehnte ihr Mitleiden aus auf alle Nationen und alle Secten. Frankreich sandte ihr die Hugenotten, während aus Dentschland, Holland, Schweden und Böhmen Unglückliche jeglichen Bekenntnisses herbeikamen.

Solcher Art war die Duldsamkeit des katholischen Maryland. „Es ist eigenthümlich, sagt Professor Walters aus Philadelphia, daß zu dieser Zeit die Puritaner in Neu-England ihre protestantischen Brüder verfolgten, indem die Hochkirchlichen eben so grausam gegen die Puritaner in Virginia vorgingen; während die Katholiken von Maryland ein Asyl eröffneten, wo Jeder seine Religion ausüben konnte, wo Niemand bedrückt wurde, wo selbst die Protestanten Schutz fanden gegen protestantische Unduldsamkeit.“ Indessen faßten diese Schützlinge, die durch den Katholicismus Geretteten, den eben so undankbaren als ungerechten Entschluß, eine Religion zu vernichten, welche so großen Anspruch auf ihre Liebe hatte.

Lord Baltimore war gestorben. Augenblicklich wurde der Einfluß des Erzbischofs von Canterbury, welcher damals in England Alles vermochte, angerufen, um der englischen Kirche den Vorrang in Maryland zu sichern. Die Protestanten, welche zahlreicher und stärker geworden waren, als ihre menschenfreundlichen Wirthe, rissen die Herrschaft mit Gewalt an sich, schlossen die Katholiken von allen Aemtern aus, und raub-

ten ihnen alle Freiheiten, die sie, in der von ihnen gegründeten Provinz, besaßen.

Dieses geschah im Jahre 1650. Von diesem Augenblicke an blieb die Bedrückung mit einigen kurzen Unterbrechungen, immer vorherrschend. Der Haß gegen die Katholiken wurde heftiger uud befestigte sich besonders im Jahre 1704, als das Parlament von Baltimore ein Gesetz erließ, welches den Fortschritten des Papismus Einhalt thun sollte. Es wurde dadurch allen Bischöfen und Priestern unter den schwersten Strafen verboten, Messe zu lesen, ihre geistlichen Funktionen auszuüben und in irgend welcher Weise die Andersgläubigen anzuhalten, zur römischen Kirche zurückzukehren. Zugleich wurde den Katholiken untersagt, sich der Erziehung der Jugend zu widmen. Man übertrug in das Gesetzbuch der Kolonie den Artikel der englischen Gesetzgebung, der, um die Apostasie zu belohnen, den Vater zwingt, seine Güter mit dem Sohne zu theilen, welcher an seinem Glauben zum Verräther wird.

Beim Ausbruch des Befreiungskrieges war kaum der achte Theil der Bevölkerung Marylands katholisch. Sie flohen, wo sie nur konnten, das undankbare Land, welches ihren Vorältern sein Entstehen verdankte. Im Jahre 1752 kam einer der ausgezeichnetsten Bürger Marylands nach Paris; es war Daniel Carrol, Vater des großen John Carrol, ersten Bischofs der Vereinigten Staaten. Er hatte mehrere Unterredungen mit dem Herzog von Choiseul, Premierminister Ludwig XV., welchem er den Vorschlag machte, die katholischen Emigranten von Maryland in die Provinz Louisiana aufzunehmen. Da sie nur zwischen Vernichtung und der Apostasie zu wählen hatten, suchten Carrol und seine katholischen Mitbürger Schutz in der Verbannung.

Aber so traurig die Lage der katholischen Religion auch war, sie verschwand doch nicht aus Maryland. In demselben Jahre, in welchem das Gesetz gegen den Papismus erlassen wurde, gestattete das Parlament für eine Zeitlang denjenigen

Priestern Straflosigkeit, welche sich genau darauf beschränkten, ihr Amt im Schooße der katholischen Familien auszuüben. Diese Suspension des Strafgesetzes wurde zu verschiedenen Zeiten durch aufeinanderfolgende Erlasse erneuert, welche der Trost und die Rettung der Unterdrückten waren.

Indessen blieben einige klösterliche Genossenschaften, welche verschont und gleichsam vergessen worden waren, in Mitte des allgemeinen Unglücks im rechtsgültigen Besitze der Güter, die sie in der Kolonie inne hatten. Vom Anfange der Gründung waren durch einen Act, bekannt unter dem Namen: Bedingung der Ansiedlung, Jedem, welcher fünf arbeitsfähige Männer auf Lord Baltimores Länderstrecke brachte, 2000 Morgen Landes, gegen eine geringe Abgabe, überlassen. Die Väter der Gesellschaft Jesu, welche die erste Gruppe Auswanderer begleiteten, hatten ihren Antheil empfangen. Sie waren also eben so gut rechtmäßige Besitzer, wie die übrigen Bewohner. Nichts desto weniger wurden sie zuerst von der nach Lord Baltimores Tode ausgebrochenen Verfolgung berührt, sie sahen sich mit Ketten beladen nach England zurückgeschickt. Aber ihre Verbannung war von kurzer Dauer. Unter der Regierung Karls II. erschienen sie wieder in Maryland und erhielten ihre früheren Besitzungen zurück. Man ließ sie auf ihrem Eigenthume in Ruhe. Sie konnten auf ihrem Grund und Boden Anpflanzungen machen und Wohnungen errichten.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts besaßen sie mehrere große Domänen, einige Meyerhöfe und Häuser: das Gut St. Thomas in der Nähe von Porto-Tobacco, das Gut St. Ignatz am Flusse Sancta Maria und das Besitzthum Böhmen auf dem östlichen Ufer der Chesapeake. Zu allen ihren Wohnungen gehörten Kapellen. Die Katholiken der Umgegend kamen an Sonn- und Festtagen mehrere Stunden weit, um dem h. Opfer beizuwohnen. Da aber diese Gotteshäuser für die Bedürfnisse der so weit umher zerstreuten Bevölkerung nicht hinreichten, so richteten mehrere Grundbesitzer der Reihe nach

in ihren Häusern einen passenden Ort zur Feier des Gottesdienstes her. Es waren dieses Stationen, wohin Priester und Gläubige sich zu der festgesetzten Zeit begaben. Der Priester brachte die h. Gefäße, die kirchlichen Gewänder und alles andere mit, was zur Darbringung des Meßopfers nöthig war. Sehr oft konnte die kleine Gemeinde ihm keinen andern Tempel anweisen als ein erbärmliches, kleines Gemach, in dem einige eilig zusammengelegte Bretter als Altar dienten. Selbst die Stadt Baltimore besaß am Ende des letzten Jahrhunderts nicht einmal eine Kapelle. Der nächste Priester wohnte auf dem Gute White-Marsch, von wo er monatlich ein Mal in die Stadt kam, um den Gläubigen dort die h. Messe zu lesen.

Das war die Lage, in welcher sich die katholische Kirche und die protestantischen Secten in Nordamerika befanden zu der Zeit, die man füglich die alte Verfassung dieses Landes nennen könnte. Aber alles gewann ein anderes Aussehen unter der neuen Regierungsform, welche die Ansiedler nach der Emancipation feststellten.

Nachdem die Vereinigten Staaten ihre bürgerliche Unabhängigkeit gesichert sahen, bildete sich jede der dreizehn Provinzen, welche das englische Joch abgeschüttelt hatten, zu einer freien Republik und nahm für ihren eigenen Umfang die vollständigste Herrschaft in Anspruch. Nur die Versammlung, die nach der Unabhängigkeits-Erklärung den Krieg geleitet hatte, fuhr fort den Bund zu regieren; aber man sah bald ein, daß sie unfähig sei, das Land im Frieden zu beherrschen. Von der größten Gefahr bedroht, den Bund sich auflösen zu sehen, gab das amerikanische Volk wieder das schöne Schauspiel einer kräftigen und verständigen Nation, die sich selbst zu helfen weiß. Eine Versammlung von Deputirten aller Provinzen wurde nach Philadelphia berufen, um die Grundlagen der Bundesverfassung zu verbessern und zu befestigen. Diese wenig zahlreiche Versammlung, sie zählte nur fünf und vierzig Mitglieder, hatte in ihrem Schooße manch großen Geist und manch

edlen Character: Washington, Franklin, Madison, die beiden Morris, Hamilton. Am 17. September 1787 unterbreitete sie nach gründlichen Ueberlegungen, der Begutachtung des Volkes, das Gesetzbuch, welches noch heute in den Bundesstaaten Amerikas Geltung hat. Vorgelegt durch Washington, vom Congresse genehmigt, wurde die neue Constitution nach und nach von allen Staaten angenommen. Die ältere Constitution von 1778 war den religiösen Fragen durchaus fremd geblieben; die neue enthielt in ihrem ersten Zusatze einen Artikel, welcher also lautet: Der Congreß kann kein Gesetz erlassen, wodurch eine Religion festgestellt oder eine andere verboten wird; ferner keines, wodurch die Freiheit der Rede oder der Presse beschränkt würde. Er kann eben so wenig verhindern, daß man friedliche Versammlungen halte und an die Regierung Petitionen richte, und um Abhilfe der Beschwerden bitte.

Diese kurze und deutliche Erklärung, welche Jedem das Recht gab, nach seiner Ueberzeugung zu leben und seine Religion frei und ungestört zu bekennen, war in den Vereinigten Staaten nicht wie an so vielen andern Orten, eine leere Formel, eine trügerische Verheißung. Von dem Tage an, wo sie proclamirt wurde, waren die alten Strafgesetze, welche die Unduldsamkeit der vergangenen Zeiten dictirt hatte, abgeschafft. Die Katholiken, die bisher aus allen Provinzen bis auf eine, ausgestoßen waren, zeigten sich nun überall.

Vor dem Befreiungskriege standen die Kinder der wahren Kirche, welche in geringer Anzahl auf einer Länderstrecke größer als ganz Europa, zerstreut waren, unter einem apostolischen Vicar, der in London seinen Sitz hatte. Als aber die neue Constitution die Freiheit aller Religionen proclamirt hatte, gaben sie sich der Hoffnung hin, einen Bischof für Amerika zu erhalten. Rom wünschte es, das wußte man. Sie erforschten die Gesinnungen ihrer Umgebung, besprachen sich und setzten eine Bittschrift an den Papst auf, welche sehr gut aufgenommen wurde. Um diesen Wünschen zu entsprechen, schickte die

Propaganda eine Note an den Nuntius zu Paris, Doria, um sie dem Gesandten Amerikas, Franklin zu übergeben. Man erklärte in derselben, welche Schwierigkeiten für die amerikanischen Missionäre der Recurs an einen apostolischen Vikar biete, der in London residire, da die Ansiedler sich von dem Vaterlande losgesagt. Zugleich hob man die Vortheile hervor, welche die Katholiken aus der Anwesenheit eines Bischofes oder apostolischen Vikars in den vereinigten Staaten ziehen würden. Aber man hatte Sorge getragen, diese Gründe mit vieler Mäßigung und Zurückhaltung darzulegen, um den Congreß nicht zu reizen.

Die Note wurde durch Franklin abgesandt. In der Antwort, welche möglichst schnell erfolgte, erklärte der Congreß, daß er sich den Wünschen der Katholiken durchaus nicht widersetzen würde, da ja auch die kirchlichen Angelegenheiten außer dem Bereiche seiner Competenz lägen. Sechs Jahre später, am 17. Juli 1789 bestätigte seine Heiligkeit Pius VI. ein Decret der Congregation zur Verbreitung des Glaubens, welches alle amerikanischen Priester aufforderte, sich zu versammeln, um zu berathen, wo der Bischofssitz zu errichten wäre, und welcher aus ihnen der Geeignetste sei, denselben einzunehmen. Dieses Privilegium wurde ihnen als besondere Gunstbezeugung und nur für dieses Mal gewährt. Sobald dieses Decret den Priestern bekannt gemacht war, versammelten sie sich und erklärten einstimmig, Baltimore sei der passendste Ort, den bischöflichen Sitz dort zu errichten, weil diese Stadt im Mittelpunkte der Staaten liege, und die meisten Katholiken dort wohnten [1]). In Bezug auf die Wahl des Bischofes erklärten von den sechs und zwanzig Priestern, welche die Versammlung

---

1) Maryland umfaßte nahe an sechszehn tausend Katholiken, während das ganze übrige Land nur 8 bis 9 tausend zählte. Der Mangel an Priestern war sehr groß. In Maryland befanden sich 19, in Pensylvanien 5, in den andern Provinzen noch weniger.

bildeten, sich vier und zwanzig für John Carrol, Amerikaner von Geburt, eifrig, gelehrt und in jeder Beziehung des apostolischen Amts würdig. Er hatte sich ganz der Mission in Maryland geweihet, seitdem er, nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu, der er angehörte, in sein Heimathland zurückgekehrt war.

Die Bulle, durch welche der erste Bischofssitz in Amerika errichtet wurde, war am 6. November 1789 in Rom unterzeichnet worden. Zu derselben Zeit am 2. November 1789 erließ die National-Versammlung zu Paris ein Decret, wodurch die Güter der Kirche mit Beschlag belegt wurden. Verblendet durch die Ideen einer unchristlichen Philosophie bahnte sie der Beraubung, der Verachtung, der Grausamkeit gegen die Kirche und ihre Diener die Wege. Die amerikanische Revolution, so ruhmreich und groß, erreichte ihr Ende zur Stunde, wo die französische Umwälzung begann.

Es ist Niemanden unbekannt, welche Fortschritte die Kirche in Amerika seitdem gemacht hat. Sie nehmen fort und fort zu und sind unermeßlich, wie die Größe und Fruchtbarkeit dieses Landes der Freiheit[1]). Man würde sich aber irren, wollte man glauben, daß dieselben gleich nach der Veröffentlichung der neuen Constitution begonnen haben. Noch lange mußten die Katholiken sich damit begnügen, daß man sie duldete und ihnen gestattete, ihren Gottesdienst zu halten. In den meisten Provinzen blieben sie von allen Aemtern ausgeschlossen. Na-

---

1) Nach einem Briefe vom März 1869 von H. Abbé Dujarié, Director des Seminars vom h. Karl in Maryland, schätzte man die Katholiken Amerikas auf sechs und eine halbe Million. Die kirchliche Hirarchie besteht aus 7 Erzbischöfen, 46 Bischöfen, 8 apostolischen Vicaren. Nach der letzten Zählung vom Jahre 1865 waren daselbst 3,183 Priester. Man fand an katholischen Instituten: 3,483 Kirchen, 1,695 Kapellen oder Stationen, 74 Seminarien, 1,404 Gymnasien oder Schulen, 203 Frauenklöster, 48 Männerklöster, 150 Waisenhäuser, in denen sich 9000 Waisenkinder befanden; 49 Hospitäler und gegen 150 andere Wohlthätigkeits-Anstalten

mentlich zeichnete sich New-York durch seine Feindseligkeiten gegen dieselben aus. Bis zum Jahre 1806 wurden ihnen alle Rechte vorenthalten, selbst das Bürgerrecht. Ein gegen sie erlassenes Staatsgesetz verlangte, daß man, um das Bürgerrecht erlangen zu können, durch Eidschwur sich von aller Verbindlichkeit, sei sie kirchlicher oder bürgerlicher Art, gegen eine geistliche, auf fremden Boden stehende, Macht lossage. Und zwar, sagt ein Ausleger, um die Katholiken, welche die geistliche Oberhoheit des Papstes anerkennen, von den Vorrechten der Bürger auszuschließen. Noch lange Zeit nach der 1806 stattgehabten Bekanntmachung des Gesetzes, welches sie in alle Rechte einsetzte, suchten die Prediger der verschiedenen Secten Alles, was mit der katholischen Kirche in Verbindung stand, verächtlich zu machen. Jeden Tag ersannen diese Fanatiker neue Beschimpfungen gegen die Geistlichkeit, diese Söhne des verfluchten Babylons, diese Schüler Belials, diese Götzendiener und Papisten. Hatte man in New-York Abscheu vor dem Namen Priester, so war der Titel Katholik dort ein Gegenstand der Verachtung. Die kleine Heerde, welche sich zur wahren Kirche bekannte, bestand hauptsächlich aus irländischen Eingewanderten. Diese armen Menschen lebten, der größten Mehrzahl nach in Umständen, welche an's Elend grenzten. Die Niedrigkeit ihres Standes fiel zurück auf die Religion, zu der sie sich bekannten und raubten ihr alles Anziehende in den Augen eines Volkes, welches nur Sinn hatte für den Glanz des Reichthums. Zu jener Zeit war in Nord-Amerika der Uebertritt eines Protestanten zur katholischen Kirche etwas ganz unerhörtes; es war eine jener Thatsachen, die allgemeines Erstaunen und Aergerniß hervorrufen.

Ist das Licht der Wahrheit erst spät einer im Irrthum befangenen Seele erschienen, dann möchte sie sich demselben öffnen, sie eilt ihm entgegen. Wenn aber ihre ganze Umgebung sich darin einigte, sie zurückzuhalten, die Meinungen, die Sitten des Landes, die Familie, die Freunde, Alle mit denen

sie umgeht; was wird sie thun? Sie wird kämpfen, sie wird leiden. Aber, stark durch ihre Ueberzeugung wird sie ungeachtet alles Widerspruchs dennoch das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Sie ist entschlossen, dieses Aufsehen zu erregen. Sie ist bereit den Tadel, die Verwunderung, die Ausstoßung zu ertragen. Aber um dahin zu gelangen, bedarf es einer seltenen Characterfestigkeit, eines lebendigen Glaubens und einer klaren Erkenntniß unserer ewigen Bestimmung. Diese Vereinigung der Gesinnungen werden wir jetzt an Elisabeth Seton bewundern. Sie machten sie groß vor den Menschen und reich an Verdiensten vor Gott. Wir werden dieselben von ihrer Kindheit an bei ihr finden. Aber in dem Maaße, wie sie im Leben fortschreitet, werden wir immer deutlicher erkennen, daß sie die geheime und tiefliegende Triebfeder ihres Wollens und ihrer Entschließungen sind.

# Elisabeth Seton.

## Erstes Kapitel.

Nimis honorificati sunt amici tui, Deus.
Ps. CXXXVIII.

Die Setons von Schottland. — Elisabeth Bayley. — Ihre Kindheit. — Zärtlichkeit ihres Vaters gegen sie. — Ihr liebenswürdiges Wesen. — Ihre Erziehung. — Züge ihres Characters. — Scenen aus dem Befreiungskriege Amerikas. — Die Stadt New-York ist von der Armee Washingtons eingeschlossen. — Lage der amerikanischen Colonien vor dem Bruche mit England. — Ursachen ihrer Unzufriedenheit und Empörung. — Sir Veit Carleton und Richard Bayley. — New-York von den englischen Truppen geräumt. — Die gutgesinnte Partei. — Richard Bayley, Professor an der Universität zu Columbia. —

Der alte Name der Seton, ihr Name und ihr Feldgeschrei, Set-on, Seton, „drauf, drauf, vorwärts, ist denen bekannt, die sich für die Vergangenheit eines tapferen und stolzen Volkes interessirend, die Annalen Schottlands studirt haben [1]). Der Name Seton spielte jederzeit eine Rolle darin. Im Anfange des XIV. Jahrhunderts, weil mit der königlichen Familie der Bruce verwandt und durch diese mit den Stuarts, nahmen sie in ihr Wappen das mit Lilien besetzte Wappenschild Schottlands auf; besondere Vergünstigung, die auf alle Zweige der Familie übergegangen ist.

1) Der Name wird ausgesprochen wie Siton.

Wir wollen nicht reden von den Seton, die in früheren Zeiten berühmt waren. Nur das wollen wir im Vorbeigehen bemerken, daß in dem Augenblicke, wo die Geschichte Schottlands sich mit der Frankreichs verbindet, ein Seton von der Regentin Marie von Guise, Wittwe Jacobs V. gewählt wurde, um wegen der Verbindung der jungen Königin Marie Stuart mit dem Kronprinzen von Frankreich zu unterhandeln. Als die königliche Braut, welche schon als Kind an den Hof der Valois gebracht wurde, dort ankam, war sie von vier jungen Mädchen aus den ersten Familien begleitet, die ihre Erziehung und ihre Vergnügungen theilen sollten. Sie waren von dem nämlichen Alter, wie ihre junge Herrin und trugen denselben Namen. Man nennt sie die Marien der Königin.

Eine von ihnen war Marie Seton. In einer der glänzenden Erzählungen, wo sich Dichtung und geschichtliche Wahrheit vereinigt finden, feiert Walter Scott, der große Chronikschreiber, das Andenken dieser Marie, welche bis zum Ende, selbst mit Gefahr ihres Lebens, der unglücklichen Maria Stuart treu blieb. Die Treue gegen unglückliche Fürsten geht, wie eine ehrenvolle Erbschaft, in der Familie Seton von den Eltern auf die Kinder über. Sie vertheidigen die Sache der Krone, deren Unfälle sie theilen. Einer von ihnen, Georg, vierter Marquis von Dunferline, folgt, seiner Güter und Titel beraubt, dem Könige Jocob in die Verbannung und stirbt in seiner Nähe zu Saint-Germain.

Diejenige, welche durch ihre Heirath mit einem Nachkommen dieser edlen Schottländer, ihrem Namen eine so heilige Berühmtheit geben sollte, Elisabeth Anna Bayley, wurde am 28. August 1774 zu New-York geboren. Ihr Vater, Richard Bayley, jüngerer Sohn einer guten Familie englischer Abstammung und ihre Mutter, Catharina Charleton, Tochter eines Predigers der bischöflichen Kirche, waren beide in Amerika geboren. Ein Unglück, dessen Tragweite sie nicht kannte, als es sich ereignete, traf die kleine Elisabeth in der zartesten Kind-

heit: sie verlor ihre Mutter gegen Ende des Jahres 1777. Gott, der ihr so viele Prüfungen auferlegte, ließ sie diesen unersetzlichen Verlust erleiden in einem Alter, dem der Schmerz fremd ist. Er schonte die Empfindsamkeit des noch schwachen Kindes, um später die starke Frau aus ihr zu machen. Sie wuchs heran; alle ihre Liebe übertrug sie auf ihren Vater. Sie und ihre jüngere Schwester Mary waren die einzigen Pfänder, welche ihm von seiner Verbindung mit Fräulein Charleton blieben; aber er hatte sich ein zweites Mal vermählt und aus dieser Ehe hatte er mehrere Kinder. Jedoch schienen seine Hingebung und Zärtlichkeit gegen die beiden Waisen in dem Maaße zuzunehmen, in welchem seine Familie wuchs. Wenn man ihn so sorgfältig und aufmerksam gegen sie sah, fühlte man, daß er sich bemühete gewissermaßen ein Wunder der Zärtlichkeit zu wirken, nämlich ihnen zu verbergen, was ihnen in Vergleich ihrer Geschwister abging, die zugleich die Liebkosungen einer Mutter und den Schutz eines Vaters genossen. Ohne ihren kleinen Brüdern und Schwestern etwas zu entziehen, gab er ihnen doch ihren reichen Antheil. Waisen von der Wiege an, lernten sie doch in seinen Armen die Sorgfalt und Zärtlichkeit kennen, welche das Mutterherz ersinnt. O die Liebe einer Mutter, Liebe die Jedem unvergeßlich ist. Sie ist wie ein wunderbares Brod, das Gott austheilt und vermehrt; eine reich besetzte Tafel am väterlichen Heerde, an der jeder seinen Antheil hat und die Jeder ungetheilt genießt.

Keine fremde Hand war dazu berufen, für Elisabeth und ihre Schwester zu sorgen, Herr Bayley behielt sich dieses Amt vor. Seine geregelte Lebensweise, sowie die Erhabenheit seines Characters machten ihn fähig, den Zwang auf sich zu laden, welchen eine so zarte Sorgfalt bedingte. Seine zweite Frau, eine Barclay, war eine liebenswürdige Person, von sanftem Character und großer Geradheit. Ihr Herz machte sie geneigt, den Töchtern ihres Mannes Mutter zu sein. Selbst jung liebte sie dieselben schon wegen ihres anmuthigen Wesens, dann

auch, weil sie von Achtung und Zuneigung für ihren Vater durchdrungen war. Aber bald ward sie gezwungen, auf jede weitere Sorge zu verzichten, da die sieben Kinder, welche sie in wenigen Jahren geboren, sie ganz und gar in Anspruch nahmen [1]).

Die Erziehung Elisabeths, welche ihr Vater begonnen hatte, wurde fast ausschließlich durch ihn vollendet. Herr Bayley erkannte den ganzen Ernst seiner Vaterpflichten; deshalb bemühete er sich weit mehr, die guten Eigenschaften seines Kindes zu entwickeln, als ihr Aeußeres. Er suchte ihren Character zu bilden, ihr Herz zu vervollkommnen. Darum bemühete er sich in der ersten Zeit mit eben so viel Zartgefühl als Klugheit, das Feuer ihres Geistes eher zu dämpfen, als zu entflammen. Wußte er ja nur zu gut, daß die glänzenden Eigenschaften nicht das Glück des Menschen ausmachen; daß sie nicht die Grundlagen des inneren Friedens und der zarten Neigungen bilden, aus denen die edelsten Freuden des Lebens erwachsen. Das richtige Urtheil, den liebenswürdigen Character, diese waren es, die er bei seiner Tochter entwickeln wollte, damit sie dadurch befähigt würde, sich beliebt zu machen und glücklich zu werden.

Da sie sich mit Liebe der sanften und festen Leitung ihres väterlichen Erziehers überließ, gewöhnte das folgsame Kind sich früh daran, die Lebhaftigkeit ihres Characters zu bezwingen, ihre Einbildungskraft zu zügeln und in Widerwärtigkeiten ihren Gleichmuth zu bewahren. So lernte sie es, mit Hintansetzung ihrer eigenen Person, in sich das Verlangen zu nähren, sich Andern nützlich zu machen und Gutes zu wirken. Dieser Wunsch, wir möchten fast sagen, dieses unersättliche Bedürfniß, welches sich bei ihr, beim ersten Erwachen der Vernunft, verrieth, beherrschte sie das ganze Leben lang, und

---

1) Amalia, Richard, Barclay-Bayley, Veit Carleton, Wilhelm, Helene und Marie.

beschäftigte ihr Herz ohne Unterbrechung. Sie wurde bald inne, daß die Selbstentäußerung es zugleich nährt und stillt. Sie begriff es, welche Süßigkeit in der so harten Gewohnheit des Opfers verborgen ist. Sie ist ja dem Honig zu vergleichen, der in der h. Schrift „Honig des Felsens" genannt wird.

Von ihrer Kindheit an hatte man bei ihr eine große Neigung zur Frömmigkeit bemerkt. Frühzeitig von Liebe zu Gott durchdrungen, lernte sie fast zu gleicher Zeit nachzudenken und zu beten. Sie wohnte fleißig dem Gottesdienste ihrer Kirche bei, und erbaute die Anwesenden durch ihre Sammlung und ihren Eifer. Als sie ein wenig im Alter vorgerückt war, fand sie ihre Wonne in der Lesung der h. Schrift. Diese vom Geiste Gottes belebten Zeilen wurden die Nahrung ihrer Seele. In ihnen schöpfte sie die Grundsätze, welche ihre Gedanken, ihre Handlungen, ihre Ansichten leiteten. Diejenigen Stellen, welche sie am meisten rührten und den tiefsten Eindruck auf sie machten, niederzuschreiben, war ihre süßeste Beschäftigung. Was sie so gelesen, geschrieben, betrachtet hatte, grub sich nach und nach ihrem Gedächtnisse ein, und so sammelte sie sich in ihrem Geiste einen reichen Schatz. Später werden wir bemerken, daß von ihren Lippen und aus ihrer beredten Feder die schönsten Sprüche flossen, die sie den h. Büchern entlehnte und mit der ihr eigenen Feinheit anwandte.

Schon frühe lassen sich die Absichten Gottes in Bezug auf diese schöne Seele errathen. Aufrichtig fromm und aufmerksam auf die Regungen der Gnade, entspricht sie ihr beim ersten Rufe, sie geht festen Schrittes auf ihrem Wege, schreitet voran und vervollkommnet sich. Man fühlt es, daß der Urheber aller vollkommenen Gaben ihr diejenigen Gnaden vorbereitet, die sie später dem Irrthum entreißen werden. Sie war eine eifrige Protestantin, dennoch neigte sie sich, ohne es zu ahnen, der wahren Kirche zu, deren Mitglied sie später wurde. Ein gewisses Etwas zog sie zu derselben hin. Hätte sie diese Neigung in sich erkannt, so würde sie dieselbe nicht geduldet haben.

Aber sie war in einer protestantischen Secte erzogen, welche mehr als jede andere, Spuren der Religion beibehalten hatte, die uns von den Aposteln überliefert worden. Was ihr Herz in ihren gottesdienstlichen Handlungen besonders anzog war gerade das, was sie von dem Katholicismus beibehalten hatten. „Das Herz hat seine Beweggründe, die die Vernunft nicht kennt." Pascal So wurde auch das Herz Elisabeths zuerst bewegt durch die Milde und Schönheit unserer liebenswürdigen, göttlichen Religion. Aber das genügt nicht. Von dem Tage an, wo es ihr klar wird, daß Gott sie in seiner Kirche will, sucht sie unsere Religion kennen zu lernen; sie verlangt, in den Grundwahrheiten unterrichtet zu werden. Dann, von der Wahrheit erleuchtet, nimmt sie den Glauben auf, wozu ihr Herz sie hinzieht. Ihre natürliche Neigung gewann sie der Kirche; ihre aufrichtige Frömmigkeit erhob sie unmerklich zu den Höhen des Glaubens. Wir können schon voraussehen, daß eines Tages, wenn ihr Geist seine volle Kraft erlangt haben wird, der Glaube, dieser Seelenbesieger, sie uns entgegen führen wird.

Leidenschaftlich für die Lectüre eingenommen, fand sie schon jetzt ein besonderes Vergnügen an den Erinnerungen und Ueberlieferungen der katholischen Kirche. Sie bewunderte unsere kirchlichen und klösterlichen Institute. Ihre Einbildung gefiel sich in den Beschreibungen unserer alten Klöster und in den Erzählungen des arbeitsamen und abgetödteten Lebens der Mönche. Die Hingebung und Selbstentäußerung gottgeweiheter Jungfrauen flößte ihr Hochachtung gegen dieselben ein. Ohne Unterlaß schöpfte sie in dem Buche von der Nachfolge Christi dessen unvergleichliche Anweisungen. Sie hatte eine zarte Andacht zu den h. Schutzengeln. Treu den Vorschriften der anglikanischen Kirche, neigte sie andächtig das Haupt, wenn der Name Jesus vor ihr ausgesprochen wurde. Das Bild des Sohnes Gottes flößte ihr eine große Verehrung ein, besonders theuer war ihr das Zeichen unserer Erlösung, das Krucifix. Fortwährend trug sie ein kleines Kreuz an ihrem Halse. Oft

drückte sie ihre Verwunderung darüber aus, daß man in ihrer Umgebung so selten dieses Zeichen der Verehrung und Liebe gegen unsern theuren Erlöser sah.

Das ununterbrochene Gebet eines großen Heiligen war: Herr laß mich dich und mich erkennen. Dies war auch das Gebet Elisabeths. Sie hatte diesen selig gepriesenen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit und Wahrheit, dem die ewige Sättigung verheißen ist. Jeden Abend erforschte sie ihr Gewissen mit einer scupulösen Genauigkeit. Sie hatte sich einen, auf die Vollkommenheit gerichteten, Lebensplan vorgezeichnet, und alle ihre Bemühungen zielten dahin, denselben zu befolgen. Gewöhnlich schrieb sie ihre Gewissenserforschung nieder, sie machte sich Vorwürfe über die geringsten Fehler, ja selbst über fast unfreiwillige Vernachläßigungen. Sie gab sich Rechenschaft über ihre flüchtigsten Gedanken und über die Verirrungen des Geistes. Wir werden sehen, wie sie sich Fehler vorhält, die ein minder zartes Gewissen nicht einmal entdeckt haben würde. Fast immer beschließt sie dieses Studium ihrer eigenen Seele mit der Bemerkung, ihre Augenblicke wären besser angewandt gewesen, wenn sie dieselben im Gebete und in der Zurückgezogenheit zugebracht hätte. Was uns an ihr so sehr gefällt, ist, daß diese große Strenge gegen sich selbst, dieses tief religiöse Gefühl mit außerordentlicher Lebhaftigkeit des Geistes und Munterkeit vereinigt sind. Ihre Frömmigkeit hat nichts von der Engherzigkeit und von dem Herben, woraus man die kleinlichen Charactere erkennt; alles in dieser edlen Natur ist aufrichtig und mittheilend.

In der moralischen Ordnung finden wir die schöne Eigenschaft, daß keine Tugend einer andern Tugend entgegengesetzt ist. Die menschlichen Fehler schließen sich einer den andern in dem Grade aus, daß eine Person, mag sie auch noch so unvollkommen sein, sich dennoch in der glücklichen Unmöglichkeit befindet, alle Fehler an sich zu haben. Dahingegen findet man oft in ein und demselben Character die verschiedenartigsten guten Ei-

genschaften vereinigt, wodurch er einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangt. So konnte man bei unserer Elisabeth schon auf den ersten Blick die glücklichsten Gegensätze bewundern. Sie besaß die hingebendste Fröhlichkeit, Witz und die natürliche Ungezwungenheit einer unschuldigen Seele; jene Offenherzigkeit, welche der Freundschaft ihren wahren Werth verleiht und den gewöhnlichen Umgang so angenehm macht. Aber sie verband damit im höchsten Grade die gründlichen Eigenschaften eines ernsten, gemessenen, nachdenkenden Geistes. Diese Gaben waren ihr angeboren, aber ihre Erlebnisse hatten sie gereift; die Erziehung hatte ebenfalls das Ihrige beigetragen, um sie bei ihr zu entwickeln. Hatte die erleuchtete Führung ihres Vaters ihre Lebhaftigkeit gezügelt und sie gelehrt, die Gemüthsruhe zu bewahren, so waren die äußern Verhältnisse, voll der Gemüthsbewegungen und Trübsale, nicht ohne Einfluß auf ihren Charakter geblieben. Auf solche Weise war sie, die von Natur aus die Munterkeit selbst war, schon von ihrer Kindheit an, ernst geworden.

Schon ihre Wiege im väterlichen Hause war durch den Tod ihrer Mutter von Trauer umgeben. Dann kamen die betrübenden Ereignisse jenes Krieges, den durch ganze sieben Jahre die Engländer mit den aus ihrem Schooße hervorgegangenen Kolonien zu führen hatten. In dem Alter, wo nur Sorglosigkeit und kindliche Spiele gekannt werden, erlebte Elisabeth, umgeben von ernsten Gesichtern, die Schrecken und Gemüthsbewegungen der Kriegsunruhen. Sie hörte nur von verlornen oder gewonnenen Schlachten, von den Bewegungen der Armeen oder den Lärm einer belagerten Stadt. Richard Bayley gehörte zur englischen Armee. Er war als Chirurg dem Generalstabe des Sir Veit Carleton, einem der Hauptanführer, zugetheilt. In der Stadt New-York eingeschlossen, die von den Truppen Washingtons belagert wurde, hatte die kleine Elisabeth schon früh jede Art von Entbehrung kennen gelernt. Als nach dem Siege von Brooklyn (1. August 1776)

Lord Howe in die Stadt gedrungen war, hatten die englischen Generäle sie zum Mittelpunkte ihrer militairischen Operationen gemacht. New-York barg viele Bürger in sich, welche die Rechte der englischen Krone unterstützten, im Widerspruch mit dem Congreß und der größeren Mehrzahl des amerikanischen Volkes. Diese Getreuen, wie man sie nannte, hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, einige Vergünstigungen für die Stadt zu erlangen, durch welche die Lage der Bewohner in etwa erleichtert würde. Die Klugheit verlangte die Erfüllung des Begehrens. Man begriff es nicht. Die Stadt wurde mit außerordentlicher Strenge behandelt, die herben Maßregeln, welche man aufrecht erhielt, erschwerten den Einwohnern die von der Belagerung unzertrennlichen Leiden. Der Zeitpunkt, wo sie am meisten zu dulden hatten, war der Winter des Jahres 1780, welcher bei ungewöhnlicher Strenge sehr lange anhielt. Das Wasser, von welchem die Stadt umgeben ist, ja selbst das Meer, waren mit einer so festen Eisrinde bedeckt, daß Washington den Plan faßte, dasselbe zum Uebergange seiner Artillerie, der Bagage und der ganzen Armee zu benutzen. Auf der Landseite schnitt er jede Zufuhr von Lebensmitteln ab. Die Nahrungsmittel und die übrigen Artikel, welche die zahlreiche Einwohnerschaft auf dem Wasserwege erwarteten, blieben ebenfalls aus. Alles stieg auf einen unerhörten Preis, der Mangel wurde fühlbar. Das Holz fehlte dergestalt, daß man genöthigt war, Gebäude abzubrechen und alte Transport-Schiffe zu zerstören, um sich wärmen zu können.

Zu den Leiden, welche solche Entbehrungen verursachten, kam für die Bewohner New-Yorks noch der Abscheu vor den Grausamkeiten, von denen sie Zeugen waren. Die amerikanischen Gefangenen, welche auf den Pontons in der Rhede zusammmengepfercht waren, kamen unter ihren Augen zu Tausenden vor Elend und Hunger um. Sie wurden ins Meer geworfen, wo ihre Leichen halb vom Wasser bedeckt und von den Wellen hin und her getrieben, die Luft verpesteten. Die

Nachrichten, die man von außen empfing, boten nur düstere Bilder dar: blutige Kämpfe, Feuersbrünste, Ruin und Verheerung überall. Vor den Thoren New-Yorks begingen die Indianer, die Verbündeten der Engländer, Thaten erschreckender Roheit. Wehe dem amerikanischen Soldaten, der in ihre Hände fiel. Sein abgeschlagener Kopf, die mit den Haaren abgezogene Kopfhaut, hatten einen Werth, den selbst civilisirte Krieger den Wilden streitig zu machen wagten. Die Erzählung solcher Schändlichkeiten machten das Blut derer erstarren, die sie hörten. Man begreift, welchen Eindruck sie auf ein junges, empfängliches Gemüth machen mußten. In dem Hause des Herrn Bayley, wo man sonst nur den Lärm kindlicher Spiele und das lustige Gemurmel einer Schaar fröhlicher Kinder hörte, herrschte Stille und Angst.

So lange dieser Krieg für die Unabhängigkeit Amerikas dauerte, wurde mit jedem Tage die Erbitterung und Wuth von beiden Seiten heftiger, jeder Tag erweiterte den Abgrund, der das englische Reich für immer von seinen Kolonien trennte.

Indessen war in den englischen Kolonien nichts von allem dem vorgefallen, was in der Welt sonst gewöhnlich die Ursache von Umwälzungen ist, durch welche das Blut des Volkes vergossen wird. Die theuersten Güter des Menschen, seine Religion, seine Einrichtungen, seine alten Gebräuche waren durch nichts verletzt worden; die staatliche Ordnung war nicht gestört, die Regierungsform war immer dieselbe geblieben.

Die englischen Besitzungen hatten im Innern stets mehr Freiheit genossen und eine größere politische Unabhängigkeit, als die der andern Nationen, und hierin lag der Hauptgrund ihres Wohlstandes. Wenn ihr Wachsthum bisweilen die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf sich gezogen hatte, so war es doch nur, um die Gerechtsame seiner Schutzbefohlenen zu bestätigen. Nie hatte man die Rechte berührt, welche die Ansiedler durch ihre Abstammung und ihre Nationalität besaßen. Ihre verschiedenen Einrichtungen wurzelten in der Volksvertretung;

die Schwurgerichte gehörten zu ihren Privilegien; sie stimmten in ihren Versammlungen ab über Steuern, Gesetze und die Grundsätze der inneren Verwaltung. Die königliche Sanction war zwar für die meisten solcher Bestimmungen nothwendig, aber sie erfolgte immer, so lange keine Beschlüsse gefaßt wurden, die den Gesetzen und Rechten des Mutterlandes zuwider waren.

Stolz auf ihre Abstammung hatten die amerikanischen Kolonisten die brittischen Gesetze immer als das Meisterwerk menschlicher Weisheit angesehen. Sie theilten deren Vortheile und waren überzeugt, daß ihre Vorfahren, als sie das atlantische Meer durchschifften, die Freiheiten und Privilegien sich bewahrten, welche jeder Engländer von Geburt genießt. Ihre Anhänglichkeit an das Mutterland war noch gewachsen seit dem Kriege von 1768, wo das englisch-amerikanische Blut eben so gut geflossen war, wie das englische, um der brittischen Krone den Besitz des ausgedehnten Landes, zwischem dem Golf von Mexiko bis zum Nordpole, zu behaupten.

Als England im Besitze von Canada und siegreich in dem 7 Jahre andauernden Kriege geworden war, beschloß es von Schulden fast erdrückt, von Nordamerika Einnahmen zu erzielen. Es weigerten sich auch die Bewohner keineswegs, dem Reiche Opfer zu bringen; aber sie behaupteten, da sie selbst Parlamente haben, und in dem Parlamente Großbritaniens nicht vertreten seien, so sei es ihre Sache zu bestimmen, was sie geben könnten und müßten. Dieses Steuerrecht, welches die Kolonisten beanspruchten und dem der Mutterstaat sich widersetzte, wurde die erste Ursache ihrer Uneinigkeiten. Es wurden dadurch während mehrerer Jahre heftige Streitigkeiten hervorgerufen. So blieben die Sachen bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges im Jahre 1775. Den Vorwand dazu gab die Begegnung der königlichen Truppen mit einigen, in der Gegend von Boston versammelten Soldaten.

Niemand wird erwarten, daß wir die Entwickelung dieses denkwürdigen Streites erzählen. Die unbezwingliche Entschlossenheit des amerikanischen Congresses, das Genie Washingtons, die Mitwirkung eines ganzen Volkes und die Unterstützung Frankreichs an Truppen und Geld, erzielten bald unglaubliche Erfolge. Siebenjährige unerhörte Anstrengungen und heldenmüthige Opfer, sicherten den dreizehn Kolonien eine glorreich errungene Unabhängigkeit. Unter sich durch ein Bündniß vereinigt, wurde jede derselben ein freier, unabhängiger Staat, und so bildeten sie von nun an die Republick der vereinigten Staaten, welche sowohl England als die andern Mächte, im Jahre 1783, durch feierliche Verträge anerkannten.

Ein Jahr vor dem Abschlusse des Friedens, als der Erfolg der amerikanischen Waffen den Ausgang vorhersehen ließ, war der Oberbefehl über die englischen Truppen von Sir Heinrich Clinton auf Sir Veit Carleton übergegangen. Die Mäßigung seines Charakters, die Milde, welche er an den Tag gelegt, als das Kriegsglück auf seiner Seite war, hatten ihm die Achtung beider Parteien gewonnen. So war er wohl der geeignetste Mann, um mit dem General Washington wegen des Friedens zu unterhandeln. Richard Bayley gehörte, wie wir schon sagten, zum Generalstabe Carletons. Eine warme Freundschaft verband den geschickten Chirurgen mit dem Oberbefehlshaber. Der Name Veit Carleton wurde in der Familie Bayleys immer in hohen Ehren gehalten. Er wurde einem der Kinder beigelegt, die aus der zweiten Ehe Richards mit Frl. Barclay entsprangen. Veit Carleton Bayley, der dritte Sohn dieser edlen Familie, machte den beiden in ihm vereinigten Namen Ehre.

Als die englischen Truppen New-York, die letzte Stadt, welche unter ihrer Botmäßigkeit stand, räumten, trat Elisabeth in ihr eilftes Lebensjahr. Die Scene, welche sie von ihrer ersten Kindheit an vor Augen gehabt hatte, wechselte plötzlich in ihrer Umgebung, wie die trügerischen Decorationen des Theaters,

welche in einem Augenblicke verschwinden, um andern Bildern Platz zu machen, deren Neuheit überrascht.

Der Rückzug der Soldaten Carletons war das Signal, welches eine Abtheilung der amerikanischen Armee herbeirief, um Besitz von der Stadt zu nehmen. Nachdem man zur Sicherheit der Bürger Wachen ausgestellt hatte, hielt der General Washington seinen Einzug in die Stadt. Er war von einem glänzenden Gefolge umgeben und wurde von dem freudetrunkenen Volke mit Segenswünschen überschüttet. Wenn die alten Anhänger der englischen Partei sich auch von dem allgemeinen Jubel fernhielten, so konnten sie doch dem Helden der Unabhängigkeit die Achtung nicht versagen, die er selbst seinen Gegnern einflößte. Washington stand auf dem Punkte, sich der höchsten Gewalt zu entkleiden, um in das Privatleben zurückzutreten. Zu New-York nahm der biedere, edle Mann von seinen Waffenbrüdern Abschied. Diese großartige und rührende Abschiedsscene fand statt wenige Tage nach seinem Einzuge in die Stadt.

Von jetzt an wurde New-York selbstständig; die Stadt sollte sich selbst verwalten, vertheidigen, regieren. Der Triumpf der Amerikaner wurde leider verdunkelt durch den leidenschaftlichen Haß der Sieger gegen die Anhänger der alten Regierung, welcher den blutigen Streit überlebte. Ungerechte, unkluge Verfolgungen waren dessen unselige Früchte. Richard Bayley zählte viele Freunde unter den Verfolgten. Er hatte den Schmerz zu sehen, wie mehrere aus ihnen gezwungen waren, an fremden Orten die Ruhe und Sicherheit zu suchen, die das Vaterland ihnen versagte. Neu-Schottland war das Asyl, wohin sich eine große Anzahl dieser Flüchtlinge wandte. Durch ihre Entfernung erlitt die Republick einen großen Verlust an ehrenhaften Männern. Man versichert, daß mehr als dreißigtausend Auswanderer sich aus den vereinigten Staaten entfernten.

Die Familie, welche uns hier beschäftigt hatte das Glück, von den traurigen Folgen des Bürgerkrieges verschont zu bleiben. Richard Bayley, obgleich ebenfalls durch seine Parteinahme compromittirt, hatte sich einen solchen Ruf der Wissenschaft und des Edelsinnes erworben, daß seine Mitbürger nicht anstanden, ihm den ehrenvollsten Platz anzuvertrauen. Er wurde zum Oberarzt des Hafens von New-York ernannt.

Wenige Jahre später erhielt er eine neue Auszeichnung. Die Universität von Columbia wollte im Jahre 1792, von den ihr verliehenen Privilegien Gebrauch machend, eine medizinische Facultät errichten, und bot dem geschickten Chirurgen den Lehrstuhl der Anatomie an. In kurzer Zeit wurden die Vorlesungen Bayleys in Amerika berühmt. Ebenso erlangten seine Schriften, in denen er das Resultat seiner Studien und Arbeiten darlegte, eine große Anerkennung, sowohl in Europa als in Amerika.

Geachtet und geehrt von Allen, geliebt von einer interessanten Familie, der er alle seine freien Augenblicke widmete, führte der Vater unserer Elisabeth ein äußerst glückliches, für seine Mitmenschen nützliches Leben. Die Vermählung seiner ältesten Tochter, seines Lieblingskindes, machte das Glück vollständig, welches er immer durch sie genoß.

---

# Zweites Kapitel.

William=Magee Seton. — Einzelheiten über einen seiner Vorfahren und über seinen Vater. — Die Briefe eines amerikanischen Landwirthes. — William Seton, Director der Bank von New=York. — Reise William=Magee's nach Europa. — Aufenthalt zu Toscana. — Filippo und Antonio Filicchi. — Rückkunft des William=Magee Seton in Amerika. — Seine Neigung für Fräulein Elisabeth Bayley. — Elisabeths Portrait. —

William=Magee Seton[1]), der Verlobte Elisabeths, war für sie nie ein Fremder gewesen. In ihrer Kindheit wuchsen sie mit einander auf, später wurde sie die Freundin seiner Schwestern, deren Gespielin sie früher gewesen. Wie sie, war auch er in Amerika von englischen Eltern geboren. William Seton, sein Vater, ältester Sohn von John Seton, Haupt der Familie Seton von Parbroath, hatte England verlassen, wo seine Voreltern von den Resten ihrer bedeutenden Güter zehrten. Wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die Stuarts waren sie bei der zeitigen Regierung nicht gelitten, weshalb sie fern von den Geschäften in stiller Zurückgezogenheit lebten. Da er gar keine Aussichten hatte, beschloß der noch sehr junge William Seton, sein Glück in der Ferne zu suchen.

Ein abentheuerlicher, unternehmender Geist, eine Einbildungskraft, die Großes erzeugt, waren immer die besonderen

1) Den Namen Magee erhielt er von einem Freunde seiner Familie, Hr. Magee von London, der sein Taufpathe war und ihm eine bedeutende Erbschaft hinterließ.

Charactere der englisch-sächsischen Race. Indessen traten sie nie so auffallend hervor, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In dieser, für das brittische Reich so glänzenden Epoche, erzeugten die großen Errungenschaften in Amerika und Indien, einen bisher nicht gekannten Wetteifer. Die Zahl derer, die von der Sucht nach Reichthümern in ferne Gegenden getrieben wurden, wuchs mit jedem Tage.

Unter diesen zahlreichen Auswanderern war William Seton einer von denjenigen, die das Glück am meisten begünstigte. Muthvoll, unternehmend, mit ausgezeichneten Anlagen begabt, wußte er den Ort zu wählen, der die meiste Aussicht auf Erfolg bot. Im Frühlinge des Jahres 1760 schiffte er sich nach Amerika ein. Eine schnelle Ueberfahrt brachte ihn in den blühenden Hafen von New-York. Es war eine weite Reise von Europa nach der neuen Welt. Da war er nun, noch ganz jung und allein in einem fremden Lande, das aber schon von dem englischen Geist durchdrungen war. Mehrere Familien, seine Landsleute, die schon lange diese Kolonien bewohnten, nahmen sich alsbald seiner an und standen ihm mit Rath und That zur Seite. Das Glück lächelte ihm, alle seine Unternehmungen gelangen. Kaum waren sechs Jahre verflossen, so sehen wir ihn schon als Theilnehmer an dem Geschäfte eines der größten Rheder New-Yorks. Im Jahre 1767 verehelichte er sich mit Fräulein Curzon von Baltimore. Diese Verbindung brachte ihn auf den Höhepunkt seiner Wünsche. Sein Wohlstand wuchs. Nun wurde er Rheder für seine alleinige Rechnung; er ward Besitzer mehrerer Schiffe, und wir bemerken mit Vergnügen, daß er denselben, mit väterlichem Stolze, den Namen seiner Kinder beilegt. So William-Magee, James, Henry, Isabella, Rebecka, Cäcilia, Henriette, Samuel. Sein Pavillon, mit Lilien und dem Wappen der Seton geziert, durchkreuzte den Ocean, das Mittelmeer, das baltische Meer und den Bengalischen Golf. Am häufigsten fand man ihn in den Häfen von Hamburg, von Livorno und Calcutta.

Indessen bereiteten sich große Ereignisse in Amerika vor. Die Ansprüche Englands beunruhigten und erregten die Colonisten. Ohne je daran zu denken, sich loszureißen, behaupteten sie ihre Rechte. Sie beriefen sich auf die Gerechtigkeit des Herrschers, des Ministeriums, des Parlaments. Die Regierung blieb taub und hielt fest an der kurzsichtigen Politik, welche dem brittischen Hochmute eine so arge Demütigung bereitete.

Seit fünf Jahren war der Streit täglich erbitterter geworden, als in den Jahren 1770 bis 1773 einige Zugeständnisse des englischen Parlaments, eine mehr scheinbare als wirkliche Beruhigung der Gemüter hervorbrachten. William Seton benutzte diese Zeit der Ruhe, um sein Heimatland zu besuchen. Sein Vater, John Seton war nicht mehr, aber er fand noch eine Mutter und seine drei Schwestern. Die Aelteste war mit dem Baronet Sir Thomas Cayley vermählt; die Zweite mit Sir Walter Synnot von Ballymoyer, Oberscherif von Armagh in Irland; die Dritte, Frau Berry, war Mutter der beiden ausgezeichneten und schönen Personen, um deren Hand der berühmte Sir Horazius Walpole nacheinander warb.

Als der Krieg zwischen England und den aufrührerischen Kolonien Amerikas ausbrach, hielt William Seton sich fern von den politischen Ereignissen. Zwar war er der englischen Partei ergeben aber er hatte nicht öffentlich Stellung genommen. Jedermann kannte seine Gesinnung, dennoch blieb seine persönliche Lage ungefährdet, ebenso die Achtung, die er sich bei seinen amerikanischen Mitbürgern erworben hatte.

Den klarsten Beweis dafür erhielt er, als er 1786 zum Director der Staatsbank von New-York erwählt wurde. Diese Wahl machte dem Ansehen William Setons Ehre, aber nicht weniger dem Geiste der Mäßigung und Freisinnigkeit der Amerikaner. Sie machte Eindruck auf einen unbekannten Reisenden, der kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Amerika, in der französischen Revolution eine gewisse Berühmtheit erlangte.

Es war Brissot. Einer der Briefe in ‚seiner neuen Reise nach den Vereinigten Staaten' enthält das gerechte Lob des verdienstvollen Directors der Bank von New-York.

Wie jeder gute, englische Edelmann, hielt auch William Seton die Erziehung eines jungen Mannes für unvollendet, wenn sie nicht durch eine große Reise beschlossen wäre. Sein ältester Sohn erreichte sein zwanzigstes Jahr. Im Sommer 1788 ließ er ihn sich einschiffen für das europäische Festland. William Seton sollte zuerst England besuchen und seine Familie von väterlicher Seite kennen lernen. Dann sollte er Spanien und Frankreich bereisen und sich nach Livorno in Toskana zu den Gebrüdern Filicchi begeben, welche als Rheder und Banquiers mit seinem Vater in Geschäftsverkehr standen. Nach dem Willen des Vaters sollte William-Magee mehrere Jahre in diesem Hause verweilen, sowohl um sich europäische Sitten anzueignen, als um sich in den Handelsgeschäften auszubilden. Später werden wir oft von diesen beiden Brüdern Antonio und Filippo Filicchi sprechen. Aber schon jetzt müssen wir einige Worte sagen über ihre Stellung in der Welt und ihren edlen Character.

Durch die innigste Liebe und zu einem Geschäfte verbunden, erfreuten sich die Herren Filicchi in Toskana eines bedeutenden Vermögens und eines guten, wohlverdienten Namens. Ihr unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn wußte die Glücksgüter recht zu benutzen. Beide, selbst eifrige Katholiken, wurden die Stütze der vielen frommen Werke und Stiftungen, welche aus dem Glauben hervorgegangen waren. Die zahlreichen Armen die durch sie ernährt wurden, die Kranken, die Waisen, die Gefangenen, denen sie so großmütig beisprangen, priesen ihren Namen und fleheten auf sie die Segnungen des Himmels herab. Diese beiden echten Christen waren aber nicht weniger hervorragend durch ihre ausgebreitete wissenschaftliche Bildung, als durch den Glanz ihrer Tugenden. Der wirklich ausgezeichnete

Geist Filippos, des ältesten der zwei Brüder, war von dem Großherzoge von Toskana anerkannt, weshalb er sehr oft die Angelegenheiten der Schiffahrt und des Handels nach dessen Rath ordnete.

Leopold von Lothringen, Bruder des Kaisers Joseph II. und der unglücklichen Königin Marie Antoinette, beherrschte damals das Erbtheil der Medicis. Er förderte Kunst und Handel und erleichterte die Lasten des Volkes. Von seinen Fehlern und seinem Unglück zu reden gehört nicht zu unserer Aufgabe. Ein Fremder, ein Protestant, wie William Magee es war, der zu dieser Zeit nach Toskana kam, bemerkte kaum den Zwiespalt unter Kirche und Staat. Seinen Hirten ganz ergeben, blieb das Volk seinen frommen Uebungen treu und hielt eben so fest am Glauben, wie in früheren Tagen. Der Einfluß Josephs II. hatte den Geist Leopolds irre geführt. Dennoch fand man in dem Herrscher, der hartnäckig seine Ansprüche festhielt, die ein katholisches Gewissen verwerfen mußte, einen christlichen Fürsten, den Sohn der großen Maria Theresia. Die Gebräuche am Hofe von Toskana trugen einen wahrhaft religiösen Stempel. Der Fürst empfing in der h. Woche die Armen in seinem Pallaste, wusch ihnen die Füße und bediente sie bei Tische. Er begleitete das h. Sakrament bei den feierlichen Prozessionen. Begegnete er in den Straßen einem Priester, der die h. Wegzehrung zu den Kranken trug, dann mischte er sich unter die Gläubigen, die demselben folgten.

Ein solches Schauspiel ist ganz neu und ergreifend für die, welche nicht im Schooße einer katholischen Nation geboren wurden. So mußte sich William Magee Seton, der in Mitte dieses gläubigen Volkes, und in nächster Verbindung mit den beiden Dienern Gottes Filippo und Antonio Filicchi war, von Bewunderung für den Katholicismus ergriffen und zu demselben hingezogen fühlen. Indessen müssen wir gestehen, daß er nie das Verlangen merken ließ, mit seinen Freunden vor dem-

selben Altare zu knien. Ganz menschliche Rücksichten hatten ihn nach Italien geführt. Er theilte die Zeit zwischen den Erholungen und Vergnügungen der Jugend und ernsten Beschäftigungen. Von Filippo und Antonio Filicchi wie ein geliebter Sohn behandelt, lebte er ganz zufrieden und glücklich unter ihrem Dache. Aber der Tod bezeichnete nicht weit von dort, in der Nachbarstadt schon den Platz, wo er seine Laufbahn vollenden und bis zur Auferstehung ruhen sollte. Sein schwacher Lebensfunken sollte unter Italiens Himmel erlöschen. Er sollte zwar sein Heimathland wieder sehen, aber nur für wenige Jahre. Die Vorsehung hatte es so angeordnet, daß das Land, wo William immer ruhen sollte, daß das düstre Grab die Wiege sei, wo seine Wittwe und seine Kinder der katholischen Kirche geboren wurden.

Als er nach sechsjähriger Abwesenheit nach Amerika zurückkehrte, war unser junger Reisende, nach damaliger Redeweise, ein vollendeter Edelmann. Er hatte ein hübsches Gesicht, ein edles Benehmen und seine Unterhaltung war interessant und anziehend. Jetzt war er fünf und zwanzig Jahre alt. Sein Vater nahm ihn mit in sein Geschäft auf. In den Vereinigten Staaten arbeitet Jeder; diese Gewohnheit schreibt sich her von dem Entstehen der Kolonie. Die Zeit, weit entfernt davon, diese Sitte aufzuheben, hat dieselbe nur befestigt. Eben so wurde von Anfang an bis heute die Ehe heilig gehalten und eine zahlreiche Familie war die Freude der Eltern. Diese hatten auch immer das Recht, frei über ihr Vermögen zu verfügen. So wurde der Reichthum, welcher in Amerika leichter als anderwärts zu erlangen und zu vermehren ist, schnell zersplittert. Hieraus entsteht für jeden die Nothwendigkeit, dem Glücke seinen Antheil abzuringen, hieraus entspringt aber auch der Werth, den man auf Thätigkeit und Verstand legt. Weit davon entfernt, gegen die Arbeit eingenommen zu sein, ist man sehr für dieselbe. Selbst der Reiche ist nicht von

diesem allgemeinen Gesetze ausgenommen. Er ist es der öffentlichen Meinung schuldig, seine Zeit irgend einem Geschäfte, oder dem öffentlichen Wohle zu widmen. In den Augen der amerikanischen Bürger, die von den englischen Ansiedlern abstammen, sind die Gewerbe mehr oder weniger beschwerlich, mehr oder weniger einträglich, aber nie werden sie als höher oder geringer angesehen; jedes ehrliche Handwerk ist ehrenvoll.

Die Söhne der englisch-amerikanischen Bevölkerung verheirathen sich in der Regel sehr früh. Sie entscheiden selbst und unabhängig über die Wahl, die ihnen angemessen scheint. Von ernsten Neigungen geleitet, suchen sie nach Eigenschaften, die das häusliche Glück sichern. So war es auch bei William-Magee Seton. Seitdem er seine Rückkehr nach Amerika angezeigt hatte, wurde er von der Familie Richard Bayley mit eben so liebevoller Ungeduld erwartet, als von seinen eigenen Angehörigen. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er seine Freunde; da fand er Elisabeth Bayley, die er als ein Kind verließ, mit der Anmuth eines fast achtzehnjährigen Mädchens wieder. Ihr erster Anblick machte auf sein Herz einen solchen Eindruck, daß er über seine Zukunft entschied. Eifersüchtig darauf, von ihr selbst die Zusicherung seines Glückes zu erhalten, suchte er vorerst ihre Gefühle für ihn zu erforschen. Als er von der Zuneigung derjenigen sicher war, die er so innig liebte, hielt er bei Herrn Bayley um ihre Hand an, und erbat sich die Zustimmung seiner eigenen Eltern, die ihm wie er wußte, gesichert war. Alle wußten, welch zarte und heiße Gefühle ihn zu der Wahl bestimmten. Man brauchte Elisabeth nur zu sehen, um zu erkennen, daß sie nicht allein die Liebe zu erwecken im Stande sei, sondern auch dieselbe zu fesseln vermöge.

Wir könnten vielleicht versuchen, ihre Anmuth und Schönheit zu beschreiben; aber wenn wir sie mit den ausgezeichnetesten und seltensten Gaben ausgerüstet sehen, halten wir uns

nicht bei den äußern Vorzügen auf. Wir sehen sie vor uns, diese liebenswürdige Elisabeth, nicht groß, mit anziehenden Gesichtszügen, ihre großen, braunen, sanften Augen, ihre offene Stirn. Ihre Physiognomie zeugte von Verstand, Festigkeit und Treuherzigkeit. Sie besaß jene unbeschreibliche Schönheit, die der Spiegel einer schönen Seele ist.

# Drittes Kapitel.

Elisabeth Bayleys Verehelichung mit William-Magee Seton. — In wenigen Jahren werden diesen glücklichen Eltern fünf Kinder geboren. — Christliche und mütterliche Liebe. — Das gelbe Fieber in New-York. — Aufopferung Richard Bayleys. — Ansprüche Frankreichs und Englands den Vereinigten Staaten gegenüber. — Folgen der politischen und kaufmännischen Wirren in Amerika. — Mißgeschick, von dem William-Magee Seton befallen. — Der Tod raubt ihm seinen Vater. — Elisabeths Muth und Ergebung. — Brief der Lady Thomas Cayley. — Neue Erscheinung des gelben Fiebers. — Elisabeth und die kleinen Waisen. — Richard Bayley, Opfer seiner Hingebung. — Sein Tod. — Elisabeths Schmerz. —

1794—1803.

Elisabeth Bayley und William-Magee Seton wurden im Frühlinge des Jahres 1794 in der Dreifaltigkeits-Kirche zu New-York getraut. In dieser Verbindung, welche von beiden Familien gern gesehen wurde, schien Alles eine glückliche Zukunft zu verheißen. Die süßesten und schmeichelhaftesten Hoffnungen fanden auch ihre Verwirklichung, aber nur für eine kurze Spanne Zeit. Die ersten Jahre von Elisabeths Ehestande waren voll des seltenen und vollständigen Glückes, wie es oft denen zu Theil wird, die zu herben Prüfungen bestimmt sind. Alles lächelte ihr entgegen. Ihre Lage war eine glänzende; ihre Tugend, ihr anziehender Character, ihre Anmuth gewannen ihr die Zuneigung Aller. Die größte Gleichförmigkeit des Geschmackes und der Neigungen herrschte unter den beiden Gatten, ihre Zärtlichkeit gegen einander kannte keine

Grenzen. In wenigen Jahren wurden aus dieser glücklichen Verbindung fünf Kinder geboren: Anna Maria, William, Richard, Katharina Josephine und Rebecka.

Unvergleichlich war die Liebe Elisabeths gegen diese theuren Wesen, welche die Vorsehung ihrer Sorgfalt anvertraut hatte. Tag und Nacht war sie mit ihnen beschäftigt, aber eben so wachsam als zärtlich, hatte sie vorzugsweise ihre Seele im Auge, von welcher sie dereinst Rechenschaft geben würde. Schon vor der Geburt opferte sie dieselben dem Herrn. Ganz von innigster Mutterliebe durchdrungen sprach sie: „Dein ist es, mein Gott! Nimm dasselbe schon jetzt an und laß ihm in der Folge deinen Schutz angedeihen. Eines Tages wird es dir in Wahrheit und mit vollem Vertrauen sagen können: Erhöre mich, denn vom Mutterschooße an warest du mein Gott!“

Sie erwartete mit unaussprechlicher Ungeduld den Tag ihrer Taufe. Empfing sie aber in ihren Armen ihre, im Bade der Wiedergeburt gereinigten Kinder, dann floß ihr Herz über von Danksagungen. Nachfolgendes schrieb sie nach der Taufe ihres letzten Kindes Rebecka:

Mittwoch, Fest des h. Michael 1802.

„Heute ist meine kleine Rebecka in die Arche des Herrn aufgenommen. Sie ist geheiligt worden durch das Gebet des Glaubens, um das Uebermaß jeglicher Gnade zu erhalten, und beigezählt zu werden den treuen Kindern Gottes. Um das stürmische Meer dieses Lebens durchwandern zu können: fest im Glauben, voll der Freude und der Hoffnung, festgewurzelt in der Liebe, der ewigen Belohnungen würdig durch die Barmherzigkeit unsers Gottes. Ruhm und Ehre demjenigen, welcher seiner Dienerin den Vorzug erlangt hat, zu seiner Gemeinschaft zugelassen, von seinem wieder versöhnten Vater gesegnet und zur Erbschaft der ewigen Seligkeit aufgenommen zu werden. O göttlicher Erlöser! könnten wir nach so vielen Wohl-

thaten vergessen, was wir dir schuldig sind? Du hast uns ja alle diese Gnaden erworben. O halte uns, habe Mitleid mit unserer Schwäche; erbarme dich unser! Gib uns die Gnade, daß wir dir hier auf Erden eben so getreu dienen, wie deine h. Engel im Himmel, auf daß wir verdienen, eines Tages unter diese seligen Geister aufgenommen zu werden, um mit ihnen das ewige Alleluja zu singen."

Ueberzeugt, daß die Erziehung schon in der Wiege beginnen müsse, achtete Elisabeth mit größter Aufmerksamkeit auf das Erwachen der Vernunft im Geiste ihrer Kinder. Auf ihrem Schooße lernten sie schon mit ihrem ersten Lallen Gott loben. In demselben Maße, als ihre Frömmigkeit sich entwickelte, machte sie sie bei jeder Gelegenheit auf die Pflicht zu beten aufmerksam, Pflicht, die dem Herzen um so theurer wird, je besser man sie versteht. Sie ließ ihnen jede Pflege angedeihen, welche ihre Kindheit nothwendig machte, und ließ ihnen in körperlicher Beziehung nichts abgehen; aber mit noch mehr Sorgfalt war sie bemühet, ihren Verstand zu bilden und ihr Herz zu veredeln. Ihre so große Zärtlichkeit für ihre Kinder artete niemals aus in weichliche Nachgiebigkeit für ihre Launen und Fehler. Sie legte ihrer natürlichen Neigung, die zur Verzeihung neigte, Schweigen auf, und wußte die Pflicht der Bestrafung auszuüben, so oft ein wirklicher Grund dafür vorhanden war. Sie bemühete sich dann, jene Ruhe blicken zu lassen, welche die Zurechtweisung fruchtbringend macht; Vernunft und Religion allein leiteten sie. Man fühlte, daß ein erhabenes Gefühl sie beseele, sowohl wenn sie züchtigte und strafte, als wenn sie ermuthigte und belohnte.

Ihre stets vernünftige, mütterliche Liebe wurde wahrhaft erfinderisch, um diese jungen Seelen in der Erkenntniß und Liebe Gottes Fortschritte machen zu lassen. Sie erfand tausend angenehme Weisen, sie zu unterrichten, und kleidete ihre Rathschläge und Befehle in die anziehendsten Formen. In

ihrer Nähe kannten die Kinder nichts von Langeweile, so angenehm wußte sie die ernstesten Unterrichtsgegenstände zu machen. Obschon sie fast den ganzen Tag in ihrer Mitte weilte, schrieb sie ihnen doch bisweilen kleine Briefe, um demjenigen, was sie ihrem Herzen besonders einprägen wollte, eine gewisse Feierlichkeit zu geben. Das anmuthige Briefchen, welches sie an Anna, ihre älteste Tochter von acht Jahren schrieb, gibt davon Zeugniß.

3. Mai 1803.

„Meine theure Anna-Maria!

„Es ist heute der Jahrestag deiner Geburt, jenes Tages, an welchem ich dich zum ersten Male in meinen Armen hielt. Der allmächtige Gott wolle dich segnen und dich für immer zu seinem Eigenthum machen. Deine Mutter bittet ihn von ganzer Seele, daß er dich leite auf deinem Wege durch diese Welt, damit du im Frieden zum himmlischen Reiche gelangest durch die Verdienste unsers lieben Heilandes."

Die Sorge für die Armen, war nach der Sorgfalt für ihre Kinder Elisabeths erste Beschäftigung. Sie war Mitglied der Gesellschaft zur Hülfe armer Wittwen in New-York, so wie mancher anderer Verbindungen, welche die Nächstenliebe zum Zwecke hatten. Ihre Hingebung für jede Art von Leidenden war so groß, daß man sie die protestantische, barmherzige Schwester nannte. Ihre Schwägerin Rebecka Seton war die Theilnehmerin an allen ihren Liebeswerken. Sie war die älteste Schwester Williams, und so innig mit Elisabeth befreundet, daß diese sie die Schwester ihrer Seele nannte, die auch alle ihre Gedanken, ja selbst ihre geheimsten guten Werke kannte. Oft sah man die beiden Schwestern beim ersten Morgengrauen, auch bei der strengsten Kälte, in die armen Hütten eilen, wo sie das Elend aufsuchten. Sie waren in ihrem

Mitleiden dem Sonnenstrahle gleich, welcher Freude und Trost bringt. Ihre Gegenwart verwandelte die Thränen in Lächeln, und die Klagen in Danksagungen.

Die neuen Pflichten, die zarten Neigungen, welche Elisabeth als Gattin und Mutter in Anspruch nahmen, waren ihr sehr theuer, aber sie nahmen sie nicht ganz und gar ein. Sie wußte die Zeit für ihre Liebeswerke zu gewinnen, und besaß die seltene Eigenschaft, jedem Geschäfte den Platz zu bewahren, den sie ihm in ihrem Herzen eingeräumt hatte. Wir möchten fast sagen, daß die Zärtlichkeit für ihren Vater noch zunahm, wenn es möglich gewesen, von dem Tage an, wo sie ihm ihren lieben William zum Sohne gab, der sich mit ihr vereinigte, um ihn zu lieben. Elisabeth liebte Herrn Bayley nicht bloß, sondern sie wurde mehr und mehr stolz auf ihn, je älter er wurde. Sie wußte ohne Zweifel die Erfolge zu würdigen, die der berühmte Gelehrte errang; aber was ihren gerechten Stolz erregte, war der eigenthümliche Ruhm, den er sich durch seine Uneigennützigkeit und Großmuth gegen Unglückliche verdient hatte. Es genügte in der That, arm zu sein, um Gegenstand der Aufmerksamkeit und Sorgfalt des gelehrten Professors zu werden. Man erzählt von ihm einen Zug, der ihn so recht charakterisirt. Ein Chirurg von Staten-Island, kleine Insel, welche die eine Seite der Baie von New-York bildet, war gekommen, um ihn bei einer schwierigen, gefahrvollen Operation, die er zu machen hatte, um seinen Beistand zu bitten. Herr Bayley weigerte sich trotz seiner großen Dienstwilligkeit, sowohl wegen der Entfernung, als auch, weil er mit Arbeit und Mühen überladen sei. Sein Kollege sagte am Ende seiner wiederholten Bitten: Wie betrübt werden diese armen Leute sein, welche Sie zu sehen hofften, wenn ich ihnen Ihre abschlägige Antwort überbringe. Es thut mir wehe, ihnen diese traurige Nachricht bringen zu müssen; sie sind ohnedies so unglücklich, so arm! Sie sind arm! rief Herr Bayley aus, indem er von seinem Sessel aufsprang, sie sind arm! Ach warum sagten

Sie das nicht gleich. Lassen Sie uns gehen, mein Freund, lassen Sie uns gehen.

Der Tod Richard Bayleys wird uns sein Portrait vollenden. Er sah demselben täglich ins Angesicht und hatte ihm oft seine Beute streitig gemacht. Dennoch kam der Augenblick zu früh, in welchem seine Aufopferung, die stärker als der Tod gewesen, demselben unterliegen mußte. Und nun werden wir ihn noch sehen als ein Beispiel heldenmüthigster Selbstaufopferung. Das gelbe Fieber trat plötzlich in New-York auf, ohne daß man sich den Grund zu erklären wußte. Die Furcht bemächtigte sich Aller und lähmte jeglichen Muth. Jeder, der von dieser schrecklichen Krankheit ergriffen wird, ist vom ersten Anfall an unrettbar verloren. Aerzte, Freunde, Verwandte, alle fliehen hinweg von dem Kranken, der in dieser gänzlichen Verlassenheit bald jede Hoffnung verliert. Aufgeregt über diese Feigheit und voll der Selbstverleugnung, die großmüthige Seelen mit der Gefahr vertraut macht, kämpfte Richard Bayley fast allein gegen diese Geißel. Als die Tage der Prüfung ihr Ende erreichten, kämpfte er noch dagegen an, indem er die Krankheit in ihren Ursachen, ihrem Fortgange und ihren verschiedenen Simptomen studirte.

Das Buch, welches er im Jahre 1795 über das gelbe Fieber schrieb, machte bei seinem Erscheinen Aufsehen. Der Styl ist gedrängt und klar, der Gegenstand ist mit Methode ausgeführt und mit Geschicklichkeit beleuchtet; es ist ein praktisches Werk, wie man es von einer so gefahrvoll und mühsam errungenen Erfahrung erwarten durfte. Die Beobachtungen Richard Bayleys und mehrere Denkschriften über das Fieber von 1798, die er an den Gouverneur Jai richtete, waren die Veranlassung zur Annahme eines von ihm vorgeschlagenen Reglements, behufs besserer Gesundheitszustände in der Stadt. Seine Mitbürger hatten seinen Bemühungen und seiner Mitwirkung das Quarantaine-Gesetz zu verdanken, welches für sie von so gutem Erfolge war.

Während er sich diesen trockenen und ermüdenden Arbeiten hingab, kannte der vortreffliche Mann keine angenehmere Erholung, als die Gesellschaft seiner geliebten Tochter und deren zarte Sorgfalt für ihn. Jetzt theilte Elisabeth ihm ihre innigsten Gefühle mit, und zog ihn bei ihrer Lectüre und bei ihren geistigen Beschäftigungen zu Rathe, dann fesselte sie ihn stundenlang an ihr Piano, sowohl durch den Reiz ihrer Stimme, als durch ihr Spiel. Waren sie durch Umstände für kurze Zeit von einander getrennt, so bestand ein ununterbrochener Briefwechsel zwischen dem verehrten Vater und der geliebten Tochter. Die Munterkeit, das Vertrauen, die vollkommenste Hingabe des Herzens vereinigten sich mit wahrer Geistesgröße bei beiden, und bereiteten ihnen so die reinsten Freuden. Von Seiten Elisabeths war es sehr selten, daß die Zeilen, welche mit der ihr natürlichen Heiterkeit geschrieben waren nicht in einem ernsten Gedanken endigten. Wir finden am Ende eines ihrer scherzhaftesten Briefe folgende Zeilen: „So eben las ich in einem Buche, welches mir von Gott sprach, vom Allerhöchsten, Allerheiligsten, dessen Wohnung die Ewigkeit ist. Ich habe hier und da Einiges ausgewählt und abgeschrieben, was ich für meine Tochter aufbewahren will. Wie klein erscheint doch die Welt beim Nachdenken, wie verschwindet sie! Sie sind so ruhig und friedlich die einsamen Stunden, die man in der Betrachtung Gottes hinbringt. Sie gehören in Wahrheit zu den Augenblicken, welche am nützlichsten verbracht werden, ihr Andenken bleibt. Ich beschließe meine Geschäfte am Abend, indem ich für Sie bete. Der Friede Gottes sei mit Ihnen, mein Vater!"

Obgleich sie von ihm entfernt war, glaubte sie sich beständig unter seinen Augen. „Ihr Geist umschwebt Ihr Kind, schrieb sie ihm. Ich hüte mich, ein Wort auszusprechen, das Sie verwerfen, und bemühe mich, Alles das zu thun, was Sie gutheißen würden."

Das irdische Glück sollte bald von Elisabeths häuslichem

Heerde fliehen, äußere Veranlassungen waren die Ursache davon. Das Gewitter stieg in der Ferne auf und trübte den bis dahin wolkenlosen Horizont.

Die Jahre, welche auf den glorreichen Unabhängigkeitskrieg folgten, waren für die Vereinigten Staaten eine Epoche des Wohlstandes und der Größe. Die Zunahme der freien und glücklichen Bevölkerung, der Fortschritt der Bildung und Industrie, die Entfaltung der Seemacht und die Erweiterung der Handelsverbindungen, erhöheten den Wohlstand und Reichthum. Als die französische Revolution losbrach und alle Nationen Europas in Krieg verwickelte, erklärte Washington, damals Präsident der Vereinigten Staaten, die Neutralität der Bundesregierung, indem er zugleich die Versicherung gab, daß man freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten unterhalten werde.

Diese kluge Politik schien den Amerikanern den friedlichen freien Verkehr mit allen Nationen sichern zu müssen; aber dies war nicht der Fall. Nach und nach fingen die zahlreichen Schiffe, welche die Meere bedeckten und unter dem Schutze der sternbesäeten Flagge, sowohl in den neutralen, als feindlichen Häfen einliefen, an, Frankreich und England verdächtig zu werden. Jede dieser beiden Mächte sah in den Amerikanern die Handelsfreunde der Feinde. Argwöhnisch und feindselig gesinnt, wollte die revolutionäre Regierung in der Neutralität Undankbarkeit gegen Frankreich und Parteinahme für England sehen. Dieser Vorwurf war ungerecht; aber es war leicht vorauszusehen, daß er, sobald er ausgedrückt würde, den Bruch der Verträge, welche eine kostbare Frucht der Politik Ludwig XVI. waren, herbeiführen müsse.

In der That wurde daß Recht der Neutralen bald verletzt, obschon man durchaus in Frieden war. Mehrere amerikanische Schiffe wurden gekapert, sowohl durch Seeräuber unter französischer Flagge, als auch durch französische Kriegsschiffe. Der Congreß der Vereinigten Staaten, eifersüchtig auf

die nationale Ehre, verlangte Genugthuung. Man wandte zuerst friedliche Mittel an, als dieselben aber ohne Erfolg blieben, erklärte man den Handel zwischen beiden Ländern für aufgehoben, die Verträge gelöset und die Wegnahme französischer Schiffe für erlaubt.

Der offene Krieg zwischen zwei großen, bis dahin freundschaftlichen Seemächten, verdoppelte die unglücklichen Verältnisse, welche durch die unter der Asche glimmenden Feindseligkeiten hervorgerufen worden waren. William-Magee Seton war einer der ersten, die vom Mißgeschick heimgesucht wurden. Vom Jahre 1798 an versiegte für ihn die Quelle des Wohlstandes. Er war Vater dreier Kinder; und zärtlich für sie besorgt, litt er fürchterlich durch den schlechten Stand seiner Geschäfte. Aber die Verwirrung, in welche er dadurch gerieth, mußte bald einem großen Schmerze weichen. Dieses für ihn so traurige Jahr raubte ihm seinen Vater, welchen der Tod unvermuthet, in noch wenig vorgerücktem Alter, dahinraffte. Der Verlust William Setons wäre jederzeit für die Seinigen ein großes Unglück gewesen, aber es wurde bedeutend erschwert durch die Verhältnisse, in denen sie davon betroffen wurden.

William-Magee, kaum dreißig Jahre alt, und mit der Sorge für seine eigene Familie beladen, sah sich genöthigt, eine ganze Anzahl junger Brüder und Schwestern unter seinen Schutz und seine Obhut zu nehmen. Sein Vater hinterließ dreizehn Waisen, von denen die jüngsten eben in das Leben eintraten. Welche Sorgen, welche Verantwortlichkeit für den Aeltesten! Aber er hatte eine Frau voll der zärtlichsten, reinsten Hingebung und Frömmigkeit, die so ganz der Erfüllung ihrer Standespflichten lebte. Wer ein solches Gut besitzt, besitzt eine Gnade über alle Gnaden, sagt die Schrift. Elisabeths Zärtlichkeit für ihren Gatten, ihr Muth in den Unglücksfällen, von denen er betroffen wurde, wuchsen in demselben Maße, als die Prüfungen zunahmen. Die Handelskrisis dauerte fort. Die Ankunft der Schiffe, die nach und nach in den Hafen von

New-York einliefen, war für William-Magee neue Trauerbotschaft. Die Wegnahme der Ladung, die Beschlagnahme der Schiffe, seine Gelder jenseits des Oceans mit Arrest belegt, das waren die niederschlagenden Nachrichten, die sie ihm brachten.

Ruhig und ergeben im Unglücke war Elisabeth weit davon entfernt, sich zu beklagen. Sie setzte ihr Vertrauen auf denjenigen, der die Prüfungen des Lebens sendet oder zuläßt, fest überzeugt, daß die Vorsehung auch bei den herbsten Schicksalsschlägen das Wohl ihrer Kinder im Auge hat. Gelassen, aber zugleich muthvoll und thätig, benutzte sie ihren hellen Verstand, um ihrem Manne, im Kampfe gegen die Widerwärtigkeit, zur Seite zu stehen. Sie durchwachte ganze Nächte mit ihm, hörte seine Berechnungen, half ihm bei der Durchsicht der Papiere und Bücher. „Wenn die Herzen mit dem Vermögen zugleich zu Grunde gingen, sagte sie, dann würde das Uebel ohne Hülfe sein.“ Immer demütig und sich selbst mißtrauend, schien sie allein nicht zu sehen, mit welcher Klugheit sie sich bei Geschäften benahm, die ihr bis dahin fremd waren. Mit dem änglichsten Zartgefühl stellte sie sich an der Seite ihres Mannes immer in den Schatten. Sie glaubte in Bezug auf ihn den Beruf zu haben, ihn zu trösten, die Last der Trübsal ihm zu erleichtern und besonders ihm in Mitte der Sorgen jene vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen einzuflößen, welche die Leiden in Verdienste umwandeln. Während sie auf kurze Zeit von ihrem Gemahl getrennt war, schrieb sie ihm: „Entschuldige die Dreistigkeit des armen kleinen Weibes, welches sich in Deine Geschäfte mischt. Es gibt eine andere Art von Ideen und Interessen, welche mich weit mehr beschäftigen. Könnte ich deren guten Erfolg sichern, so würde ich mich überaus glücklich schätzen; und nie würde ich Dich langweilen mit Sachen, die in Vergleich damit nur Kleinigkeiten von einem Tage sind.“

Auf solche Weise getröstet, aufrecht erhalten und zu den

erhabensten Gedanken hingeleitet, ertrug William Seton das Drückende seiner Lage mit christlich festem Muthe. Elisabeth, nur um ihn und ihre Kinder besorgt, schrieb an eine ihrer Schwägerinnen: „Wie gern möchte ich recht lange mit Dir plaudern, ohne auch nur ein Wort über unsere Angelegenheiten zu verlieren. Sie sind so betrübender Art, daß man nicht daran denken mag! Aber es ist nicht die Schuld meines William. Nie ertrug ein Sterblicher mit mehr Festigkeit und Geduld die Schläge des Schicksals, welche immer mit größerer Schwere auf uns niederfallen. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wir dürfen nicht erwarten, in diesem Leben zu genießen, was uns erfreut, Dank dem Himmel, denn, wenn wir es fänden, wie leicht würden wir das jenseitige Leben außer Acht lassen, wo allein ein ewiger Friede wohnt. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sollten wir den Kelch nicht trinken, den unser Vater uns bereitet hat? O göttlicher Heiland, an der Bitterkeit deiner Leiden können wir die Größe deiner Liebe ermessen. Wir sind deines Mitleidens, deiner Güte versichert, nicht umsonst hast du uns berufen zum Leiden. Zudem hast du ja gesagt, daß, wenn wir dir treu bleiben, alle Dinge uns zum Besten gereichen werden. Weil es denn so dein h. Wille ist, so seid mir willkommen Armuth, Leiden, Krankheit. Willkommen Beschämung, Verleumdung, Verachtung! Eure Pfade sind zwar rauh und mit Dornen besäet, aber mein Meister ist mir darauf vorangegangen! Wir sehen dort seine Fußstapfen und dürfen uns nicht beklagen. Aber, o göttlicher Heiland, du wirst uns mit deiner Gnade unterstützen. Du bist mächtig genug, um uns schon hienieden Erleichterung zukommen zu lassen. Wenn du uns deinen Frieden verleihest, werden alle unsere Trübsale verschwinden. Glückseliger Frieden, den die Welt uns weder zu geben, noch zu rauben vermag!"

Dergleichen erhabene Gesinnungen waren der Seele Eli-

sabeths eigen; indessen müssen wir bemerken, daß ihre nächste Umgebung ebenfalls davon durchdrungen war. Wäre es nöthig gewesen, so hätte sie ihr dieselben einflößen können. Wir werden später die Schwestern ihres Mannes kennen lernen, Rebecka, Henriette und Cäcilia, alle drei die theuersten Freundinnen Elisabeths. Lesen wir jetzt einen Brief, der ihr von England aus adressirt wurde, aus dem wir eine ausgezeichnete Person, schon im Alter vorgerückt, beurtheilen können, Isabelle Seton nämlich, Lady Cayley, Tante William-Magees.

## Lady Thomas Cayley an Elisabeth Seton.

19. September 1800.

„Meine geliebte Nichte!

„Die Nachrichten, welche Sie mir mittheilen, betrüben mich dergestalt, daß ich an nichts anderes mehr zu denken vermag. Ich nehme so innigen Antheil an allem, was Sie betrifft, Sie und Ihren Mann, als seien Sie meine eigenen Kinder. Seitdem ich die neuen Verwickelungen kenne, welche Ihre Lage noch schwieriger machen, lebe ich in einer beständigen Angst und verlange zu wissen, wie Sie und mein lieber William diese Prüfung einer so veränderten Lage bestehen.

„Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Frömmigkeit Sie beide die Unglücksfälle mit Geduld ertragen lehrt, die ganz ohne Ihre Schuld über Sie hereinbrechen. Und weil große und schmerzliche Ereignisse, die über uns kommen, ohne daß wir sie uns durch irgend welches Unrecht zugezogen, stets unser Wohl fördern sollen und können, so müssen wir uns bemühen, dieselben geduldig und ohne Murren zu ertragen. Wir müssen zu erforschen suchen, auf welche Weise sie uns nützlich werden können für unser ewiges Glück im jenseitigen Leben. Wir sollen uns versichert halten, daß in geistiger Beziehung für Viele der schlechte Erfolg der irdischen Geschäfte ein großer

Segen ist. Ich hoffe, daß keiner von Ihnen sich von Kummer hat niederdrücken lassen, und daß die Gesundheit meines theuren und liebenswürdigen William sich erhält. Zugleich vertraue ich, daß Sie in Mitte dieser Prüfungen doch noch Mittel finden, wodurch es Ihnen möglich wird, Ihre vielfachen Verpflichtungen zu erfüllen. Dies ist es, was ich durch einen Brief von ihrer eigenen lieben Hand zu erfahren sehnlichst verlange."

Wenn das Unglück an meine Thür pocht, dann rufe ich ihm entgegen, sei willkommen, wenn du allein kommst. — Dieses Wort, welches den Völkern des Orients so geläufig ist, scheint es nicht der in halber Ergebung ausgestoßene Aufschrei menschlicher Schwäche zu sein? Die schwache Natur schreckt zusammen, denn sie kennt den Weg, welchen die Vorsehung so häufig einschlägt, wenn sie uns mit Leiden heimsucht. Wer hat es nicht schon im Laufe eines mäßig langen Lebens erfahren? Wir werden meist von mehrfacher Trübsal zugleich heimgesucht. Dies ist der christlichen Ergebung nicht unbekannt, darum unterwirft sie sich zum Voraus allen Schickungen Gottes, nicht blos mit Geduld sondern mit Zufriedenheit, Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit ihres Willens. Es ist ein ewiges Ja, wenn ich so sagen darf, nicht mit den Lippen, sondern mit dem Herzen ausgesprochen. Und hat dann die Stunde der Heimsuchung geschlagen, dann sagt sie: Willkommen Leiden, Armuth, Erniedrigung, Krankheit! Willkommen Beschämung, Verläumdung, Verachtung! Das ist die Sprache der Ergebung, wir haben dieselbe so eben vernommen.

Wäre eine Trübsal im Stande gewesen, Elisabeths Ergebung zu übersteigen, so wäre es wohl das schmerzliche Opfer gewesen, welches ihrer wartete. Die größte Besorgniß wegen der Gesundheit ihres Vaters gesellte sich zu den Leiden, die ihre Seele bereits quälten. Die Geißel des gelben Fiebers verhehrte neuerdings New-York. Vom ersten Augenblicke an

verbrachte Richard Bayley den größten Theil seiner Zeit zu Staten-Island, wo die fremden Schiffe ihre Quarantaine abzuhalten hatten. Dort war er täglich Zeuge des größten Jammers. Die Seuche wüthete am heftigsten auf mit irländischen Auswanderern besetzten Schiffen. Die Unglücklichen, welche seit ihrer Einschiffung in dem Zwischendeck zusammengedrängt, krank und schwach das Tageslicht nicht gesehen hatten, verließen bei ihrer Ankunft in den Hafen eiligst das Schiff. Sie gingen, Schatten gleich, aus ihrem feuchten Aufenthalte hervor, die kalte Luft wirkte zu stark auf sie ein, und so kamen sie zu Hunderten ums Leben. Ueberall sah man Richard Bayley in Mitte der Sterbenden und Leichen. Liebevoll, bis zum Uebermaß, kam er vor Sonnenaufgang und kehrte erst zu später Abendstunde heim, meistens ein kleines Kind in den Armen haltend, daß er einem sichern Tode entriß..

Für Elisabeth war es, in Rücksicht auf ihre Pflichten als Gattin und Mutter unmöglich, die gefahrvolle Mission ihres Vaters zu theilen. Zwar drängte sie ihr Herz dazu; aber ihre Vernunft sagte ihr, daß ihr Platz nicht dort sei. Ihre hingebende Nächstenliebe ließ sie jedes erreichbare gute Werk üben, aber die mancherlei Leiden, welche zu lindern sie nicht im Stande war, ließen ihr keinen Augenblick Ruhe. Am Abende eines dieser schrecklichen Tage, während deren die Seuche wüthete, schrieb sie ihrer geliebten Rebecka, der ältesten Schwester ihres Mannes:

„Rebecka, ich finde keinen Schlaf, diese Todten, diese Sterbenden quälen meinen Geist. Da drüben sterben kleine Kinder an dem ausgetrockneten Busen ihrer verscheidenden Mütter. Es ist kein Phantasiegebilde, es ist die Wirklichkeit, die ich schaue. Mein Vater sagt, man habe Aehnliches nie gesehen. In diesem Angenblicke sind da zwölf Kleine, die sicher sterben werden, weil es ihnen an Nahrung gebricht. Sie sind außer Stande etwas anderes zu genießen als die Muttermilch und ach! diese Aermsten vermögen nicht mehr, ihnen solche zu

bieten. Sie sind erschöpft durch die Krankheit, von welcher sie auf dem Schiffe befallen wurden, wo es ihnen an dem Unentbehrlichsten fehlte. In einem engen Raume eingeschlossen, hatten sie weder frische Luft noch Lebensmittel, nicht einmal die Kleider konnten sie wechseln. Gott, Vater der Barmherzigkeit! wie freudig würde ich jedem dieser kleinen Wesen einen Theil des Schatzes geben, der das Eigenthum meines Kindes ist, wenn solches von mir allein abhinge. Aber, Rebecka, sie haben einen Beschützer im Himmel, dort werden die Qualen gelindert werden, welche die Unschuld leidet."

Elisabeth war, wie sie es ihrer Schwägerinn andeutet, versucht gewesen, ihr eigenes Kind zu entwöhnen, um sich ganz den armen Kleinen hinzugeben, welchen die Seuche die nährende Mutterbrust entrissen hatte. Sie hatte diesen Entschluß ihrem Vater mitgetheilt, der sie davon abhielt, indem er ihr vorstellte, daß ihre erste Pflicht sei, für die Kinder zu sorgen, die Gott selbst ihr anvertraut habe.

Es war bei Richard Bayley ein gewisses Vorgefühl, welches ihn bestimmte, diese neue Last von Elisabeth fern zu halten in einem Augenblicke, wo sie ihres ganzen Muthes und aller ihrer Kraft bedürfen würde. Jeden Tag dem Tode ausgesetzt sah er voraus, daß er ihr bald den Schmerz bereiten könne, ihn zu verlieren. Wirklich fanden die Lebenstage dieses ausgezeichneten Mannes ein frühzeitiges Ende, aber es war seines Lebens würdig. Gerade als die Seuche am heftigsten wüthete, im August des Jahres 1801, war er ans Land gekommen, nachdem er Befehl gegeben, daß die Besatzung und die Passagiere eines irländischen Schiffes, auf welchem das gelbe Fieber herrschte, in dazu eigens hergerichtete Wohnungen gebracht würden. Nur die von der Krankheit befallenen Personen sollten dort Aufnahme finden. Als er sich am andern Morgen zum Spital begab erfuhr er, daß seine Anordnungen nicht ausgeführt worden waren. Alle Reisenden, sowie die Schiffsmannschaft, Männer, Frauen, Kinder, Kranke und Ge-

sunde, waren miteinander in einem Saale eingeschlossen gewesen, um die Nacht dort zuzubringen. Im Uebermaße seines Eifers, nur mit seinem Kummer beschäftigt, trat er eiligst in dieses Gemach, bevor man noch die Luft gereinigt hatte. Nur einen Augenblick verweilte er, weil er, kaum eingetreten, unerträgliche Magen- und Kopfschmerzen empfand. Man brachte ihn fast leblos in seine Wohnung zurück.

Elisabeth eilte sogleich herbei und nahm ihren Platz an seinem Lager, wo sie Tag und Nacht blieb und ihm die zärtlichste Pflege angedeihen ließ. Aber ach! sie verlor bald jede Hoffnung, ihn erhalten zu sehen. Kaum waren drei Tage verstrichen, als sie nicht mehr auf menschliche Hülfe rechnen konnte. „Dein Herz leidet meinetwegen, meine theure Rebecka, schrieb sie ihrer Schwägerinn; und ach, alles ist umsonst! Es bleibt so geringe Hoffnung! Ja es wäre Thorheit noch zu hoffen, wenn nicht auf Denjenigen, welcher in einem Augenblicke Leib und Seele heilen kann. Der theure Kranke erträgt nicht die geringste Nahrung und hat keinen einzigen ruhigen Augenblick mehr. Indessen erkennt er noch seine geliebte Elisabeth, und weiß durch Blicke der Freude Ausdruck zu geben, die er empfindet, sie zu sehen. Bisweilen reicht er ihr die Hand. Die einzige Zuflucht Deiner armen Schwester ist der Vater im Himmel. Der verläßt uns nimmer. O wie trostreich ist eine solche Stütze in dieser Stunde!“

Herr Bayley erlag am siebenten Tage der Krankheit [1]). Elisabeth fand Stärkung in diesem unbeschreiblichen Schmerze in ihrer vollkommenen Hingabe in den göttlichen Willen, wovon sie stets beseelt war. Sie hielt es für eine ihrer ersten

---

1) Richard Bayley hinterließ vier Söhne und fünf Töchter. Sein Name hat in unsern Tagen einen neuen Glanz erlangt. Einer seiner Enkel, Herr James Roosevelt Bayley, ist nach seinem Uebertritt zum Katholicismus Priester geworden und hat jetzt den bischöflichen Stuhl von Newark in New-Jersey inne, dem er durch seine Gelehrsamkeit und Tugend Ehre macht.

Verpflichtungen, sich gegen die Niedergeschlagenheit zu waffnen, die sich ihrer nach diesem harten und plötzlichen Schlage zu bemächtigen drohete. Man sah sie ihren Eifer verdoppeln in Erfüllung der Aufgabe, die Gott ihr in Mitte ihrer Familie anvertraut hatte. Sie gab sich mit noch größerem Fleiße ihrem Hauswesen hin und erfüllte ihre religiösen Pflichten mit noch vollkommener Pünktlichkeit. Die Größe des Schmerzes über den erlittenen Verlust beeinträchtigte in nichts ihre geduldige Ergebung. Sie weinte; aber es waren nicht die Thränen derer, die keine Hoffnung haben. Hören wir ihre Worte, sie sind, wie der Ruf eines ganz ergebenen, in Gott geläuterten Schwerzes.

„O mein Gott, mögen unsere Seelen dich preisen. Alles was dein ist, möge schon hienieden einzig und allein deinem Dienste geweihet sein. Dereinst werden wir dich loben an jenem Tage, der von ewigen Freuden strahlt und der keine Nacht mehr hat. Dort werden unsere Finsternisse, unsere Sorgen und Schmerzen vor dem Strahle deines Lichtes verschwinden. Die Wolken, die Betrübniß, welche jetzt die Seele deiner armen, herumirrenden Geschöpfe quälen, werden verfliegen, ohne daß auch nur die Erinnerung daran zurückbliebe. Diese Dornen, welche auf unserem Pfade emporschießen, diese Schatten, die uns die Klarheit deiner Wahrheit verbergen, alles wird vergehen; statt ihrer werden wir deine beseligende Gegenwart genießen, und jene himmlischen und unvergänglichen Freuden, welche du deinen treuen Dienern aufbewahrst."

# Viertes Kapitel.

Besorgniß wegen der Gesundheit William-Magees. — Man räth ihm eine Seereise zu unternehmen. — Er schifft sich ein mit seiner Frau und seinem ältesten Töchterchen. — Tagebuch Elisabeths während der Reise. — Ankunft zu Livorno. — Das Lazareth. — Die Familie Filicchi. — Der alte Luichi. — Der Kapitain. — Die Krankheit Williams macht schnelle Fortschritte. — Entbehrungen im Lazareth. — Elisabeths Angst. — Ihre zarte Sorge für ihren Mann. — Trost im Gebete und der geistlichen Lesung geschöpft. — Die Schiffbrüchigen. — Der Wächter Filippo. — Erinnerungen aus der Kindheit. — Die Tochter des Kommandanten. — Die kleine Anna Seton. —

1803.

Im Sommer des Jahres 1803 gab die seit Monaten erschütterte Gesundheit William-Magees Veranlassung zu ernsten Befürchtungen. Die Aerzte riethen ihm, eine Seereise zur Belebung seiner schwindenden Kräfte zu unternehmen. Wie viele Hoffnungen knüpften sich an dieses eine Wort: eine Seereise! Sich entfernen von dem Orte, wo er gelitten; in der Unermeßlichkeit des Oceans schwimmen, dessen Wellenschlag hören und seine reine, stärkende Luft einathmen. Früher war ihm nichts lieber als das Leben am Bord, und auch jetzt, im Zustande der Hinfälligkeit, worin er sich befand, hatte der Wechsel und die Zerstreuung einer Seereise noch etwas Anziehendes für ihn. Aber in welche Gegend sollte die Reise ihn führen? Er war keinen Augenblick unentschlossen. Seine Phantasie versetzte ihn zu seinen Freunden in Toskana, den Filicchi, in deren Nähe er so vergnügte Jahre verlebt hatte.

Wie Alle, welche den bezaubernden italienischen Boden gesehen haben, war auch er davon entzückt worden, er hatte dieses Land nicht ohne die Hoffnung verlassen, es noch wieder zu sehen. Der Gedanke, dort mit seiner theuren Elisabeth zu leben, war für ihn, wie ein glücklicher Traum. Sie war so geeignet, die Poesie dieses Landes, dessen Schönheit zu begreifen. So hoffte er seine Leiden zu vergessen in der Rückerinnerung an seine glückliche Jugendzeit, welche ihm doppelt süß wurde an der Seite derjenigen, die sie mit ihm theilte.

Die Unruhe, welche Elsabeths Seele quälte, machte sie aufmerksam auf die Trauer, die sie erwartete. Sie konnte sich nicht betheiligen an diesen Träumen von Glück, an diesen Entwürfen für die Zukunft, wodurch die Kranken sich bethören lassen, bis sie vom Tode überrascht werden. Ein schmerzlicher Beweggrund nöthigte sie, das Vaterland zu verlassen, eine schreckliche Ungewißheit über den Erfolg der Reise umnachtete ihre Seele. So war sie denn auch weit entfernt, den Zauber zu empfinden, der sich der Einbildungskraft eines Jeden bemächtigt bei dem bloßen Gedanken, Italien zu sehen. Sie beeilte sich, die nöthigen Vorbereitungen für die Reise zu treffen, vertraute ihre jüngeren Kinder der liebenden Pflege ihrer Angehörigen, und wählte zur Begleiterin ihre älteste Tochter Anna Maria, die damals neun Jahre zählte. Wenige Tage vor der Abreise schrieb sie an eine ihrer Freundinnen: „Seitdem ich Sie nicht gesehen, hat mein William sehr viel gelitten. Man sagt, es sei Vermessenheit, ja Unsinn von uns, die Reise zu unternehmen. Aber Sie wissen, daß wir nicht also urtheilen. Sonnabend ist der zur Abreise festgesetzte Tag, alles ist bereit und schon an Bord. Wir stützen uns auf Gott, der unsere einzige Stärke ist. Meine Seele ist erfüllt von Dankbarkeit gegen ihn, denn da wir gezwungen sind, auf alle irdische Hoffnung zu verzichten, so müssen wir natürlicher Weise unsern Frieden dort Oben suchen. Mein Gott! ist es möglich, daß wir eines Tages dort vereinigt sein werden ohne jegliche

Furcht einer Trennung. Ich finde meine Stütze in einem innigen und festen Vertrauen auf diese Verheißung; dann fühle ich es, wie gut es ist, sich auf die Erbarmungen Gottes zu verlassen. Er möge Sie segnen, theure Elisa, wie meine Seele es für Sie erfleht. Ich bin jetzt nicht im Stande, Ihnen mehr zu sagen, nur bitte ich Sie, nehmen Sie oft meine lieben, kleinen Kinder in Ihre Arme. Gedenken Sie auch nie an irgend etwas, wodurch ich Sie hätte kränken können. Zwar weiß ich, daß Sie es nicht thun werden, aber wenn ich so an Alle denke, die mir theuer sind, dann scheint es mir, als nahe meine letzte Stunde."

Am 2. October verließ Elisabeth den Quarantaine-Hafen von New-York. Im Augenblicke der Trennung vergoß sie viele Thränen, aber sie faßte sich schnell und schrieb: „Mein Herz ist droben und ganz erfüllt von seinem Schatze. In meiner kleinen Kajüte finde ich bei meinem Crucifixe Frieden und Trost. Gott ist mit mir, was könnte ich fürchten?"

Nachdem sie einen Tag auf dem Meere zugebracht und sich dem Leuchtthurme am Ausgange der Bucht von New-York genahet hatten, konnte sie ihrer Schwägerin einige Zeilen schreiben. „Theure Rebecka, sagte sie ihr, ich fühle mich so ruhig im Besitze meines verborgenen Schatzes, daß Du mich für einen alten Felsen halten würdest. Der Kapitain, Herr O'Brien und seine Gemahlin sind wahre Freunde für uns. Der Speisewirth ist immer bemüht, mir Vergnügen zu machen, so daß meine gute Marie nicht sorgsamer sein könnte. Es ist hier auch ein Kind von acht Monaten, welches mir wegen meines armen, kleinen Richard Seufzer auspreßt. Aber ich sagte es schon meinem William, ich blicke weder rückwärts noch vorwärts, sondern ich schaue nach oben. Dort finde ich meine Beruhigung und es fehlt mir an nichts. Man prophezeit uns einen Sturm, aber ich weiß, daß Gott mit mir ist und darum fürchte ich mich nicht!"

Ein anderer, während der Ueberfahrt geschriebener Brief, zeigt uns ihr Herz in eben derselben friedebringenden Ergebung in den Willen Gottes. „Wir sind an den westlichen Inseln vorüber gekommen, welche gerade auf der Hälfte des Weges zwischen New-York und Livorno liegen[1]). Von Stunde zu Stunde erwarten wir, einem Schiffe zu begegnen, welches unsere Briefe mitnehmen würde. Ich bin überzeugt, daß meine theure Freundin eine der Ersten sein wird, die nach Nachrichten von uns fragen. Darum schreibe ich Ihnen, aber wenn ich Ihnen gesagt habe, daß es mit meinem William täglich besser wird, daß meine kleine Anna und ich wohl sind, werde ich nichts Interessantes mehr zu erzählen haben. Wollte ich mich meiner Begeisterung überlassen und dieselbe in Worte kleiden, so würde ein ganzes Heft nicht hinreichen, um Ihnen meine närrische Freude auszudrücken, welche der Auf- und Untergang der Sonne, der Schein des Mondes in mir hervorrufen.

Aber es gibt noch ein anderes Gefühl, das Sie mit mir theilen werden und welches meine ganze Seele erfüllt; es ist dies die zärtliche, friedliche, sanfte Liebe, welche mich jeden Augenblick, jede Stunde in meiner schweren Prüfung neu belebt. Sie werden mich verstehen, da Sie wissen, wie glücklich diejenigen sind, welche ihre Ruhe in Gott suchen. Dann gibt es keine Kämpfe mehr, kein Gedanke der Entmuthigung wagt sich zu nahen. Die tröstlichste Hoffnung, der innigste Frieden begleiten mich stets auf meinem Wege; sie halten mich aufrecht in den Gefahren und Stürmen, die jede Seele, welche sich nicht auf Jesus Christus wie auf einen Felsen stützt, zerschmettert haben würden."

Es ist jetzt an der Zeit, den bewunderungswürdigen Zeilen einen Platz zu gönnen, welche Elisabeth während der Ueberfahrt in Form eines Tagebuches schrieb, um sie gelegentlich

---

1) Die azorischen Inseln.

ihrer Schwägerinn Rebecka zukommen zu lassen. Getrennt von ihren jüngeren Kindern und ihrer ganzen Familie, von Besorgniß wegen des Zustandes ihres Mannes gequält und genöthigt, demselben ihre Angst zu verbergen, fand sie nur Trost, indem sie ihr Herz zum Himmel erhob. Sie betete ohne Unterlaß und man darf in diesem Augenblicke ihres Lebens mit vollem Rechte von ihr sagen, daß sie wenig mit ihrer Umgebung redete, aber viel mit Gott.

## Tagebuch Elisabeths

(für ihre Schwägerin Rebecka Seton geschrieben.)

11. November 1803.

„Meine liebe kleine Anna hat ihr Gebetbuch mit vielen Thränen benetzt, als sie den XCI. Psalm las, weil ich ihr gesagt hatte, daß wir Gott täglich mit vielen Sünden beleidigen. Sie begann mit mir zu plaudern, indem sie mich fragte, ob Gott auch unsere bösen Handlungen in sein Buch schriebe, wie er unsere guten Werke darin verzeichne. Sie meinte auch, es sei unbegreiflich, daß man beim Tode eines kleinen Kindes Thränen vergieße; sie halte vielmehr dafür, man solle in der Stunde ihrer Geburt weinen. Ich für meine Person beklage die Gebrechlichkeit unserer verderbten Natur, welche den göttlichen Gnadengeist in uns zu unterdrücken strebt. Angst durchbebt mich, wenn ich bedenke, daß eine strafbare Nachgiebigkeit gegen ihre Triebe mich dahin führen würde, Gott mit unzählbaren Fehltritten zu beleidigen. Gedrängt von der beengenden Furcht meiner Seele, welche zittert bei dem Gedanken an die Möglichkeit, ihrem Gott zu mißfallen, habe ich die feierliche Verpflichtung übernommen, meine Schwäche auch nicht der leisesten Versuchung auszusetzen, so viel mir solches möglich ist.

„Darum werde ich, wenn es meinem himmlischen Vater gefällt, mich zu den Meinigen zurückzuführen, täglich das Opfer

meiner Wünsche bringen, selbst der unschuldigsten, aus Furcht, sie möchten mich von dem eben gemachten heiligen und feierlichen Gelübde abwendig machen. Mein Gott, präge dieses mein Gelöbniß durch die Kraft deines h. Geistes recht tief in mein Herz ein. Möge die Gnade deines Geistes mich aufrecht erhalten und beschützen, auf daß ich es nie vergesse, daß du mein Alles bist. Laß es meiner Seele stets gegenwärtig sein, daß ich, um zu deinem Reiche zu gelangen, mein Herz rein bewahren muß, und deinem anbetungswürdigen Willen treu und vollkommen ergeben. O Gott, wache über mich um der Liebe Jesu Christi willen."

16. November.

„Schreckliches Unwetter mit Blitz und Donner. Meine Seele, die in Gott ihre Sicherheit findet, blieb ruhig und fest, während mein ganzes Wesen, vor ihm niedergeworfen, erbebte. Der Staub, das Würmlein zittert vor seinem höchsten Herrn; das Kind, ohne Kraft und Stärke, hat keine andere Stütze, als das Erbarmen seines mitleidsvollen Vaters, aber die erlöfete Seele ist gekräftigt durch die Macht ihres angebeteten Erlösers!

„Nachdem ich lange gelesen und viel und eifrig gebetet hatte, ging ich wieder zu Bette, aber ich konnte nicht schlafen. Eine leise Stimme, die Stimme meiner Anna, die ich eingeschlafen glaubte, murmelte vor sich hin: Ihr armen Seelen alle, kommet! Ich verließ mein Lager und ging zu ihr, sie umfing mich mit ihren Armen. Da wurde die unruhige Bewegung des Schiffes, das Getöse der Wellen vergessen, die tiefen Seufzer, die unendlichen Leiden gingen über in einen wohlthätigen, süßen Schlaf. Das war die Kraft deines Wortes, o Herr, eines Wortes in dem Munde eines deiner Kleinen, welches ich glaube es, einst einer deiner Engel werden wird."

Am 18. November landete das Schiff, nach einer Ueber-

fahrt von sieben Wochen, im Hafen von Livorno, in dem Augenblicke, wo alle Glocken das Ave Maria läuteten, sagt Elisabeth. Die Freude der Reisenden, welche sich am Ziele sahen, wurde bald getrübt durch die Nachricht, welche man ihnen brachte, daß sie vier Wochen lang im Lazareth eingeschlossen, Quarantaine zu halten hätten. Es war eine niederschlagende Nachricht wegen des leidenden Zustandes, in welchem William sich befand.

## Journal Elisabeths

(für ihre Schwägerin Rebecka geschrieben.)

19. November 1803, 10 Uhr Abends.

„Mit welcher Aufmerksamkeit würdest du auf eine Stimme lauschen, welche Dir sagte, wo Deine Schwester, die Schwester Deiner Seele, sich in diesem Augenblicke befindet! Ach! Du würdest auf Deinem Lager keinen Schlaf finden, sähest Du, in welchem Zustande sie ist; hinter Schloß und Riegel, in dem Winkel eines ungeheuren Gefängnisses, wo sie das Tageslicht nur durch ein Fenster, das mit doppelten Eisenstangen vergittert ist, zu schauen vermag. Bedarf ich etwas, so muß ich durch dieses Fenster rufen, dann erscheint die Schildwache, vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet, die mit einem langen Gewehr im Arme auf und abschreitet. Dies sind die Vorsichtsmaßregeln, welche man getroffen hat, um sich vor der Ansteckung zu bewahren, weil man glaubt, wir haben die furchtbare Seuche aus New-York mit herüber gebracht.

„Um da fortzufahren, wo ich gestern Abend aufhörte[1]): ich schlief dann ein und träumte, ich befände mich im Mittelschiff der Kirche der Dreifaltigkeit, wo ich von ganzem Herzen die Hymne von unserm theuren Sakrament sang. Als ich später erwachte,

1) Dieser Theil des Journals ist verloren gegangen.

fühlte ich mich getröstet und gestärkt. In der Morgenzeit hinterbrachte man mir, daß sich ein Nachen vor unserm Schiffe befinde; ich eilte aufs Verdeck und sah den lieben Carleton[1]), der uns entgegengekommen war. Sogleich wollte ich mich in seine Arme werfen, bemerkte aber, daß er sich zurückzog; eine Wache, die ich früher nicht bemerkt hatte, rief zugleich: Nahen sie nicht. Man erklärte uns dann, daß unser Schiff die erste Nachricht von dem in New-York herrschenden gelben Fieber herübergebracht habe. Da wir kein Gesundheits-Attest hatten, mußten wir schweigen.

„Das Schiff mußte auf die Rhede gehen und mein armer William mußte sich trotz seines leidenden Zustandes dazu verstehen, das Lazareth zu beziehen. Während wir uns vorbereiteten, uns dahin zu begeben, kam eine Musikbande, welche den Ankömmlingen immer entgegen eilt, und spielte unter dem Fenster unserer Kabine das „Heil Columbia" und die kleinen Stückchen, welche bei uns die Kinder singen, indem sie hüpfen. Herr O'Brien und alle Uebrigen waren wie unsinnig vor Freude; ich für meine Person fühlte mich fast glücklich, daß ich mich in meiner Kabine verbergen konnte; so sehr war mein Herz von Kummer erfüllt. Jeden Augenblick mußte ich mir Gewalt anthun, um nicht in Thränen auszubrechen. Mein armer William blickte mich an; aber in seinen Augen prägte sich eine Angst aus, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst. Er schien so leidend, daß man hätte glauben sollen, er werde den Abend nicht mehr erleben.

„Nun kam ein Nachen, der von einer Barke mit vierzehn Ruderern gezogen wurde; wir mußten einsteigen. Da das Lazareth um einige Meilen von der Stadt entfernt ist, ruderte man wieder in die offene See. Nach einer einstündigen Fahrt erreichten wir die Ketten, welche den Canal verschließen, durch

---

1) Veit Carleton Bayley, einer der Söhne Richard Bayleys aus dessen zweiter Ehe mit Fräulein Barclay.

welchen man auf den Platz kommt. Diese Ketten fielen auf ein Zeichen, welches von mehreren Glocken nach einander gegeben wurde. Wir schritten an Mauern vorbei, die höher waren als die Fenster eines zweiten Stockwerkes. Unsere Matrosen einigten sich erst nach großem Geschrei und längerem Streiten über den Ort unserer Ausschiffung. Das Schiff hält an. Neues Geläut erschallt, es erscheint ein Wächter, dann ein zweiter, nach Verlauf einer halben Stunde kommt der sogenannte Herr Kapitain, welcher nach einer langen Berathung und vielem Ohrenflüstern mit seinem Lieutenant endlich erklärt, wir könnten ans Ufer kommen. Hierauf zog sich Jedermann zurück, ein Wächter deutete uns vermittelst seines Bayonettes den Weg an, welchen wir einzuschlagen hatten. In diesem Augenblicke brachte man ein Schreiben von dem Kommandanten der Barke, welche uns ins Schlepptau genommen hatte. Der Kapitano nahm das Papier auf der Spitze eines Stockes in Empfang, man zündete ein Feuer an und hielt den Brief in den Rauch desselben, bevor man ihn las. Meine Bücher, die ich überall mit mir führe, sind sorgfältig bei Seite gelegt worden, man hat sie Blatt für Blatt durchsucht, eben so mein Schreibzeug. Die Person, welche dieses besorgt und auch unsere Matrazen durchsucht hat, muß eine eben so lange Quarantaine bestehen wie wir.

„Die arme, kleine Anna, wie sie zitterte während dieser ganzen Zeit, William taumelte, als wolle er zusammen brechen. Und wenn er ohnmächtig geworden wäre, würde Niemand gewagt haben, ihn anzurühren und ihm Hülfe zu leisten, so sehr fürchten sie für ihr Leben. Wir wurden dem Hause des Kapitains gegenüber geführt, wo Frau Filippo Filicchi sich befand. Welch liebevolle Blicke, welche Zeichen der Freundschaft! Das Gitter trennte uns; ich glaube aber kaum die Ermüdung an Geist und Körper ganz verborgen zu haben, weil ich es nicht vermochte.

„Man begann damit, uns Stühle anzubieten oder vielmehr

dieſelben hinzuſtellen, daß wir ſie erreichen konnten. Nun wir ſie berührt haben, dürfen ſie nicht mehr nach Hauſe gebracht werden. Hierauf zeigte man uns die Thüre, durch welche wir eintreten mußten. Nummero 6, eine Steintreppe von zwanzig Stufen, ſehr ſteil; ein großes, gewölbtes Zimmer, hoch wie das Gewölbe von St. Paul, mit Backſteinen gepflaſtert, die Wände vollſtändig nackt. Der Kapitain ſchickte uns drei weiche Eier, eine Flaſche Wein und einige Schnitten Brod. Man hatte für William eine Matraze auf den Boden geworfen, er hatte ſich darauf gelegt und genoß weder Ei noch Wein. Wo ſind Sirup, Gelee und Arznei geblieben, die er auf dem Schiffe ſtündlich einnehmen mußte? Ich habe nichts mitgebracht, weil ich immer gehört hatte, das Lazareth ſei ein Ort, der für Kranke ganz hergerichtet iſt. Ich habe in der Nähe unſeres Zimmers ein kleines Verſteck gefunden, wo ich einen Augenblick auf den Knien lag. Da floß mein Herz über, der Fußboden wurde mit meinen Thränen benetzt. Darauf ging ich wieder zu meinem armen William, er wie Anna bedurften ſehr einiger ermuthigenden Worte. Theure Kleine! ſie hatte bald ein Stück Seil gefunden, womit eine unſerer Kiſten gebunden war, und ſie gab ſich ans Springen. Wir zitterten auf dem Steinpflaſter in dem großen, nackten Raume vor Kälte.

„Gegen Abend ſchickten uns die vortrefflichen Filicchi ein Mittagmahl nebſt mehreren unentbehrlichen Gegenſtänden. Wir gingen wieder an das Gitter, um ſie zu ſehen. William und Anna ſchlafen ſchon auf Schiffsmatratzen, die man auf das kalte Steinpflaſter gelegt hat. Ich vertraue auf Gott und hoffe, daß er, nachdem er meinem armen Kranken die Kraft verliehen hat, die Prüfung eines ſolchen Tages auszuhalten, uns auch weiter beiſtehen werde. Er iſt in Wahrheit unſer Alles . . . Meine Augen ſchmerzen nach ſo vielen Thränen, dem heftigen Winde und ſolcher Ermüdung. Deshalb muß ich ſie ſchließen und mein Herz zum Himmel erheben; denn Schlaf werde ich ſo bald nicht finden . . . Wie

würdest du die kleine Anna lieben, hättest du sie eben während ihres Gebetes gesehen, sie hatte ihre Aermchen um meinen Hals geschlungen und vergoß Ströme von Thränen. Da las ich ihr, um sie zu beruhigen, einige Worte des Vertrauens und der Hingabe an Gott vor. Sie sagte mir: Mama, wenn Papa hier stürbe! aber Gott ist mit uns. — Ja Gott ist mit uns, und wenn unsere Leiden groß sind, so sind seine Tröstungen noch größer, sie sind unaussprechbar. — Wenn wir in dem Sturme, der jetzt losbricht, und der so heftig ist, daß man seines Gleichen hier noch nicht in dieser Jahreszeit erlebte, sagt man, nicht den Willen Gottes sehen wollten, dann wären wir zu beklagen. Der Wind löscht unser Licht aus und dringt durch alle Spalten der Wand auf meinen William ein, er tobt in dem Kamine gleich dem Donner, aber diese unsere traurige Lage ist uns von Gott bestimmt, der die Schicksale der Menschen lenkt, dies ist unser Trost . . . Eben hat er wieder einen heftigen Anfall von Husten gehabt und wieder Blut gehustet. Er sucht es mir auf jede Weise zu verbergen und das regt ihn immer mehr auf . . Was sollen wir sagen? . . Es ist die Zeit der Prüfung. Möge der Herr, welcher sie über uns kommen läßt, uns aufrecht erhalten. Will man um sich schauen, so verfällt man in tausend Aengsten, blicken wir also vor uns auf das Ziel und die Belohnung."

20. November, Sonntag 9 Uhr.

„Die Morgenglocken haben meine Seele zu der größten Betrübniß geweckt und dieselbe in eine wahre Todesangst gestürzt, so daß im ersten Augenblicke das Gebet nicht im Stande war, mich zu erleichtern. Von meinem kleinen Gemache aus habe ich lange Zeit das weite Meer betrachtet und dann die Wogen, die sich an dem Felsen unseres Gefängnisses brachen. Ergrimmt über dieses Hinderniß erhoben sie sich schäumend bis oben an diese Mauern. Endlich kam ich zu mir selbst. Ich erkannte, daß ich Gott beleidigte, ihn meinen einzigen Freund, die ein-

zige Stütze in meinem Unglücke. Ich fühlte, wie ich freiwillig meine Seele des einzigen Trostes beraubte, der ihr noch blieb. Das Gebet, welches ich verrichtete, um Kraft und Vergebung zu erlangen, hat mir den Frieden wiedergegeben; so konnte ich mit heiterm Gesichte zu meinem William zurückkehren. Man öffnete die Riegel unseres Gefängnisses; der arme Filippo[1]) voll Angst, uns zu nahe zu kommen, hatte einen Napf mit Milch auf unsere Thürschwelle gestellt. Anna und William haben ein wenig in die Milch getauchtes Brod gegessen, ich nahm eine Kruste Brod und etwas Wein, indem ich das Zimmer durchschritt. William konnte sich im Bette nicht aufrecht halten. Eine neue Krise hat sich bei ihm eingestellt und meine Seele wieder in Todesangst gestürzt. Meinen Mann auf diesen eisigen Steinen liegen sehen, ohne Feuer, seufzend und vor Kälte zitternd! . . . Seine betrübten, fast erloschenen Augen auf mein Gesicht gerichtet sehen, während seine Thränen das Kopfkissen befeuchten, ohne daß er eine Silbe sagt! . . . Anna rieb die eine seiner Hände, ich die andere, bis die Hitze des Fiebers sich einstellte . . . Der Kommandant kam, um uns die Nachricht zu bringen, unsere Quarantaine sei um fünf Tage abgekürzt. Er sagte mir, man müsse stets zufrieden sein in Erfüllung der Absichten der Vorsehung. Unsere Antwort war ein Thränenstrom; da zog er sich bald zurück.

Herr Filicchi ist gekommen, um meinen William zu trösten. Als er uns verlassen hatte, haben wir so viele von unseren Gebeten hergesagt, als William mitzubeten vermochte. Hierauf war ich genöthigt, meinem Kopfe etwas Ruhe zu gönnen. Aus der Stadt schickte man uns das Mittagessen und einen Diener, der die ganze Zeit unserer Quarantaine bei uns bleiben wird. Es ist ein Greis, Luigi mit Namen, sehr klein. Er hat blaue Augen, die bald Munterkeit, bald Trauer ausdrücken, als wolle er uns beklagen und ermuntern zugleich. Als er eintrat, hatte ich das Gesicht mit einem Tuche

1) Einer der Wächter des Lazareths.

bedeckt, ich erhob nicht einmal die Augen, so ermüdet war ich von dem Anblicke aller dieser Männer mit ihren aufgekrempten Hüten, ihren Kokarden und Bajonetten. Armer Luigi, ich werde mich noch lange seines traurigen und zärtlichen Tones erinnern, als er sah, daß ich nicht essen wollte. Er sah zum Himmel und erhob die Hände, als wolle er Gott anflehen, mich zu trösten. In Wahrheit, ich würde ganz getröstet sein, hätte ich nicht meinen armen William da. Aber ihn zu erblicken in dem Zustande, in welchem er sich befindet, das ist schlimmer, als ihn todt sehen.

„Man hat die Riegel eines andern Gemaches geöffnet und Luigi seine Wohnung neben der unsrigen angewiesen. Er ist jetzt für Alle ein Gegenstand des Schreckens, da er in unser Zimmer eingetreten ist und die Gegenstände angerührt hat, die mit uns in Berührung gekommen sind. Wie oft im Tage steigt der arme Alte die zwanzig Stufen auf und ab, die fast senkrecht aufwärts gehen, um uns zu holen was wir bedürfen oder auch, um uns irgend welche Erleichterung zu verschaffen.

„Heute dauerte seine Arbeit lange, als er damit fertig war, bot ich ihm einen Stuhl, um sich auszuruhen. Er sprang fast darüber an die andere Seite und hüpfte um mich herum, wie ein Unsinniger, indem er erklärte, daß er bereit sei, uns die ganze Nacht hindurch zu bedienen. William, niedergeschlagen und übermüde, ist endlich eingeschlafen. Anna begann ihre Gebete unter einem Strome von Thränen, aber bald war aller Kummer vergessen. Ich selbst sagte mir, daß niederknien und mein Gebetbuch zur Hand nehmen, mir Ruhe bringen werde. Es war hier neun Uhr Abends und zu New-York drei Uhr. Ich stellte mir meine Seele vor, wie sie in diesem Augenblicke in Vereinigung mit allen mir theuren Seelen vor dem Throne der Gnade stehe, wie sie alle dem Allmächtigen dieselben Gebete vortragen, durch die Verdienste desselben Erlösers und auf Eingebung desselben göttlichen Geistes. Meine Seele, die schon oft durch diesen Gedanken getröstet wurde,

ward plötzlich erfüllt mit der Freude ihres Herrn und jubelte auf in Gott, ihrem Heile. — Nach dem Gebete las ich in meinem Predigtbuche und fühlte mich hundertmal glücklicher, als ich zu hoffen gewagt hätte."

Montag, 21. November.

„Beim Erwachen dasselbe Gefühl von Ruhe und Trost, wie gestern beim Schlafengehen. — William die warme Milch gereicht, die er jeden Morgen trinkt. — Mit ihm über unsere Lage nachgedacht. Obschon sie so ganz das Gegentheil von derjenigen ist, welche sein Zustand verlangt, haben wir doch angefangen, sie als den ersten Schritt anzusehen auf dem Wege, auf welchem der göttliche Wille uns führen will, jener allmächtige Wille, der alles zu unserm Besten lenkt. Die kleine Anna an ihre Arbeit gesetzt; ich selbst war neben dem Bette des armen Kranken, der in einem Fieberanfall zittert, ganz in meine liebe, heilige Schrift vertieft.

„Der Kommandant ist mit Wächtern gekommen und hat ein sehr reinliches Bett mit Umhängen aufstellen lassen, welches die Filicchi geschickt hatten. Auch hat er Bänke aufschlagen lassen, worauf Anna und ich uns legen können; er hat unsere Namen darauf geschrieben: Signor Gulielmo, Signora Elisabetta, Signora Anna. Der Ton seiner Stimme, welche mich neuerdings ermahnte auf Gott zu schauen, veranlaßte mich, ihn anzusehen, und ich fand in den Zügen seines Antlitzes den echten Ausdruck einer wohlwollenden Seele. Sein großer Hut, den er abgenommen, hatte mir bis jetzt sein weißes Haar und sein gutmüthiges, sanftes Gesicht verborgen. Er sagte mir: Ich war verheirathet, ich hatte eine Frau, die ich liebte, die ich liebte, ach . . . sie hat mir ein Töchterchen geschenkt und starb gleich darauf, indem sie mir das Kind empfahl. — Es scheint mir, daß ich anfange unsern Kapitano liebzugewinnen. Er faltete die Hände und erhob die Augen zum Himmel, darauf blickte er auf William und sagte:

Wenn Gott ihn ruft was können wir thun? E che volete, Signora! — Ich las und sprang mit dem Seile, um mich zu erwärmen. Dann blickte ich um mich in unserm Gefängniß herum und fand, daß unsere Lage erträglich sei. Versuchte William zu trösten, so gut ich konnte, hielt seine Hände in den meinigen und trocknete seine Thränen, sagte ihm einige Worte der Frömmigkeit, denn seine Seele ist zu niedergeschlagen, als daß er selbst beten könnte. — Ließ Anna lesen, während ich die in Mitte einer Wolke untergehende Sonne betrachtete. Als beide eingeschlafen waren, habe ich gelesen, gebetet, geweint und wieder gebetet bis gegen elf Uhr. Es ist hier sehr leicht die Zeit zu wissen, sowohl bei Tag als bei Nacht, vier Glocken läuten jede Stunde und jede Viertelstunde."

Dienstag, 22. November.

„William fühlt sich besser; sein Arzt, der Doctor Tuccoli hat ihm Muth eingeflößt. Derselbe ist voller Güte gegen ihn, eben so unser Kommandant. Letzterer scheint anzufangen, mich zu verstehen; er hat mir noch wiederholt: Ich liebte meine Frau, ich liebte sie und sie ist gestorben; e che volete, Signora! — Mit den Filicchi geredet, die jenseits des Gitters waren. Welche Mühe hatte ich, um William bis oben an die Treppe zu führen! — William gepflegt. — Ihm etwas vorgelesen. — Anna lesen lassen. — Alles in Ordnung gebracht; die unangenehmste meiner jetzigen Beschäftigungen vollendet. — Unser Luigi hat uns ein herrliches Bouquet von Jasminen, Geranium und Nelken gebracht. Er versteht ausgezeichnete Suppen zu bereiten. Er kocht alles auf Kohlen in einem kleinen Topfe. — Kein Sonnen-Untergang, ein heftiger Wind, der unsere Mauern umstürzen könnte, wenn etwas im Stande wäre, sie zu stürzen. Toben des Meeres wie das Getöse des Donners. — Diesen Abend zugebracht wie den gestrigen, aber vollständig ausgesöhnt mit den Riegeln, den Eisenstangen und der Schildwache. Mein Licht erschreckt mich nicht mehr; übrigens

könnte in unserer Umgebung nichts brennen, als höchstens der Fensterladen."

Mittwoch, 23. November.

„Ich bin nicht nur entschlossen, mein Kreuz zu tragen, sondern ich umarme es. Aber in demselben Augenblicke, wo ich Gott für seine Tröstungen lobpries, bekam mein armer William einen Zufall, der fast über seine Kräfte ging. Er wiederholte mir, was er mir schon öfter gesagt, daß es für ihn kein Mittel gäbe, seine Kräfte verminderten sich stündlich, er zehre sich nach und nach auf und werde nicht mehr weit gehen. Dies sagt er nur mir; mit seinen Freunden ist er ganz munter. Er ist nicht mehr im Stande, zu ihnen zu gehen, man läßt sie bis an unsere Thürschwelle kommen, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbote, irgend etwas anzurühren. Der Stab unsers Kapitano hält meinen armen William in gehöriger Entfernung, wenn er im Eifer des Gespräches die mindeste Bewegung gegen sie macht. Es ist gerade wie in meiner Kindheit, wenn man ging, um Löwen zu sehen!!! — Einer der Wächter hat uns in einem Gefäße Weihrauch gebracht, um die Luft zu reinigen. — Bei Sonnen-Untergang eine halbe Stunde Ruhe. Anna und ich haben mit leiser Stimme die Hymnen des Advents gesungen. — Nachdem Alle eingeschlafen waren, habe ich allein die lieben Gebete verrichtet, was William heute nicht konnte. Ich habe himmlische Tröstungen daraus geschöpft, die mich Gefängniß, Riegel und jeglichen Kummer vergessen ließen. Mit Freuden hätte ich im Gefängnisse mit Paulus und Silas das Lob Gottes gesungen[1])."

Donnerstag, 24. November.

„Ich sehe meine gegenwärtige Lage an wie einen Schatz. Ob mein Körper auch in einem Gefängnisse ist, meine Seele

---

1) Apostelgeschichte K. 16.

genießt der Freiheit. Vielleicht werde ich nie mehr, so lange der Körper mit der Seele hier auf Erden verbunden ist, eine solche Freiheit haben. Jeder Augenblick, welcher nicht der Sorge als Krankenwärterin oder meinen theuren Büchern gewidmet ist, scheint mir ein Verlust. — Wie glücklich Anna ist mit ihrer Zeugpuppe und den Kleinigkeiten, die man ihr geschenkt hat! es ist ein Vergnügen, sie zu sehen. Unser Kommandant hat uns die Nachricht gebracht, daß man von unserer Quarantaine nochmals fünf Tage erlassen hat. Am 19. Dezember werden wir frei sein. Der arme William sagte mit einem Seufzer: Ich glaube noch vor dieser Zeit . . . Wir weinen und beten zusammen, und wenn er seine Traurigkeit geäußert hat, scheint er ein wenig erleichtert. Nach den Anfällen hat er stets einen ruhigen Schlaf. Ein gräßlicher Sturm, der den Schaum des Meeres bis an unser Fenster wirft, vermehrt noch seinen Trübsinn. Könnte ich meinen Gott nur einen Augenbick aus den Augen verlieren, so müßte ich in solchen Momenten wahnsinnig werden. Aber er beruhigt immer: Sei ruhig und vergiß nicht, daß ich dein Gott, dein Vater bin. — Unser liebes Haus da drüben, meine theuren Schwestern! meine kleinen Kinder! . . . Doch sie stehen unter Gottes Schutze in dieser Welt und im Himmel; Alle die, welche ich am zärtlichsten liebe, lieben Gott; wenn wir uns hienieden nicht wiedersehen sollen, werden wir uns droben wieder finden und nie mehr von einander getrennt werden. Wie süß ist dieser Gedanke, wenn wir uns dabei aufhalten! Sind sie auch jetzt für mich verloren, ihr Gewinn ist unendlich, ewig! . . . Wie oft sagte ich schon zu William: Wenn du in jener Welt erwachst, wirst du sehen, daß diese Welt uns nichts zu geben vermag, was uns versuchen könnte wieder hinzukommen. Deine Sorgfalt für Frau und Kinder war der Hand gleich, welche den Becher hält; aber du wirst sehen, daß statt deiner Gott selbst denselben halten wird, wenn er dich zu sich rufen will. Vater im Himmel, habe Erbarmen mit deinen armen, schwachen

Geschöpfen, welche durch eine schwere Last niedergedrückt sind. Es fehlt uns an Kraft, um unsere Augen auf dich zu richten. Erhebe uns aus dem Staube, um der Liebe dessen willen, der unsere Auferstehung und unser Leben ist, Jesus Christus, unser anbetungswürdiger Erlöser!"

Freitag, 25. November.

„Tag der Leiden für den Körper, aber des Friedens in Gott. — Auf unseren Matten um den Tisch kniend gebetet. — Großer Sturm. — Carleton war zugelassen bis unten an die Treppe, von oben herab konnte ich mich mit ihm unterhalten, was mir sehr angenehm war, denn ich halte ihn in Wahrheit für ein vollkommenes Wesen. — Heute ist der Geburtstag unsers theuren kleinen William [1]); ich habe meinen Mann daran erinnert; aber ich habe nicht gut gethan, denn er wurde davon bis zu Thränen gerührt. Er wurde ebenfalls sehr bewegt, indem er das Bildniß unserer geliebten Henriette [2]) betrachtete. Ach, er ist so schwach, daß er beim bloßen Gedanken an unsere Heimat weint. — Wie gut der Herr doch ist, daß er meiner Seele etwas Kraft verleihet. Stelle dir meinen armen Mann vor, der Alles verlassen hat, um ein milderes Klima aufzusuchen, und jetzt in diesen kalten und feuchten Mauern gefangen gehalten wird. Kälte und Wind dringen bis ans Mark und doch keine Möglichkeit Feuer zu haben, als das Kohlenfeuer der Küche, dessen Rauch ihm die Brust einengt, daß er fast Konvulsionen bekommt. Zu allem dem nicht einen Tropfen Syrup, nichts um diesen Husten zu stillen. Nur Milch, China und isländisches Moos oder auch Opiumpillen, die er nimmt ohne ein Wort zu sagen, wie aus Pflichtgefühl, ohne jedoch eine Wirkung davon zu erwarten.

---

1) Das zweite der Kinder William-Magees und Elisabeths, welches an diesem Tage, 25. November 1803 in sein achtes Jahr trat.

2) Henriette Seton, zweite Schwester William-Magees, sie war damals sechszehn Jahre alt.

Wenn ich fühle, daß die Natur unterliegt, und ich mein Antlitz nicht mehr zum Lächeln zwingen kann, dann lege ich den Kopf auf einen Stuhl neben seinem Bette; er meint dann ich bete. Und ich bete wirklich, das Gebet ist mein einziger Trost. Ohne dasselbe würde ich ihm wenig nützen. Tag und Nacht nennt er mich „seine Seele, sein Leben, seine Theuerste, sein Alles." — Heute Nachmittag war unser Kommandant hier, und als er William im heftigsten Fieber sah, rief er aus: Wie viele Leiden habe ich schon in diesem Zimmer gesehen. Hier flehete ein Armenier, der mit dem Tode rang, man mögte ihm doch ein Messer geben, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Dort an dem Platze, wo das Bett der Signora ist, verlangte ein Franzose in seinen Fieber-Phantasien, man solle ihn erschießen; er starb unter den schrecklichsten Konvulsionen. Diese kleinen Papierblättchen, die auf die Thüre geklebt sind, geben die Zahl der Tage an, welche die verschiedenen Personen hier zubrachten, die nach und nach hier wohnten. Der Fensterladen ist mit Einschnitten bedeckt, 10, 20, 30, 40, welches eben so viele Tage andeutet. — O mein Gott, ich werde sie nicht anmerken, unsere Tage, ich hoffe sie sind dort oben gezählt.

„Lieber, theurer William, bisweilen gelingt es mir, ihm auf einige Augenblicke den Gedanken einzuflößen, daß es süß für ihn wäre, zu sterben. Mein Gott und Vater, dein Wille geschehe. Vater der Erbarmung und Güte, Herr, unsere allmächtige Hülfe, der du uns Verzeihung und Erlösung verheißest um der Verdienste unsers anbetungswürdigen Erlösers willen, nein, du wirst die nicht zu Grunde gehen lassen, für welche Jesus sein kostbares Blut vergossen hat. O wenn wir unsern Gott nicht kännten, wenn wir seine Tröstungen nicht fühlten und uns an seine Verheißungen anklammerten, wenn wir nicht unsere Lust fänden an seinem heiligen Worte, was würde aus uns werden?

„Der Kommandant sagt, jede Religion sei gut, daß es so-

mit gut ist, daß jeder die seinige habe und darin verharre. „Indessen, setzte er hinzu, ist die ihrige nicht so gut, wie die meinige. Den Andern thun, was wir wünschten, daß sie es uns thun möchten, das ist die ganze Religion, alles ist darin enthalten." — Sagen sie mir, Kommandant, halten sie dieses Wort für ein uns gegebenes Gebot oder nur für einen weisen Grundsatz? — „Ich halte es für ein Gebot, Signora." — Nun wohl, Signor Kapitano, Derjenige, welcher diesen Grundsatz, den sie so weise finden, zum Gesetze machte, hat uns auch geboten und zwar in erster Linie, den Herrn unsern Gott aus ganzer Seele zu lieben. Werden sie diesem Gebote nicht den ersten Platz einräumen, Kapitano? „Ach, Signora, es ist vortrefflich, aber es gibt so manche Sachen . . ." Armer Kapitano, im Alter von sechszig Jahren finden, daß es so viele Dinge gibt, welche der gänzlichen Hingabe unserer Seele hinderlich sind! — Meine theure, kleine Anna, hier neben mir, sie ist noch ein Kind, aber doch weiser als dieser Greis! — Das Kind wird im Alter von hundert Jahren sterben; und der hundertjährige Sünder wird verloren gehen[1])!"

Dienstag, 29. November.

„Gestern Abend war ich genöthigt, um zehn Uhr zu Bette zu gehen, um mich in den Armen der kleinen Anna zu erwärmen. Als ich erwachte, schien der Mond noch, gerade unserm Fenster gegenüber, aber ich konnte mich nicht seines Glanzes erfreuen, weil der Schaum des Meeres die Scheiben immer trübt. Ich blieb mit Annette im Bette bis neun Uhr, wo ich ihr unsere Hymne Te Deum erklärte. — Sie sagte mir: Es ist etwas, was mich beunruhigt, Mama. Unser Herr hat nämlich gesagt, daß die, welche mit ihm herrschen wollen, auch mit ihm leiden müssen. Wenn ich jetzt stürbe, wohin würde ich gehen? Ich habe noch nichts gelitten. —

---

1) Isaias K. LXV. V. 2.

Sie huſtet viel und hat heftige Bruſtſchmerzen. — Sie ſagte mir: „Wenn ich dieſen Schmerz fühle, dann denke ich bisweilen, Gott werde mich zu ſich rufen, um mich aus dieſer Welt zu nehmen, wo ich ihn ſo oft beleidige. Oft denke ich, es würde gut ſein, wenn Gott mir eine Krankheit ſchickte, weil ich mich ihm wohlgefällig machen könnte, indem ich dieſelbe mit Geduld ertrüge und für ihn litte.“ — Du gefällſt ihm immer, meine Anna, wenn du mir in Mitte meiner Sorgen hilfſt. — „Glaubſt du das, Mama, Gott ſei geprieſen, Gott ſei gelobt!“ — Nach dem Frühſtück William die Pſalmen vorgeleſen und das fünf und dreißigſte Kapitel aus Iſaias. Dieſe Leſung hatte einen ſolchen Reiz für uns, daß wir ganz froh geſtimmt wurden. Er hat auf die Bitte der kleinen Anna das letzte Kapitel der geheimen Offenbarung vorgeleſen! aber welche Stimme! Nein kein Herz hätte dabei ruhig bleiben können! — Auf dem Meere immer Sturm; es geht ein ſtarker Wind, die Luft iſt ſehr kalt. William mit einer Bettdecke um die Schultern geſchlagen, ſchleppt ſich zum Feuer unſers alten Tieners. Anna ſpringt im Seil und Madame Eliſabeth geht ohne Aufenthalt fünf bis ſechsmal im Zimmer herum, indem ſie auf einem Fuße hüpft. Du lachſt darüber, meine Schweſter, aber es iſt eine ſehr gute Bewegung, welche ſchneller erwärmt als das Feuer, wenn man nur reſolut dabei zu Werke geht. — Die Hymnen geſungen und William, der unter ſeiner Decke zittert, aus den Propheten vorgeleſen. Erkannt und gefühlt, daß Gott mit uns iſt, ja, daß er unſer Alles iſt. Sein Fieber wird ſehr heftig, ſein bloßes Athemholen macht das Bett zittern! — Mein Gott! mein Vater.“

H. Andreas, 30. November.

„William konnte an das Feuer in der Küche zurückkehren. — In der vergangenen Nacht haben dreißig bis vierzig arme Geſchöpfe aller Nationen Schiffbruch gelitten und ſind hier angekommen. Es ſind Griechen, Türken, Spanier und Fran-

zosen. Man hatte keine Matrazen, keine Kleider, keine Nahrung. Große Jacken und keine Hemden oder Hemden und keine Kleider. Man hat sie in ein Zimmer mit kahlen Wänden gedrängt und ihnen einen Krug Wasser gegeben, bis der Oberbefehlshaber die Zeit findet, sich um dieselben zu bekümmern. Unser Kapitano sagt, er könne ohne besonderen Befehl nichts für sie thun: „Geduld, was wollen sie, Signora!" — Anna sagt: „Wie glücklich sind wir doch in Vergleich mit ihnen, Mama, wenn wir auch von der Kälte leiden und gefangen sind. Wir leben in Frieden, während sie sich fortwährend zanken, schlagen und unaufhörlich schreien. Der Kapitain schickt uns sogar Kastanien und Früchte von seinem eigenen Tische, ihnen fehlt selbst das Brod." — Wir haben unser Officium gebetet und zwar täglich an Williams Bette, da er sich einbildet, daß solches die Fieberschauer zurückhält. Die Seele meines William ist so niedergeschlagen, er kann sich so schwer an den Glauben anklammern, der doch seine einzige Hülfe ist. Wir müssen ja in jedem Momente unsers Lebens in unserm Erlöser unsere Stütze suchen; aber wenn die Seele scheiden soll, o, dann müssen wir ihn noch fester umklammern als je, denn was würde sonst aus uns werden? Theurer William, es ist ja nicht ein Gefühl der Furcht, welches dich zu Gott drängt. Du verlangtest ihm zu dienen, und machtest alle Anstrengungen dazu, lange bevor er diese Prüfung über dich verhängte. Warum denn nicht in ihm den Vater sehen, der die Gedanken und die Bedürfnisse seiner Kinder kennt, und welcher in seiner Güte Jeden aufnimmt, der zu ihm kommt auf dem Wege, den er selbst für denselben bestimmte! Du sagtest, unsere einzige Hoffnung beruhe auf Christum, aber welch anderer Hoffnung bedürfen wir denn?

Wir hatten den Besuch des zweiten Offiziers von unserm Schiffe, den der Kapitain O'Brien geschickt hatte. Ich war am Gitter, um mit ihm zu sprechen. Er hatte einen Matrosen bei sich, welcher uns, als wir an Bord waren, sehr viele

Liebe bewies, stets beschäftigt uns zu bedienen und nicht wissend, was er thun sollte, um uns Freude zu machen. Armer Karl! er wurde ganz bleich, als er mein Gesicht durch die Eisenstäbe sah. „Wie, Madam Seton, sind sie Gefangene?" — Auf dem ganzen Rückwege drehete er sich um, und machte gegen Anna Zeichen mit dem Kopfe, so lange er dieselbe sehen konnte. Karl hatte in Staten-Island[1]) Quarantaine gehalten; dies allein wäre hinreichend gewesen, ihm meine Liebe zu gewinnen, ohne Rücksicht auf sein gutes Herz. Nie werde ich den Ruf der Matrosen yo, yo hören, ohne mich an den melancholischen Ton Karls zu erinnern. Er ist der Liebling des Kapitains O'Brien und der ganzen Mannschaft.

„Wie gut doch der Herr ist, daß er selbst dem Blicke eines Fremden einen solchen Ausdruck von Mitleiden und Sanftmuth verleiht. Von dem ersten Tage an, als wir hier ankamen, bemerkte ich einen der Wächter unsers Zimmers, welcher uns stets mit einem traurigen, theilnehmenden Blick anschauet. Ich verstehe nicht, was er sagt, eben so wenig versteht er mich, und doch sprechen wir oft mit einander und selbst sehr schnell. Gestern zeigte er auf seine Brust und seinen Hals und gab mir zu verstehen, daß er krank sei. Als der Kommandant kam, sagte ich ihm, ich sei recht betrübt um den armen Filippo. „O Signora, er ist nicht zu beklagen, vor zwei Jahren hat er eine schöne junge Person von sechszehn Jahren geheirathet, er hat zwei Kinder und verdient täglich drei Sous und sechs Heller. Freilich muß er die Nächte im Lazareth zubringen, aber Morgens kann er auf eine oder zwei Stunden nach Hause gehen. Es ist ganz unmöglich, ihm mehr Zeit zu geben, wegen des Dienstes. Was wollen sie, Signora!" — Gütiger barmherziger Vater, der du einem edlen Herzen volle Zufrie-

1) Staten-Island, wo die Schiffe Quarantaine hielten, bevor sie in den Hafen von New-York einliefen. Man wird sich erinnern, daß Richard Baylay, der Vater Elisabeths täglich von seinem Berufe dorthin geführt wurde.

denheit gibst bei drei Sous und sechs Heller täglich. Eine Frau und zwei Kinder ernähren mit so geringen Mitteln. Laß mich an Filippo denken, wenn mir etwas abgeht oder wenn ich meine, es mangele mir an etwas. Er ist zwei und zwanzig Jahre alt, seine Frau achtzehn. Meine Gedanken fliegen nach drüben hin, zu den theuren H. und B.

„Mit Anna zum Eisengitter gegangen, um eine Puppe zu holen, welche die Tochter des Kommandanten ihr gegeben hat. Sie selbst hat dieselbe gemacht. Wie zärtlich sie am Arme ihres Vaters hing! sie sieht so sanft und so gutmüthig aus! Sie hat einen Heirathsantrag ausgeschlagen, weil sie sich nicht vom Vater trennen will. Ach! welche Erinnerungen erwachten in mir, während ich sie betrachtete!"

1. Dezember.

„Zwischen sechs und sieben Uhr aufgestanden, ehe es noch Tag geworden. Der Mond glänzte unserm Fenster gegenüber. Seine Helligkeit übertraf die Morgenröthe, die gerade anbrach. Nicht der leiseseste Windhauch. Das Meer, welches ich stets so bewegt gesehen, schien die Felsen zu küssen, die es bis dahin so oft gepeitscht hatte. Alles um mich her ist ruhig und still. Nur hoch oben spielen zwei kleine, weiße Möven über meinem Haupte, sie gleichen zwei Pünktchen am Himmelsgewölbe. Sie haben ihren Flug nach Westen genommen, meiner Heimath zu, da drüben, wo meine Lieben wohnen. Aber nein, fort mit diesem Gedanken, — sie haben ihren Flug zum Himmel genommen. Und ich habe versucht, meine Seele zum Himmel zu erheben. Und der Friedensengel ist ihr entgegen gekommen, und hat über sie ausgeschüttet die Salbung des Vertrauens, des Gebetes und der Liebe. Von ihr jegliche Angst verscheuchend, hat er sie zu ihrem Erlöser und Gott geführt. „Dich o Gott, loben wir." Liebliche Hymne, in welcher ich, wie es mir scheint, allen jenen Seelen begegne, die mir theuer sind. Dann das Vater unser. Diese beiden Gebete sind in Wahr-

heit die Vereinigung der Liebe und des Lobes; in ihnen findet die Seele Alles. — Um zehn Uhr mit William und Anna gelesen. — Um Mittag hat er geruhet, Anna spielte im Nebenzimmer. Ich befand mich allein, fern von aller Welt; eine süße Ruhe bemächtigte sich meines Geistes, wie in den kurzen Augenblicken, wo man sein eigenes Wesen zu vergessen scheint.

„Eines Tages, im Jahre 1789, als mein Vater in England war, es war ein herrlicher Maimorgen, und mein Herz so leicht, so froh, da sprang ich auf den Wagen, welcher in den Wald fuhr, um Reiser zu holen. Joseph, welcher den Wagen geführt, ging hin um Holz zu fällen, ich vertiefte mich in den Wald. Bald hatte ich einen Pfad gefunden, der zu einer Wiese führte. Es stand dort ein Kastanienbaum, umgeben von jungen Schößlingen, ich dachte dort einen angenehmen Platz zu finden, um mich niederzulassen. Es war in der That ein reizendes Lager, dichtes, grünes Moos, der Schatten des Baumes, ein warmer Sonnenschein. Ueber meinem Haupte das azurblaue Himmelsgewölbe, rund um mich herum die Unruhe des Frühlings, lauter Freude und Gesang; dann die schönen Blumen, die Glöckchen des Waldes und die Feldblumen, welche ich auf dem Wege gepflückt hatte. Da war ich, ein Herz so unschuldig, wie ein Kinderherz nur sein kann; ich ward erfüllt von Liebe zu Gott und von Bewunderung seiner Werke. Noch jetzt glaube ich den Eindruck zu empfinden, welcher sich dort meiner bemächtigte. Es kam mir der Gedanke, mein Vater, der so ferne sei, könne nicht für mich sorgen, aber Gott sei mein Vater, mein Alles. Ich betete und sang Hymnen, ich rief in den Wald hinein, ich lachte und sprach mit mir selbst, indem ich die Güte Desjenigen bewunderte, der mich so über mich selbst und über jeglichen Kummer erhob. Dann setzte ich mich wieder nieder, um neuerdings diesen Frieden zu verkosten. Ich bin überzeugt, daß eine Stunde derartigen Trostes uns um zehn Jahre auf dem Wege des geistlichen Lebens fördert. Als ich Joseph wiederfand, sagte

ich ihm, er solle nur mit seinem Holze nach Hause fahren, ohne sich um mich zu bekümmern. Dann machte ich einen Umweg von einer Meile, um das Dach der Kirche zu sehen. Da betete ich nochmals von ganzem Herzen und sang dann während des ganzen Weges bis ich nach Hause kam.

„Alles dieses stellte sich diesen Morgen meinem Geist recht lebhaft vor, während der Körper die Seele allein gelassen hatte, wie ich dir eben sagte. Einen Augenblick vorher hatte ich von ganzem Herzen gebetet und geweint, was immer meinen Trost ausmacht. Die Augen geschlossen, den Kopf auf meinen Tisch gestützt schien es mir, als durchlebte ich neuerdings diese schönen Stunden. Ich sah mich unter dem Kastanienbaume, durchdrungen vom nämlichen Frieden des Herzens, demselben vollkommenen Vertrauen und der Hoffnung auf Gott. Die Zeit des Winters und der Stürme wird schwinden, um einem wolkenlosen Frühlinge Platz zu machen. Du siehst also, und du wußtest es schon, daß für den, welcher Gott für seinen Antheil genommen, es kein Gefängniß, keine hohe Mauern, keine Riegel mehr gibt. Für die Seele, welche sich auf ihn stützt, gibt es keine Traurigkeit mehr, ob sie auch erdrückt wird von den Sorgen der Gegenwart und den düstersten Aussichten für die Zukunft. Mag meine Dankbarkeit auch noch so groß sein, nie wird sie genügen für die Gabe einer solchen Geistesfreiheit. Ich darf wohl sagen, daß sie es ist, welche bei meinem armen William alle jene Gefühle wach erhält, die sonst in seiner traurigen Lage längst hätten ersterben müssen. Oft wenn er mich die Psalmen singen hört, oder wenn ich ihm, ganz durchdrungen, die Worte des h. Paulus vorlese, worin sich die Glut des Glaubens an Jesus Christus ausspricht, dann schöpft sein Geist neues Leben. Er eignet sich an, was er hört und jede Betrübniß verwandelt sich in Freude. O! ich habe wohl Ursache, Gott zu lieben und den Entschluß zu fassen, ihm treu zu dienen. Nur Engelsstimmen wären im Stände auszusprechen, was er schon für mich gethan hat und noch immer zu

thun fortfährt! So lange ich lebe, so lange ich athme, sei es in der Zeit oder in der Ewigkeit, werde ich nicht aufhören, das Lob Gottes zu verkünden."

2. Dezember.

„Die Schönheit der anbrechenden Morgenröthe genossen. — Die Erklärung des 104. Psalmes gelesen und Hymnen gesungen bis zehn Uhr. — Starker Frost während der Nacht. — Versucht Feuer zu machen mit Strauchwerk in meinem Zimmer, aber unmöglich wegen des Rauches. — Die armen Fremdlinge, welche gestern angekommen waren, und vor Hunger und Kälte fast den Verstand verloren hatten, zankten und schlugen sich, endlich setzten sie sich in Gruppen zum Kartenspiel, wobei sie mehr Lärm machten, als bei dem vorhergehenden Streite. — Geduld! . . . Anna ist leidend. William unterliegt fast. . . . Reiner, klarer Sonnenuntergang. Ihre Strahlen beleben meine Seele, während im nämlichen Augenblicke alles in ihr das De profundis anstimmt, wie in einem unermeßlichen Abgrunde des Schmerzes. Wenn sich der Tag neigt, hören wir von der einen Seite das Ave Maria läuten, von der andern das Todtengeläute. Letzteres hört man oft sehr lange. Jeden Morgen laden sie ein, für die Verstorbenen zu beten. — Unser Kommandant spricht mir viel von dem Vergnügen, welches ich in Pisa am Weihnachtsfeste genießen würde, im Anblick aller der Feierlichkeiten. — Ach, die Weihnachtsfreuden! — Unser himmlischer Vater, der die geheimsten Gefühle meiner Seele kennt, weiß, welches Glück ich darin finden würde. Er wird sich erbarmen, wenn er sieht, wie sie alles dessen beraubt ist, wonach sie sich so innig sehnt."

4. Dezember.

„Unser Kapitain O'Brien und seine Frau haben Mittel gefunden, bis zu uns zu dringen. „Rühren sie die Signora nicht an, rief Filippo aus, indem er sie mit seinem Stocke

zurückhielt. — Guter, gefühlvoller Kapitain, als ich ihm unten entgegen eilte, schwammen seine Augen in Thränen. William und Anna schaueten durch das Gitter. Madame O'Brien weinte. Wir konnten sie wegen der Kälte nur auf einige Augenblicke sehen. Der Kommandant des Lazareths hat uns Ginster und kleines Holz geschickt, ich habe vor dem Kamine einen Vorhang aufgehängt, um den Rauch etwas abzuhalten. — Tag der Sorge zwischen Anna und ihrem Vater getheilt. — Sie war sehr leidend während mehrerer Stunden. Als sie sich etwas besser fühlte, knieten wir beide nieder. O möchte ihre schöne Seele recht lange noch solch kostbare Thränen vergießen, wie in dieser Stunde. — Liebe, theure Rebecka, wie oft haben wir nicht zusammen gewacht am traulichen Feuer, wo ich jetzt so allein sitze. Allein! o nein ich bin nicht allein. Ich habe meine Bibel, meine Gebetbücher, meine Nachfolge Christi, lauter sichtbare Gegenstände einer fortwährenden Freude. Habe ich keine Stunden, um sie ihnen zu widmen, so habe ich doch Minuten. Und meine unsichtbare Gesellschaft! o diese ist unzählbar. Oft bin ich so versichert von der Gegenwart meines Schutzengels, daß ich die Augen von dem Buche erhebe und mich nur mit Mühe überzeuge, daß er mich nicht berührt. — Die arme Seele, würde Sir Henry Hobart [1]) ausrufen, sie wird in diesem Gefängnisse den Verstand verlieren. — Er mag sich aber nur beruhigen, diese Entzückungen kommen nur dann über mich, wenn ich ganz ruhig bin und ein oder zwei Stunden mit dem Propheten David oder Isaias zugebracht habe. Oft denke ich, daß ich diese Stunden später zu den kostbarsten meines Lebens zählen werde. — Mein Gott und Vater, du bist es, der mich durch dein heiliges Wort tröstet, und meine Seele dergestalt in der Hoffnung begründest, daß sie sich in Mitte der größten Qualen frei fühlt. Du bist es, der sie durch den Beweis deiner größten Nachsicht

---

1) Minister der anglikanischen Kirche in New-York.

stärkest und sie in den bittersten Schmerzen neu belebest. Du führest sie durch die Wechselfälle ihrer irdischen Pilgerfahrt, indem du ihr deinen h. Willen zeigst und sie so hienieden deine Tröstungen genießen läßt, und ihr dann Theil gibst an deiner glorreichen Ewigkeit. O Gott, möge mein unermüdlicher Eifer, meine freudige Unterwürfigkeit, meine demüthigste Hingebung dir immer ausdrücken meine Liebe, meine Dankbarkeit, meine Lobpreisung, meine vollkommene Freude in deinem Besitze."

# Fünftes Kapitel.

---

Die letzten Tage im Lazareth. — Geduld, Sanftmuth William-Magees in der Entbehrung und Krankheit. — Abreise. — Die weinende Magdalena. — Ankunft in Pisa. — Traurige Anzeichen. — Williams Leiden. — Sein Todeskampf. — Sein Tod. — Der Engel und der Name Jesus. — Abreise von Pisa. — Das Haus der Filicchi zu Livorno. —

1803.

Fortsetzung aus Elisabeths Tagebuche.

12. Dezember 1803.

„Eine ganze Woche ist verflossen, meine geliebte Schwester, ohne daß eine einzige Linie aus meiner Feder das Andenken daran aufbewahrt hätte. Der erste Tag, der Sonntag, welcher gewöhnlich so segensreich ist, wurde mit unterbrochenen Gebeten unter schweren Aengsten verlebt. — Montag, den 5. wurde ich frühzeitig durch meinen armen William aufgeweckt, dessen Leiden immer wachsen. Ich ließ den Doktor Tuccoli rufen, der mir, sobald er ihn gesehen, sagte: „Meiner bedarf er nicht mehr, sie müssen für seine Seele sorgen.“ Er war kaum eingetreten, als er sich schon wieder zurückzog; da er fort war, fühlte ich mich so verlassen, so allein auf der Welt. Mein William sah mich mit stummer Todesangst an, und ich blickte auf ihn; wir waren beide nur dazu angethan, uns gegenseitig zu entmuthigen. Plötzlich warf er sich in meine Arme, indem er ausrief: Ich werde meine Seele an deiner Seite aushauchen, ich sterbe! . . . Eine furchtbare Krisis trat

ein und rief eine außerordentliche Umwälzung in ihm hervor; wenige Stunden später schien er nicht kränker zu sein, als bei unserer Ankunft im Lazareth. . . . O welcher Tag! Ich verbrachte ihn ganz und gar neben seinem Bette auf meiner Matte. Er schlummerte fast beständig. O wie ich da gebetet und Gott gepriesen habe. Dies feierliche Schweigen ward durch nichts unterbrochen. Weder gefrühstückt noch zu Mittag gespeiset, um diese Ruhe nicht zu stören. Gegen Abend kam Carleton, dann auch unser dienstwilliger Kommandant. Er war überrascht durch die Ergebung meines William, aber trostlos, zu sehen, daß ich allein bei ihm blieb. Der Arzt hatte ihm nämlich gesagt, daß alle Anzeichen da seien, welche voraussehen ließen, er werde, ungeachtet der scheinbaren Besserung in wenigen Stunden verscheiden. — Aber hätte ich denn wohl Jemanden mit mir in seinem Zimmer haben wollen? — O nein! . . . Ich fürchtete mich nicht. Ich that, als wolle ich mich schlafen legen, um ihn nicht zu betrüben. — Die ganze Nacht aufgehorcht, bald am Feuer, bald im Bette; zu Zeiten glaubte ich, sein Athem stehe still, wenige Minuten später hörte ich, noch starr vor Schrecken, den Hauch seiner bewegten Brust. . . . Ich küßte sein liebes Antlitz, um zu erfahren, ob es nicht kalt sei. . . Ich war ganz einsam! . . Lieber, barmherziger Vater, ich war doch nicht allein, während ich mich mit dir aufs innigste vereinigt hielt durch ununterbrochenes Gebet und Danksagung. . . Ich betete für ihn. . . Ich war voll Freude, Verwunderung, Entzückung, da ich sah, daß die Hülfe, auf die ich stets mit Glauben und Vertrauen gehofft hatte, mich in dieser Stunde der Prüfung aufrecht hielt. Sogar getröstet war ich, weit mehr, als ich es je hoffen oder auch nur erfassen konnte! Ja ich fühlte, daß mein Gott, bei dem alles möglich ist, mich stützte und mich auch ferner aufrecht erhalten und aus dieser bittersten Prüfung glücklich herausführen werde. Er gab mir eine Kraft, ein Vertrauen und eine Ergebung, welche weit über das hinausgingen, was ein

menschliches Wesen in meiner Lage nur je zu hoffen wagen könnte. . . . Wer wird sie ausdrücken, diese Tröstungen des Herrn? . . Welche Zunge könnte versuchen, dieses Gefühl in Worte zu kleiden, das nur von Gott kommen kann.

„Sobald der Morgen anbrach, Lust abzureisen, den Platz zu wechseln. Herr Filicchi ist mit Herrn Hall [1]) und dem Kommandanten gekommen, sie haben versprochen, wiederzukommen. — Unsere Tage und die Abende benutzen wir, um uns mit immer größerer Aufmerksamkeit mit dem zu beschäftigen, was für uns allein nothwendig ist. In den Augenblicken, welche ich dem Schlafe rauben konnte, habe ich mich nach alter Gewohnheit mit Schreiben beschäftigt. Die Stimmung meines Geistes ist so, daß sie mich eher in die Zukunft blicken läßt, als mich mit vergangenenen Leiden aufzuhalten. Ich habe mit vielem Interesse eine erste Unterweisung für meinen lieben, kleinen Dick [2]) geschrieben. Mit William geht es nicht schlimmer, dennoch bin ich sehr mit ihm beschäftigt. Annette ist ein wahrer Schatz. Gestern las sie in ihrem Evangelienbuche, daß Johannes der Täufer ins Gefängniß geworfen wurde. — Ja, Papa, sagte sie, Herodes ließ ihn gefangen nehmen, aber Herodias befreiete ihn. — Nein, meine Liebe, Herodias verlangte seinen Tod. — Nun ja, Papa, sie befreiete ihn aus dem Gefängnisse und sandte ihn zu Gott. — Kind nach meinem Herzen!"

13. Dezember.

„Noch fünf Tage und unsere Quarantaine ist zu Ende. In Pisa ist unsere Wohnung am Ufer des Arno bereits gemiethet. Zu jeder andern Zeit würden sich, beim bloßen Namen dieses berühmten Flusses, tausend poetische Ideen meines Geistes bemächtigt haben: Jetzt bin ich weit entfernt von je-

---

1) Minister der anglikanischen Kirche, in Livorno ansäßig.

2) Dick, Verkleinerung des Namens Richard, das vierte der Kinder Elisabeths, er war damals im fünften Jahre seines Alters.

der Einbildung der Poesie, ein einziges Bild schwebt mir immer vor.

„Niemand hat je meinen William gesehen, ohne von seiner Liebenswürdigkeit und dem Anziehenden seines ganzen Wesens sich angezogen zu fühlen. Jetzt aber ist dieser liebenswürdige Character ausgebildet zum sanftesten, demüthigsten Christen. Er ist in mehr als menschlicher Geduld vollkommen ergeben in den Willen Gottes; sein Glaube ist fest, seine Frömmigkeit innig. Dies ist ein Trost, der mir armen Frau und Mutter vorbehalten war, da ich die übrigen Freuden, welche mit einem solchen Glücke verbunden sind, nicht mehr genießen soll. Keine Leiden, keine Ermattung, keine Beklemmung sind mehr im Stande, ihn abzuhalten, mit mir zu beten oder seine Aufmerksamkeit auf meine oft sehr andauernde Lesung der h. Schrift zu richten. Sobald er sich besser fühlt, verdoppelt er seine Aufmerksamkeit, ist er elender, dann hat er um so größeren Eifer, um doch ja keinen Augenblick zu verlieren. So war er immer, seitdem wir in diesen Mauern eingeschlossen sind; immer, ausgenommen an dem Tage, den wir für seinen letzten hielten. Oft sagt er: „Ich mag leben oder sterben, stets werde ich diesen Zeitpunkt in meinem Leben als eine Zeit des Segens betrachten; es ist ja die einzige, die ich nicht verloren habe.“ Nie die geringste Klage. Der Seufzer Oh! und ein Blick zum Himmel, das ist die einzige Klage, die ich von ihm vernommen. Und doch ist er so ausgezehrt, fast vernichtet durch die schnellen Fortschritte einer Krankheit, die ihm keinen Augenblick der Ruhe läßt. Entweder schmerzliches Husten oder Fieberschauer, entweder Beklemmungen oder Ohnmachten und zunehmende Schwäche. „Warum bist du traurig, meine Seele?“ Dieses sind die einzigen Worte, in denen er Erleichterung zu finden scheint. Oft spricht er von seinen lieben, kleinen Kindern, öfter noch von dem Glücke, mit ihnen eine Familie im Himmel auszumachen. Er redete von denen, die wir verlassen, als sei es erst gestern geschehen. Besonders entbehrt er unsern

theuren Henry Hobart, dessen Gesellschaft ein so großer Trost für ihn sein würde in seiner traurigen Lage. Wenn ich Gott dafür danke, daß er mich erschaffen hat und erhält, so geschieht dies mit einem Eifer, der mir bis dahin unbekannt war. Es bedurfte der gänzlichen Zurückgezogenheit von der Welt, um mich dahin zu bringen, daß ich alle Hoffnung, sowohl in Beziehung auf die Seele, als auf den Leib meines William, auf Gott allein setzen und ihn in den Stunden der Niedergeschlagenheit und der Leiden trösten konnte. Nächst Gott war nur ich hier im Stande, ihm in seiner Schwäche beizustehen, ihm die Hoffnungs- und Siegeshymnen des Christen vorzusingen. Seine Liebe zu mir läßt ihn mir die Freude zuschreiben, welche er genießt. Wenn er den Namen unsers Erlösers ausspricht, sagt er, ich sei es, die ihm zuerst die Süßigkeit dieses Namens verkosten lehrte. O, um dieses Werk des Segens zu vollbringen, waren diese Tage der Einsamkeit nothwendig. Hätte man mich auch in das tiefste Gefängniß geworfen, so würde ich doch Gott danken und ihn preisen."

14. Dezember.

„Die theuren Gebete allein hergesagt, während mein William schlummerte. Ich wagte nicht ihm vorzuschlagen, mit mir zu beten, weil die Schmerzen und die Schwäche ihn ganz niederdrücken. — Regen und Sturm, wie wir solche täglich hatten, kann man wohl sagen, während der sechs und zwanzig Tage, die wir hier zubrachten. Man würde die Feuchtigkeit, welche hier herrscht, bei einer gesunden Person für gefährlich halten, um wie viel mehr ist sie es für einen Kranken, wie mein William. O, ich weiß es, daß Gott dort oben ist. . . Was soll denn ihr stummer Blick, Kommandant, und ihre Hand, die zum Himmel zeigt? . . Hielte ich unsere Lage für das Werk eines sterblichen Menschen, so würden sie in mir nicht eine Magdalena in Thränen sehen, wie sie mich so gern nennen, sondern eine wüthende Löwin. Dann würde ich, wenn

es mir möglich wäre, selbst unter ihren Augen Feuer an ihr Lazareth legen, um meinen Gefangenen daraus zu befreien, um ihn die freie Luft einathmen zu lassen. . . . Ein armes Wesen einsperren, das gekommen ist, um in eurem Lande neues Leben zu suchen. Dasselbe während dreißig Tage in diesen feuchten Mauern festhalten, zwischen Rauch und Wind, der von allen Seiten eindringt, die Bettvorhänge fortweht und ihm bis ins Mark dringt. Wo die Kälte ihn zittern macht, wenn er sich bleich wie ein Todter nur einige Minuten aufrecht halten will! — Er muß seiner Gesundheit wegen nach Pisa gehen! O, seine Gedanken sind heute weit von Pisa entfernt! Aber mein himmlischer Vater, ich weiß, daß alle diese Leiden in deinem Willen liegen, in deinem Willen, welcher ganz Weisheit und Klarheit ist. Wir sind hier von Finsternissen umgeben, aber sei dafür gepriesen! Es ist nicht nothwendig, daß deine Absichten über uns aufhören für uns dunkel zu sein, immer werden sie heilig und vollkommen bleiben. Unendliche Barmherzigkeit, bleibe stets unserm Geiste gegenwärtig. Willst du, daß unsere sterblichen Hüllen mit Leiden heimgesucht werden, so laß es unsern Seelen doch nicht an Nahrung und Trost fehlen. Laß uns zum ewigen Leben gelangen, wo wir erkennen werden, daß alle Dinge, welche uns hienieden begegneten, zu unserm Besten gereichen sollten, und um uns im Vertrauen auf Gott zu befestigen."

15. Dezember.

„Die Lesung des neuen Testamentes beendigt, welche ich am 6. October begonnen hatte. In der Bibel bis zum Propheten Ezechiel gekommen. Ich habe immer allein darin gelesen, nach der Reihe, wie die Kapitel auf einander folgen. Mit William lese ich nur die Kapitel, wie sie in meinem Gebetbuche angegeben sind. Heute hatte ich für ihn einige Stellen aus Isaias ausgewählt, sie gefielen ihm so sehr, daß er für einige Minuten alle Schmerzen und Sorgen vergaß.

Diese Lectüre ist uns in Wahrheit von großem Nutzen. William sagt, er fühle sich wie Jemand, der ans Licht geführt wird, nachdem er mehrere Jahre in der Finsterniß lebte. Bis jetzt sah er die h. Schrift an als das Gesetz Gottes, welche als solches heilig ist, aber er wußte in derselben nicht zu finden, was sie für ihn enthält, er hatte noch nicht erkannt, daß sie für uns die Quelle ist, aus der wir das ewige Leben schöpfen."

16. Dezember.

„Tag der Niedergeschlagenheit. — Das Gebet bis zur Hälfte zusammen verrichtet, das übrige allein. — Als sie am Abend fortgingen, nachdem sie uns eingeschlossen hatten, sah ich, daß sie meinen William am andern Tage nicht mehr zu finden gedachten, aber er schläft ruhig. Gott ist mit uns."

17. und 18. Dezember.

„Traurige Tage des Kampfes zwischen der natürlichen Schwäche und dem Muthe, den ihm die Erwartung unserer Abreise von hier nach Pisa einflößt."

19. Dezember.

„Vor Tagesanbruch aufgestanden. Alles für diese gefürchtete Stunde vorbereitet. Um zehn Uhr waren alle Vorbereitungen beendigt. Um elf Uhr kamen zwei Männer, welche meinen William auf ihren Armen aus dem Lazareth zum Wagen Filicchis trugen. Ich hielt seine Hand. Eine Menge Menschen umringte uns und wiederholte seufzend: Der Arme! Das Herz klopfte mir, daß ich meinte ohnmächtig zu werden, aus bloßer Furcht, ihn sterben zu sehen. Aber die frische Luft belebte ihn. Er hat sich aufrecht erhalten während einer Fahrt von fünfzehn Meilen auf schlechten Wegen, und als wir ankamen, schien er besser, als bei der Abreise. — Mein Gott und Vater! das war alles, was ich stammeln konnte, indem mir das Herz von Dankbarkeit überströmte."

20. Dezember.

„Laß mich hier ein wenig einhalten, um mich zu fragen, ob ich im Stande sein werde, diese Blätter mit der nämlichen Aufrichtigkeit und gewissenhaften Genauigkeit fortzusetzen. Ganz verschlungen von den Wellen der Trübsal, welche in so kurzer Zeit über mich hereingebrochen, werde ich wohl im Stande sein, die Bewegung zu bemeistern, welche mich erstickt, und meine Seele mit Gott vereinigt zu halten? — Ja, ich werde fortfahren zu schreiben, denn jeder Augenblick gereicht zur Ehre Gottes und verdient, im Gedächtniß aufbewahrt zu bleiben. — Mein William war den größten Theil des Tages ruhig, er lag auf dem Sopha und war glücklich über die Veränderung seiner Lage und über den Geschmack und die Schönheit aller Gegenstände, die ihn umgeben. Alles was er nur wünschen kann, steht ihm zu Diensten. Wir haben gelesen, geplaudert, die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen, uns von den himmlischen Hoffnungen unterhalten. Dann haben wir einige vergnügte Stunden mit unserm theuren Carleton verbracht, der hierher gekommen ist, um vier Tage bei uns zu bleiben. Alles versprach uns eine gute Nacht, aber kaum hatte ich die Polster des Sophas, das mir als Bett dient, geordnet, als ich hörte, daß er mich rief, um ihn zu stützen. Von diesem Augenblicke an stellten sich die Symptome ein, welche der Doktor Tuccoli mir als die letzten bezeichnete."

21. Dezember.

„Eine Art von Ermattung hat sich seines Geistes wie seines Körpers bemächtigt. Desungeachtet sagt er, er wolle und müsse ausfahren. Der Doktor Carlelach sagte mir leise, der bloße Versuch könne ihn tödten. Aber es war fast nicht möglich, ihm zu verweigern, was er so sehr wünschte. Zudem hat der Arzt erklärt, nichts sei schädlicher, als ihm zu widersprechen. Man hat ihn in einem Sessel heruntergetragen, an Kissen gelehnt, welche meine zitternden Arme unterstützte. So sind wir

abgefahren. O mein Gott, wie gut war es, daß du mich in dieser Stunde aufrecht erhieltest. . . . Nach fünf Minuten mußten wir heimkehren, ihn aus dem Wagen heben und im Sessel bis ans Bett tragen. Ich finde keine Worte mehr."

22. Dezember.

„Finsterer aber ruhiger Tag."

23. Dezember.

„Das Leiden schien sich ein wenig zu mindern. Er wollte nochmals versuchen auszufahren. Ich nahm Frau von Tott mit mir, es ist die Hauseigenthümerin. — Auf der Rückfehr ging es besser als beim Beginne der Fahrt. Es schien, als vermögte er sich besser aufrecht zu halten. Ich fing an zu glauben, daß diese Ausflüge ihm heilsam seien. . . . Es war der letzte. . . ."

24. Dezember.

„Fortwährendes Leiden. Zum ersten Male vermag er gar nicht mehr, das Bett zu verlassen. Er sprach mit Zärtlichkeit von seinen lieben, kleinen Kindern. Auch dankte er Gott, daß er ihm die Zeit gelassen, über sich selbst nachzudenken, und daß er ihn gestärkt durch die süßen Tröstungen, welche er im göttlichen Worte und im Gebete verkostet. Bis Mitternacht schlief er, da er einige Tropfen Opiumtinktur genommen hatte. Als er erwachte, war er verwundert, mich noch außer dem Bette zu sehen. Ich sagte ihm: „Mein Theuerster, die süßesten Gedanken scheuchen den Schlaf von mir, die Weihnachts-Nacht ist angebrochen, diese Nacht, wo der Erlöser geboren wurde, der uns, wie du weißt, die Pforte des ewigen Lebens geöffnet hat. — Ach ja, antwortete er mir, wie glücklich würde ich sein, könnten wir das Sakrament empfangen! — Nun wohl, erwiderte ich, wir wollen thun, was von uns abhängt. — Darauf goß ich etwas Wein in einen Becher, dann sagte ich einige Stellen aus den Psalmen her und verschiedene

Gebete, die ich mir in Erwartung eines günstigen Augenblicks bezeichnet hatte. Er trank aus dem Becher der Danksagung und ich mit ihm, und beide vergaßen wir die Sorgen dieser Welt im Hinblicke auf die Ewigkeit[1]). O wie glücklich war ich, als ich bemerkte, daß die Freuden der Ewigkeit seinem Blicke vorschwebten! — Am Sonntag kam Herr O'Brien. Mein William sagte ihm, daß er mich seinem Schutze anvertraue, um mich in unsere Heimath zurückzuführen. Er sagte dieses mit einer Ruhe und Selbstbeherrschung, die uns erstarren machten. Ich wußte an diesem Tage nicht, daß ich lebte. Ich brachte denselben auf den Knien neben seinem Bette zu. Jeden Augenblick glaubte ich, meinen William den letzten Seufzer aushauchen zu sehen. . . Er verlangte sehnlichst, an diesem Tage befreiet zu werden, und folgte mir im Geiste beim Gebete, sobald seine heftigen Schmerzen ein wenig nachließen."

26. Dezember.

„Er verlangte mit solcher Ungeduld nach der Auflösung, daß er mir kamm erlauben wollte, seine Lippen anzufeuchten. Ohne Aufhören bat er den Erlöser, ihm zu verzeihen und ihn zu befreien. . . Da er wollte, daß die Thüre beständig geschlossen sei, wurde ich gar nicht gestört. Carleton hatte es übernommen, Anna fern zu halten. . . Ich hörte nicht auf, ihm die Verheißungen der h. Schrift zu wiederholen und die Gebete, welche ich wußte. Dies allein war im Stande, ihm einige Erleichterung zu verschaffen. Wenn ich einen Augenblick inne hielt, um ihm irgend welchen Dienst zu erweisen, sagte er mir: „Was thust du doch? Wessen bedarf ich denn noch? Ich habe nichts nöthig, als zum Himmel zu gehen. Bete, bete für meine Seele." Er fand so großen Trost in dem Vertrauen, sein Erlöser werde ihn aufnehmen! Es sah seine kleine Rebecka vor sich, die ihn anlächelte. Zu Anna sagte er:

1) Siehe die zweite Note am Ende dieses Buches.

„O wenn dein Vater dich mitnehmen könnte!“ — Um Mitternacht stellte sich der kalte Schweiß ein, er versuchte, seine beiden Arme auszustrecken und wiederholte zu verschiedenen Malen: „Du hast mir versprochen, du würdest wieder heimreisen. Komm, komm, retten wir uns!“ — Um 4 Uhr hörte der heftige Kampf auf, nur ein leises Schluchzen, lange Seufzer und abgebrochene Worte: „Meine liebe Frau!“ meine theuren Kleinen! und: Mein Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner!“ das ist alles, was ich verstehen konnte. . . Dann noch einige Male „Jesus Christus, Jesus Christus!“ . . So dauerte es bis sieben ein Viertel Uhr, als seine theure Seele sich aufschwang zu jenem neuen, seligen Wohnsitze, nach welchem sie so sehr seufzte.

„Als er nicht mehr reden konnte, fragte ich ihn oft: Du weißt, mein Geliebter, daß du deinem Erlöser entgegen gehst? Dann antwortete er mir mit einer leisen Bewegung und mit einem Blicke voll Frieden „Ja“. . . Am Dienstag Morgen den 27. Dezember um ein Viertel nach sieben Uhr wurde seine Seele befreit, und auch die meinige wurde erlöset aus einer Qual, die bitterer war als der Tod. — Die geliebte Schwester meines Herzens, welche nicht Zeuge war der Leiden, die mein armer William geduldet, wird es vielleicht nicht begreifen, wie ich die kleine Anna in meine Arme nehmen und bei den theuren Ueberresten niederknien konnte, um mit ihr dem himmlischen Vater zu danken, daß er unsern Heißgeliebten aus seinem Elende erlöset habe. Er hat ihn befreiet und uns die freudige Zuversicht verliehen, daß er durch die Verdienste unsers gütigen Erlösers zum ewigen Leben gelangt sei. Dort wird er um Erbarmen und Schutz bitten für uns, die wir noch hienieden unsern Lauf fortsetzen. Dann öffnete ich die Thüre um den Leuten des Hauses mitzutheilen, daß alles zu Ende sei. Die Hausfrau sowohl als die Dienerschaft waren sehr verlegen, sie wußten nicht, was zu thun wäre. Da ich sie so furchtsam sah, daß sie nicht wagten, sich uns zu nahen, als

hätten wir das gelbe Fieber gehabt, ließ ich zwei Wäscherinnen kommen, die schon für uns gearbeitet hatten. Ich verschloß die Thüre und leistete ihm mit ihrer Hülfe den letzten Dienst. Hiernach fühlte ich, daß ich Alles gethan hatte, ja alles, was die zärtlichste Liebe und das Pflichtgefühl eingeben konnten.

„Seit acht Tagen hatte mein Kopf nicht geruhet, während der letzten drei Tage und Nächte war es eine ununterbrochene Anstrengung gewesen, alle vier und zwanzig Stunden eine einzige Mahlzeit. Indessen mußte ich mich noch ankleiden, an die Abreise denken, einpacken, mich bereit halten, so bald als möglich in den Wagen des Herrn Filicchi steigen und fünfzehn Meilen zurücklegen bis nach Livorno. Carleton und der alte Luigi sind geblieben, um für das Weitere zu sorgen.

„Am Nachmittage wurde mein theurer William fortgebracht und in ein Leichenhaus am protestantischen Friedhofe niedergesetzt. Ach! ach! welcher Tag! . . ihm die Augen zudrücken, ihn ins Leichentuch hüllen! . . Abreisen . . den ganzen Tag reisen. . . Genöthigt sein am Abend noch gegen zwölf Personen in meinem Zimmer zu empfangen. Bei Anbruch der Nacht kam ich zur Erkenntniß meiner Lage und fühlte mich wie erdrückt unter dieser Last. O mein Herr und Gott!

„Am folgenden Morgen um elf Uhr versammelten sich alle Engländer und Amerikaner, die sich zu Livorno befanden, in der Kapelle des Friedhofes und dann war alles beendigt. . . Ich brauche nicht erst zu sprechen von der Barmherzigkeit und der tröstlichen Gegenwart meines Gottes. Man sieht es genugsam ein, daß keine menschliche Kraft im Stande gewesen wäre zu ertragen, was ich ausgestanden habe. . . Mein William fragte mich oft, ob ich versichert sei, daß er Vergebung erlangt habe. Ich bemühete mich immer, ihm die Gewißheit beizubringen, er würde fehlen, wenn er nicht die Hoffnung hege, durch die Verdienste unsers Erlösers in den Himmel zu kommen. Seine Seele war so aufrichtig, so ergeben in den

Willen Gottes, so beharrlich zur Stunde der Prüfung. In der Nacht vor seinem Tode hatte ich eifrig für ihn gebetet, daß der Himmel ihm seine Sünden verzeihen möge. Nach Beendigung des Gebetes war ich an derselben Stelle geblieben, kniend, den Kopf auf einen Stuhl gestützt. Weder wachend noch schlafend verlor ich die Besinnung. In diesem Halbschlafe schien es mir, als sähe ich an meiner Seite einen Engel. In der einen Hand hielt er eine Feder, in der andern ein weißes Blatt Papier. Er sah mich an, entrollte das Papier und schrieb in großen Buchstaben darauf: Jesus. Es war nur ein Traumbild, aber es that mir wohl. Auch er wurde davon gerührt, als ich es ihm erzählte. Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er mir: „Der Engel schrieb Jesus. Es ist Jesus, welcher mir die Pforte zum ewigen Leben geöffnet hat, er wird mich mit seinen Verdiensten bekleiden." — In der Nacht seines Todes hatte ich einen ähnlichen Traum. Ich sah den Himmel im herrlichsten Blau; in der Mitte des Gewölbes war eine große Oeffnung, wie eine Art Eingang, neben derseben stand ein Engel. Ein großer Vogel, schwarz wie ein Adler, flog auf mich zu, umkreisete mich und schlug seine breiten Flügel, aus welchen eine große Finsterniß sich verbreitete. Der Engel war da am Eingange des Gewölbes und schauete, als ob er warte, bis der Vogel sein Werk vollendet habe. So hatten wir doch, indem wir von allen irdischen Freuden verlassen, mitten im Schatten des Todes wandelten, süßen Trost, selbst in den Träumen, Bilder der Wirklichkeit, welche der Glaube uns verheißt."

Bei ihrer Ankunft in Livorno wurde Elisabeth mit der wärmsten Sympathie durch Filippo und Antonio Filicchi empfangen, welche beide mit edlen Gefährtinnen vermählt waren, die jeden Schmerz zu würdigen und zu theilen wußten. Zudem waren sie in diesem Augenblicke selbst äußerst angegriffen. Dieses Haus, in welchem man das Andenken an William, der dort seine glückliche Jugendzeit verlebte, bewahrt hatte, öffnete

sich am Tage nach seinem Tode, um seine Wittwe und sein Kind aufzunehmen. Ein solcher Gegensatz war ergreifend und herzzerreißend. Alle, Eltern, Kinder, Dienstboten, drängten sich um die arme Trauende und wetteiferten miteinander, ihr Zeichen der Theilnahme und Zuneigung zu geben. Im ersten Augenblicke machte die Heftigkeit des Schmerzes sie fast unempfindlich gegen diese zarte Sorgfalt. Sie sagt selbst, „ihr armes Herz irrte in den Wolken umher und nahm seinen Flug zur Seele ihres William, indem sie ohne Unterlaß die Worte wiederholte: O Gott, du bist mein Gott; siehe ich bin allein auf der Welt mit dir und meinen theuren Kleinen! Aber du bist mein Vater und in doppelter Weise der ihrige."

Am Abende nach ihrer Ankunft besuchte sie Herr Hall, welcher ihren Gemahl beerdigt hatte. Die ersten Worte, die er an sie richtete, waren aus dem Buche der Weisheit. „Nach welcher Seite der Baum fällt, da bleibt er liegen." Worte des Trostes und der Hoffnung für diejenige, welche nach langen, christlich ertragenen Leiden einen frommen Tod gesehen hatte.

Unter den Personen, die sie zu sehen wünschten, nennt Elisabeth ausdrücklich den guten, alten Kommandanten, welcher mit einem schwarzen Flor am Arme und am Hute erschien. Er sah so traurig nnd theilnehmend aus. Die Güte, die er im Lazareth bewiesen hatte, äußerte sich wieder. Der Anblick der lieben, kleinen Anna rührte vollends sein Herz. Die unsern droheten zu zerspringen.

Einige Tage später schrieb sie ihrer Schwägerin: „Die Filicchi bieten alles auf, was in ihren Kräften steht, um meine Lage zu versüßen; man sollte sagen sie glaubten, nie genug thun zu können. In Wahrheit, seitdem wir die Heimath verließen, haben wir nur Güte und Dienstwilligkeit erfahren, selbst von Fremden und Dienstboten. Hier in Livorno hat das Leiden und der Tod meines Mannes zahlreichen Personen ein solches Interesse für uns eingeflößt, daß man von allen Sei-

ten bemühet ist, uns zu trösten und zu pflegen. Wenn ich meine jetzige unsichere Stellung betrachte, die nach Ansicht der Welt so hülflos ist, dann muß ich über ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt lächeln. Die kleine Anna sagt mir oft: Mama, wie viele Freunde hat uns Gott in diesem fremdem Lande vorbereitet; denn sie sind unsere Freunde, bevor sie uns kennen. — Sie sagt die Wahrheit, und wenn ich sie so reden höre, dann sage ich mir innerlich: Welchen Trost hat mir Gott doch bereitet, indem er mir ein solches Kind schenkte!"

Die dauernde Freundschaft, welche die Familie Filicchi für William-Magee Seton gehabt hatte, zerrissene und dennoch mächtige Bande, waren nicht die einzigen, welche sie an Elisabeth fesselten. Tief gerührt durch ihr Unglück, voll Bewunderung wegen ihres Glaubens und ihres Muthes, fühlten sie sich auch noch zu ihr hingezogen durch gemeinsame Bekanntschaften und Verwandschaft, die aus deren Vaterlande stammten. Die echt italienische Familie Filicchi stand in engen Verbindungen mit Amerika. Filippo Filicchi hatte sich wiederholt in den Vereinigten Staaten aufgehalten; er hatte sich daselbst vermählt. Seine würdige Lebensgefährtin war eine Amerikanerin, Frl. Mary Cowper aus Boston. Als er sie im Jahre 1792 heirathete, trat er in der Leitung eines Bankgeschäftes an den Platz des Marquis Salucci, dessen Compagnon er bis dahin gewesen war.

Dieses Geschäftshaus in Livorno hatte in Toscana fast ausschließlich den Handel mit Amerika in der Hand. Die wichtigsten Angelegenheiten des Handels der beiden Länder, welche er zu ordnen berufen war, hatten ihn in Philadelphia, New-York und Boston mit den ausgezeichnetsten Personen der Vereinigten Staaten in Verkehr gesetzt. Er hatte Washington gekannt, Hamilton, Jefferson, Madison, John Adams, Carl Carroll von Carrolton und dessen Vetter John Carrol, Bischof von Baltimore. In dieser Stadt war damals der einzige katholische Bischofssitz in den Vereinigten Staaten. Abgesehen

von den Verbindungen in Bezug auf Politik und Handel, hatte Filippo auch die beste Aufnahme gefunden in der höhern englisch-amerikanischen Gesellschaft. Da er aber seine Bekanntschaften auswählen mußte, hatte er meist in dem Kreise William Setons gelebt, welcher Direktor der Bank in New-York und Correspondent des Hauses Salucci war.

In den Unterredungen die er mit Washington gehabt, hatte dieser den jungen italienischen Banquier schätzen gelernt, und ihn bei seiner Abreise zum General-Consul der Vereinigten Staaten zu Livorno ernannt. Gewiß hätte man bei der damals noch so seltenen und schwierigen Verbindung zwischen der alten und neuen Welt kein anderes Haus finden können, welches besser geeignet gewesen wäre, eine Tochter Amerikas aufzunehmen, als das der Filicchi, wohin die Vorsehung unsere arme Elisabeth Seton führte.

# Sechstes Kapitel.

Aufenthalt zu Florenz. — Die Kapelle della Santissima Annunziata. — Die Gräber der Medicis. — Die Kirche de Santa-Maria-Novella. — Unruhe in der Seele Elisabeths. — Anfang ihrer Bekehrung. — Wallfahrt nach Monte Nero. — Elisabeth schifft sich ein für Amerika. — Unfall am ersten Tage der Reise. — Rückkehr nach Livorno. — Krankheit der kleinen Anna und ihrer Mutter. — Liebe und Sorgfalt der Filicchi. — Elisabeths Genesung. — Das erste Kreuzzeichen. — Vorbereitungen zur Abreise. — Vor Gott übernommene Verflichtungen. — Antonia und Amabilia Filicchi. — Aufopferung Antonios für Elisabeth und Anna. —

1804.

Wenn die h. Bücher, diese Schriften voll Wahrheit und Poesie, den Schmerz reden lassen, so legen sie ihm öfter die Worte in den Mund: Ich saß und weinte. Einsam und stille weinen, das ist es, was uns am meisten zusagt in den Augenblicken, wo unsere Seele von Schmerz durchdrungen ist. In die gastfreundliche Wohnung der Filicchi eingeführt, fand die Wittwe William Setons nur für wenige Tage jene Beruhigung, welche aus der Abgeschiedenheit und Gleichgültigkeit gegen die äußeren Dinge entspringt. Kaum fand sie sich dort allein mit ihrem Schmerze, als sie schon wieder in das gewöhnliche, bewegte Leben hineingerissen wurde. Standespflichten, denen man sich unmöglich entziehen konnte, riefen die beiden Damen Maria und Amabilia Filicchi nach Florenz. Es kam ihnen nicht im Entferntesten in den Sinn, daß Elisabeth sich selbst überlassen in ihrem Hause bleiben könne, während

ihrer Abwesenheit. Sie thaten, was der beste Wille nur vermochte, indem sie ihre Abreise um einige Tage verspäteten, aber sie mußte zum bestimmten Zeitpunkte stattfinden. Anstatt vor dem ersten Tage des Jahres schon in Florenz zu sein, wartete man bis zum 3. Januar. Elisabeth und Anna ververließen am selbigen Tage mit der Familie Livorno.

## Elisabeths Tagebuch

(Geschrieben für ihre Schwägerin Rebecka Seton.)

8. Januar 1804.

„Ich habe vier Tage in Florenz zugebracht, wo ich in einem Palaste wohnte, der der Familie der berühmten Medicis gehört. Gegenüber ist der Berg Morello, der Arno und seine fünf Brücken. Am Sonntag, 8. Januar um elf Uhr, nahm mich Madame Amabila mit in die Kapelle della santissima Annunziata. Ein dichter und schwerer Vorhang verschloß den Eingang; wir erhoben ihn und meine Augen staunten, als ich dort Hunderte von Menschen auf dem Boden knien sah. Die Kapelle lag im Halbdunkel, da sie nur von den Kerzen des Altars und dnrch ein kleines in der Höhe befindliches Fenster erleuchtet wurde, das noch durch einen Vorhang von grünem Seidenflor verhängt war. Im ersten Augenblicke konnte man die Gegenstände nicht deutlich unterscheiden. Jetzt erschollen wohlklingende, süße, ferne Töne, welche in der Seele einen Vorgeschmack des Himmels anregten, und in mir eine Menge rührender Erinnerungen wach riefen. Indem ich Madame Amabilia und die ganze Umgebung vergaß, warf ich mich an dem ersten leeren Plätzchen auf die Knie. Ich vergoß einen Strom von Thränen, da ich der langen Zeit gedachte, in der ich das Haus Gottes nicht besucht, und der Kette von Leiden, die mich von demselben fern gehalten hatten. Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich mit dem größten Eifer von unsern

theuren Kirchengebeten alles hersagte, was mein Gedächtniß in dieser inneren Verwirrung mir bot.

„Nachdem die Messe beendigt war und die Orgel geschwiegen, gingen wir in der Kapelle umher. Der Reichthum des Getäfels, die mit Gold, Silber und kostbaren Zierrathen beladenen Altäre; die Gemälde, welche allerlei Gegenstände der Frömmigkeit darstellen, die Kuppel, welche mit Figuren aus der h. Schrift bemalt ist, alles dieses ist nicht zu beschreiben. Eben so wenig vermag ich das Entzücken auszudrücken, das ich empfand, als ich diese Greise, diese alten Frauen, diese jungen Mädchen, Personen jeden Standes zwar ohne jegliche Ordnung, aber ohne Verwirrung kniend sah, welche auf uns und andere Personen, die mitten durch ihre Reihen gingen, durchaus nicht achteten, eben als seien wir gar nicht da.

„In einer andern Kapelle, an der entgegengesetzten Seite des Schiffes dasselbe Schauspiel. Da aber wieder eine Messe anfing, ging ich auf den Fußspitzen, so leise wie möglich, hinter Madame Filicchi. Ich wagte weder aufzuschauen, noch von der Seite zu sehen, was ich indessen kühn hätte thun können, da hier Jedermann so in seine Gebete oder seinen Rosenkranz vertieft ist, daß man nicht sieht, was ein Fremder anfängt.

„Während Madame Filicchi Besuche machte, ging ich in die Kirche San Firenze, wo ich wieder zwei sehr geschmückte Kapellen fand, jedoch in einfacherem Style. Ich hatte das Glück, diesen h. Ort in Begleitung zweier Ordensmänner zu besuchen, die dort wohnen, denn diese Kirche gehört zu dem anstoßenden Kloster[1]). Da sah ich einen jungen Priester, der seine Kapelle mit so bescheidener, gesammelter Miene öffnete, daß man glauben mußte, seine Seele sei bereits vor ihm

---

1) Dieses Kloster gehörte den Oratorianern. Jetzt ist es aufgehoben. Ein Theil der Gebäude ist durch das Ministerium der Unterrichts des Königreichs Italien in Besitz genommen.

da eingetreten. Ich kann aber mit Gewißheit sagen, daß mein Herz ihm gern dahin gefolgt wäre.

„Man führte mich zu Wagen in den Garten der Königin, wo ich Ulmen und Tannen, und Hecken von Taxus und Epheu von wunderschönem Grün sah, eben so bebauete Felder, die mir so schön erschienen, wie bei uns am Ende des Frühlings. Aber ach! ich vermogte nicht zu schauen und meine Gedanken zu bemeistern. Jeder Gedanke war ein Klageruf im Grunde meiner Seele um diejenigen im Himmel und auf der Erde, die mir theuer sind. Ich mußte die Augen schließen und mich in die Ecke des Wagens lehnen, als ob ich schliefe. Dieses konnte nicht auffallen, weil die Luft milde und die Sonne heiß war.

„Wir hielten uns im Sommerpalaste der Königin auf, und besuchten eine unendliche Reihe von Zimmern, alle so prächtig, daß jedes derselben eine neue Ueberraschung bot. Salomons Eitelkeit der Eitelkeiten und seine Geistesunruhe kamen mir dabei ins Gedächtniß. Ich sah die Königin zwei Mal[1]). Aber wie die kleine Anna sagte, sie unterschied sich durch nichts von den übrigen Frauen als durch ihr Gefolge."

Sonntag Abend.

„Mit meiner kleinen Anna allein habe ich einen Abend hingebracht, den man für diese Welt glücklich nennen kann. Während wir unsere Gebete verrichteten, zerfloß sie in Thränen, was jedes Mal der Fall ist, seitdem wir sie allein beten. Sie sagte mir: „Mein lieber Papa lobt im Himmel den Herrn und ich dürfte eigentlich nicht über ihn weinen; aber ich glaube, es ist dieses ganz natürlich. Ist es nicht so, Mama? — Ich denke an das Wort Davids: Ich werde zu

---

1) Die Regentin des von Napoleon errichteten Königreichs Etrurien. Sie war Tochter Ferdinands VII. von Spanien und Wittwe Ludwigs von Bourbon, Infant von Parma, welcher als Ludwig I. den gebrechlichen Thron Etruriens 3 Jahre inne hatte.

ihm gehen; er kann nicht zu mir zurückkehren." — Die Unterhaltung dieses Kindes wird mir von Tag zu Tag lieber, ich ziehe sie jeder andern vor, die ich noch diesseit des Grabes genießen kann. Es ist eine der größten Gnaden Gottes, daß ich sie mit mir nehmen konnte."

Montag, 8. Januar.

„Ich bin in die Kirche San Lorenzo eingetreten und da gerieth ich wirklich in Entzückung. Als ich mich dem Hauptaltare nahete, der aus den kostbarsten Steinen und dem schönsten Marmor besteht, bemächtigten sich die Worte: Meine Seele macht groß den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande, mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Eifer meines Geistes, daß ich alles andere darüber vergaß. Es entrollte sich vor meinen Augen das Bild der Opfer, welche David und Salomon dem Herrn ihrem Gotte darbrachten, als die größten Schätze der Kunst und Natur seinem Tempel geweihet und zu seinem Dienste geheiligt wurden. Die Marienkapelle, welche an die Kirche stößt, ist von solcher Schönheit, Kunst und solchem Reichthum, daß man sie für ein übermenschliches Werk halten sollte, wenn ihr unvollendetes Gewölbe nicht dessen Unvollkommenheit verriethe[1]). Dies ist die Kapelle, in welcher die Medicis ihre Ruhestätte haben. Alle diese Gräber von Granit, diese goldenen mit kostbaren Steinen verzierten Kronen, spiegeln sich wieder in dem glänzenden Marmor[2]). Die schwarzen, ernsten Standbilder, welche die Medicis, in Lebensgröße auf ihren Gräbern stehend, darstellen mit ihren

---

1) Dies Gewölbe ist seit 1837 vollendet. Der Großherzog von Toskana, Leopold II. hat es malen und mit großer Pracht ausschmücken lassen.

2) Der Marmor, Jaspis und Agat, womit die Wände der Kapelle bekleidet sind, bilden einen ungeheuren, glänzenden Spiegel. Auf welchen Punkt derselben man blicken mag, sieht man stets die ganze Kapelle abgespiegelt.

Kronen und Sceptern, machten meinen armen Kopf schwindeln. Ich glaube, daß ich nie mehr zu mir selbst gekommen wäre, hätte ich mich dort allein gefunden."

Dienstag, 10. Januar.

„Ich habe die Kirche de Santa Maria Novella und den Pallast gesehen, in welchem die Königin residirt. Dort findet sich die ganze Pracht, die aus Gold und den verschiedensten, kostbarsten Stoffen hervorgebracht werden kann. Ausgezeichnete Statuen, reiche Deckenmalereien, Parkets in den glänzendsten Farben, mit kostbaren Steinen eingelegte Tische, alles ist hier vereinigt, um den Pallast Pitti zu einem Wunderwerke des Glanzes und der Kunst zu machen. Dies sagten wenigstens die Kenner; ich kann nicht darüber urtheilen. Uebrigens machten alle diese Dinge auf mich keinen Eindruck, weil ich zu sehr die Abwesenheit dessen fühlte, der nicht mehr da war, um mich auf die einzelnen Gegenstände und deren Schönheit aufmerksam zu machen. Ein Gemälde, die Abnahme vom Kreuze, in lebensgroßer Darstellung, fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Maria, am Fuße des Kreuzes, ist in Wahrheit vom Schmerzensschwerte durchbohrt. Der Todesschatten auf ihrem sterbenden Antlitze steht in überraschendem Widerspruche mit dem himmlischen Frieden, der auf den Zügen unsers theuren Erlösers glänzt. Wie schwer wurde es mir, dieses Gemälde zu verlassen; und wie oft habe ich seitdem die Augen geschlossen, um es mir in der Einbildung wieder vorzustellen! Es befindet sich dort auch ein Opfer Abrahams, wo sowohl der Vater als der Sohn mit solchem Ausdrucke dargestellt sind, daß man, wenn man sie betrachtet, die Gemüthsbewegungen und Qualen dieser Scene mitfühlt. Glücklicher Weise waren die, welche mich begleiteten, mit anderen Gegenständen beschäftigt; vielleicht hätte ich ihnen wohl meine Thränen verbergen können, meine Verwirrung würden sie indessen sicher bemerkt haben."

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte zu Florenz kam Elisabeth mit ihren Freunden wieder nach Livorno. Die Hand Gottes, welche sie zu diesen geführt hatte, hielt sie dort noch mehrere Monate zurück. Wir haben schon früher über die großmüthige Liebe der Filicchi gesprochen, ihre Liebe zu den Armen ging aus ihrer Gottesliebe hervor. Diese Gerechten lebten aus dem Glauben, wie der Apostel sagt, aus diesem lebendigen Glauben, der die Gedanken des Geistes belebt und dann der Beweggrund der geringsten Handlungen ist. In ihren vertrauten Kreis aufgenommen, wurde Elisabeth gerührt, sie eben so fromm als tugendhaft zu sehen, und gewann unmerklich eine Religion lieb, welche so heilige Seelen gebildet hatte. Der Anblick ihrer schönen Häuslichkeit war, ohne daß sie es ahnten, für dieselbe eine fortwährende Predigt zu Gunsten des Katholicismus.

Von Jugend auf ans Nachdenken gewöhnt, und durchaus aufrichtig und gerade, fühlte sie sich von selbst getrieben, sich bei ihnen über die Gebräuche und Lehren der katholischen Religion zu befragen. Eines Tages, als sie an Antonio Filicchi einige Fragen gestellt hatte über die Verschiedenheit der Religionen, antwortete ihr derselbe, es gebe nur eine wahre Religion und ohne diese könne Niemand selig werden. „O, rief Elisabeth aus, wenn es nur eine Religion gibt, und wenn außer derselben Niemand Gott gefallen kann, was wird dann aus so vielen braven Menschen, die außerhalb derselben sterben? — Ich weiß es nicht, erwiderte Herr Filicchi, ihr Schicksal hängt ab von dem Grade der Erkenntniß, die sie hatten. Nur das weiß ich, wohin diejenigen gehen, die den wahren Glauben finden könnten, wenn sie Gott um denselben bäten und ihn suchten; die aber weder darum bitten noch ihn suchen. — Ich verstehe, antwortete Elisabeth lächelnd, Sie wollen, daß ich bete und suche, und dann Ihren Glauben annehme. — Beten und suchen, das ist alles, was ich von Ihnen verlange, antwortete er. Ihr theurer William war der erste Freund mei-

ner Jugend, Sie sind in meiner Zuneigung an seine Stelle getreten. Ihre Seele ist Antonio theuer und wird ihm immer theuer bleiben. Möge der gütige, allmächtige Gott Ihre Vernunft erleuchten und Ihr Herz stärken, damit Sie den rechten Weg zum ewigen Glücke finden und auf demselben wandeln. Das ist es, was ich Ihnen wünsche. Bis dahin hören Sie nur nicht auf zu beten und anzuklopfen."

Diese Unterredung versetzte die Seele Elisabeths in eine Unruhe, die sie sich zwar nicht eingestehen wollte, welche aber nicht mehr wich. Aber in dem Vertrauen, daß Gott Niemanden das gewünschte und erbetene Licht vorenthält, wollte sie sich unterrichten. Sie wollte sich über ihren Glauben Rechenschaft geben, indem sie ihn mit den Lehren jener Religion verglich, die man ihr als die einzig wahre bezeichnete. Sie suchte vorzugsweise im Gebete Frieden für ihr Gewissen und Ruhe für ihren Geist. Jeden Tag flehete sie mit Inbrunst um Erleuchtung und Beistand von Oben, sie wiederholte ohne Unterlaß die Worte eines Dichters:

Wenn ich auf dem graden Wege bin, gib mir deine Gnade,
Um auszuharren auf der Bahn.
Bin ich nicht auf derselben, ach! so belehre meine Seele
Daß sie finde den sichersten Pfad.

Nie wurde diese göttliche Gnade denen verweigert, die mit aufrichtigem und demüthigen Herzen darum baten. Elisabeth wußte dieses seit langer Zeit, sie, die schon ein Kind der wahren Kirche war, bevor sie diese ihre Mutter kannte. Von jetzt an aber wurden die Vorurtheile ihrer Jugend zerstreut durch ihre Gebete, ihre Lektüre, ihr ernstes Nachdenken und die Unterredungen über die Religion, welche sie mit den beiden Filicchi führte. Der Geist der Wahrheit belohnte ihren zunehmenden Eifer. Sie erkannte nach und nach die Unumstößlichkeit der katholischen Glaubenslehren; der Charakter der kirchlichen Gewalt fiel ihr auf; sie war gerührt über die Hülfe

und den Troſt, den ſie der Seele ſpendet, die ſich ihr anſchließt. Wenn ſie in eine der Kirchen Italiens eintrat, die ſo ſchön geziert und ſo fleißig beſucht waren von einem Volke, daß ſich ſo glücklich fühlte am Fuße der Altäre, dann wurde ſie von einer ſolchen Frömmigkeit und Andacht durchdrungen, wie ſie ſie früher nie gekannt hatte.

In dieſer geſegneten Zeit, wo die himmliſche Klarheit die Wolken ihres Geiſtes zu durchbrechen begann, begleitete ſie ihre Freunde nach der Kirche von Monte Nero. Dieſer beſuchte Wallfahrtsort, eine und eine halbe Meile von Livorno entfernt, liegt in einer ſehr ſchönen Gegend, die zu bewundern man nicht müde wird. Die Familie war verſammelt; die Kinder, lange vor der gewöhnlichen Stunde aus ihrem Schlafe geweckt, waren die erſten reiſefertig und zeigten ihre Freude durch die Ungeduld, mit der ſie zur Abreiſe trieben. Man wollte einen Theil des Weges zu Wagen zurücklegen, den andern aber zu Fuß. Sobald der Tag anbrach, ſetzte man ſich in Marſch.

Es war einer jener herrlichen Morgen, welche in dieſem mittägigen Klima einem ununterbrochenen Feſte gleichen. Der ſanfte Frühlingshauch erfüllte die Luft mit ſüßen Wohlgerüchen, während unſere Pilger langſam ihren Weg fortſetzten. Eliſabeth und ihre Freunde waren geſammelt, und unterbrachen nur ſelten durch Worte den Gang ihrer Gedanken, welche ſich in einem nämlichen Punkte trafen. Anna und die Kinder waren entzückt über die Reize der erſten Stunden des Tages. Bald liefen ſie voraus, bald blieben ſie zurück, ſie pflückten Sträuße von Blumen und riefen ihren Müttern zu. Dann ſtrengten ſie ihre Augen an, um in den blauen Wellen des Meeres verſchiedene Inſeln zu entdecken.

Im Jahre 1796, als die Truppen des revolutionären Directoriums Livorno inne hatten, war Filippo Filicchi, welcher in Gefahr war, wie viele ſeiner ausgezeichnetſten Mitbürger, als Geißel fortgeführt zu werden, nach Monte Nero

geflüchtet. Er hatte mehrere Monate in dem an die Kirche stoßenden Kloster verlebt. Freundschaft und Dankbarkeit führten ihn oft wieder an diesen Ort. Erfreut über seinen Besuch eilten die guten Ordensbrüder ihm entgegen und empfingen ihn auf die herzlichste Weise. Die Messe sollte in ihrer Kapelle beginnen; sie luden ihn ein, derselben beizuwohnen. Elisabeth bat, dieselbe hören zu dürfen. Während der h. Handlung, in dem Augenblicke, als die h. Hostie erhoben wurde, nahete sich ihr ein junger Engländer, der gegenwärtig war, und sagte zu ihr zwar leise aber spöttelnd: „Das ist es, was sie die wirkliche Gegenwart nennen!" — Später sagte sie: „Meine Seele erbebte vor Schmerz bei dieser kalten Unterbrechung, in dem Momente, wo sie in Anbetung versunken waren. Um mich her herrschte die größte Stille, tiefes Schweigen der Anbetung, fast Alle waren niedergeworfen. Ich zog mich, durch einen unfreiwilligen Eindruck bewegt, zurück und kniete auf dem Pflaster vor dem Altare nieder, indem ich mit Thränen der Worte des Apostels gedachte: „Sie unterscheiden nicht den Leib und das Blut des Herrn." Dann fiel mir ein, wenn der Leib und das Blut nicht wirklich gegenwärtig wären, wie hätte Paulus dann sagen können: „Sie essen und trinken sich das Gericht, weil sie den Leib und das Blut des Herrn nicht unterscheiden?" — Ich stellte mir noch die Frage: Wie hat seine Macht meine Seele mit meinem Leibe verbunden? Wie? und noch hundert andere Male Wie . . auf welche ich nicht die geringste Antwort weiß. . . Ich bin Mutter; es kam mir dann die Idee, welche einer Mutter so nahe liegt. Wie ist Gott im Schooße seiner Mutter, beim Beginn seines sterblichen Lebens, ein kleines Kind geworden? . . Aber dieser letzte Gedanke verlor sich in der Erinnerung an meine lieben, kleinen Kinder dort drüben, nach denen ich mich täglich inniger sehne."

Durch eine gütige Anordnung der göttlichen Vorsehung wurde diese Sehnsucht Elisabeths nach ihren Kindern nicht so

bald gestillt, als sie es hoffte. Indessen schiffte sie sich am 14. März mit ihrer Tochter ein, um nach Amerika zurückzukehren, und zwar auf demselben Schiffe, welches sie nach Italien gebracht hatte.

## Tagebuch Elisabeths.

(Geschrieben für ihre Schwägerin Rebecka Seton.)

„Wir haben von unsern edlen Freunden Abschied genommen, ganz überhäuft mit Güte und Geschenken. Ich bin beladen mit Gold, Pässen und Empfehlungsschreiben für den Fall, daß wir von Seeräubern aufgegriffen oder sonst genöthigt würden, in irgend einem Hafen des mittelländischen Meeres zu landen. Aber alles dieses war unnütz. Am Tage der Abreise entstand bei einbrechender Nacht ein Sturm, der unser Schiff auf ein anderes Fahrzeug schleuderte. Am andern Morgen mußten wir, anstatt nach Amerika abzusegeln, wieder in den Hafen einlenken. Die guten Filicchi haben mich mit offenen Armen empfangen, aber ich war durch diesen Unfall recht niedergebeugt. Doch stelle dir vor, wie sehr ich betroffen wurde, als die kleine Anna ihren leidenden Zustand nicht mehr verbergen konnte. Man ließ einen Arzt kommen, welcher erklärte, sie habe heftiges Fieber mit allen Anzeichen des Scharlachfiebers."

Annas Krankheit war indessen nicht von Bedeutung. Nach zweitägiger Ruhe und Pflege meinte der Arzt, das Kind könne, wenn es sein müsse, die Reise wagen. Elisabeth führte sie also zum Hafen, da man sie aber, aus Furcht vor der Ansteckung, nicht unter die Reisenden aufnehmen wollte, waren sie gezwungen, die Abreise zu verschieben. Anna erholte sich bald vollständig, aber ihre Mutter bekam das Scharlachfieber, welches sie gegen drei Wochen an das Bett fesselte. Während dieser Zeit widmeten ihre ausgezeichneten Freunde ihr die auf-

merksamste und zarteste Sorgfalt. Sie war bis ins Innerste der Seele dadurch gerührt.

## Tagebuch Elisabeths.

„O die mehr als menschliche Geduld und Güte dieser theuren Filicchi! Man sollte sagen, sie empfingen unsern Herrn selbst in unserer Person, obschon fremd, arm und krank.

. . . . . .

Theure Rebecka, wie glücklich wären wir, wenn wir glaubten, was diese theuren Seelen glauben! . . Durch ihren Glauben besitzen sie ihren Gott im Sakramente, . . . sie finden ihn in ihren Kirchen; . . sie sehen ihn zu sich kommen in ihren Krankheiten. Oh! ich vermag nicht meine Thränen zurückzuhalten, wenn das h. Sakrament unter meinem Fenster vorüber getragen wird und ich dann meiner Verlassenheit und traurigen Lage gedenke. Mein Gott, wie glücklich würde ich mich finden, selbst in der Entfernung von allem, was mir theuer ist, könnte ich, wie sie, dich in der Kirche finden! — Hier im Hause der Filicchi selbst ist eine Kapelle[1]). Was hätte ich dir nicht alles zu sagen, Herr, von den Leiden meines Herzens und den Sünden meines Lebens. Vor einigen Tagen war ich äußerst betrübt und sank, ohne daran zu denken, auf die Knie, als das h. Sakrament vorüber getragen wurde. Ich rief zu Gott in einer Art von Todesangst, und bat ihn, er wolle mich segnen, wenn er wirklich dort zugegen sei. Meine Seele verlangt nur dich, sagte ich ihm. — Ein kleines Gebetbuch des Herrn Filicchi lag auf dem Tische; ich öffnete es gerade an der Stelle, wo sich ein Gebet an die seligste Jungfrau befindet, in welchem der h. Bernard sie anflehet, unsere Mutter sein zu wollen[2]).

---

1) Dieses Haus, jetzt Casa Grant, liegt an der Ecke der Straße der Madonna.

2) Das Memorare oder Gedenke o süßeste Jungfrau.

Ich verrichtete dieses Gebet in der festen Ueberzeugung, daß Gott seiner Mutter nichts verweigern werde, und daß sie selbst nicht umhin könne, denjenigen ihre Liebe und ihr Erbarmen zuzuwenden, für welche ihr Sohn gestorben ist. Während ich so betete, fühlte ich wirklich, daß ich eine Mutter habe.

„Du kennst die Träumereien meines Herzens, welches sich so oft beklagte, daß meine Mutter mir in den Tagen meiner Kindheit entrissen war. Wenn ich mich in Gedanken in die fernsten Erinnerungen versenke, dann sehe ich, daß ich in früh=ester Kindheit mitten in den Spielen und Zerstreuungen mei=nen Blick zu den Wolken richtete, um dort meine Mutter zu suchen. An diesem Tage nun habe ich sie gefunden. Ja selbst mehr als eine Mutter fand ich in Bezug auf Zärtlichkeit und Mitleiden. Ich weinte und unter den Thränen schlief ich in ihrem Schooße sanft ein.

„Diesen Abend saß ich am Fenster; der Mond beschien in vollem Glanze das Antlitz Antonio Filicchis. Er erhob die Augen zum Himmel und lehrte mich dann das Kreuzzei=chen machen. Theuerste Rebecka, ich blieb unbeweglich und wie versteinert unter dem Eindrucke, welchen dieses erste Kreuzzei=chen in mir hervorrief. . . Es hat in mir ein unsäglich eif=riges Verlangen erweckt, mich mit dem zu vereinigen, der am Kreuzholze starb und den Tag, den letzten der Tage zu sehen, wo er triumphirend mit seinem Kreuze erscheinen wird.

„Ist es dir jemals eingefallen, meine theure Rebecka, daß der Buchstabe T, mit dem der Engel uns bezeichnen wird, die Form eines Kreuzes hat[1])? Die katholische Religion ist reich an ähnlichen Symbolen und ich finde, daß sie recht rüh=rend und ergreifend sind! Ach! Rebecka, sie glauben, daß alle unsere Handlungen, alle unsere Leiden uns als Sühnung die=nen können, wenn wir sie für unsere Sünden aufopfern.

„Du erinnerst dich ohne Zweifel noch des Tages, an

---

1) Ezech. K. IX. 4. 6. Apoc. VII. 3.

welchem ich Herrn Hobart[1]) fragte, was das Faſten bedeute, von welchem in unſerm Gebetbuche die Rede iſt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß ich unſinniger Weiſe zu Gott ſagte: Ich wende mich zu dir, Herr, mit Faſten, Seufzen und Thränen. Indeſſen war ich zur Kirche gekommen nach einem vortrefflichen Frühſtück und in der fröhlichſten Stimmung, ohne irgend wie an meine Sünden zu denken. Herr Hobart ſagte mir, wie du weißt, das Faſten ſei ein alter Gebrauch u. ſ. w. Nun wohl, geliebte Rebecka, Frau Filicchi, bei der ich wohne, ißt in dieſer Faſtenzeit nie etwas vor drei Uhr Nachmittags. Dann verſammelt ſich die ganze Familie und ich höre Madame Filicchi ſagen, ſie opfere ihre Mattigkeit und Entbehrung auf für ihre Sünden und vereinige ſie mit dem Leiden unſers Herrn[2]). Das verſtehe und bewundere ich. Aber was mich noch mehr rührt, Rebecka, das iſt die tägliche Beiwohnung der h. Meſſe; welcher Troſt muß hierin liegen.

„Ach wie oft haben wir, du und ich, geſeufzt, wenn wir Sonntag Abends die Kirche verließen! Wie häufig haſt du mir die Hand gedrückt, wenn wir uns aus der Kirche entfernten, deren Thüre ſich hinter uns ſchloß! Wir ſagten uns dann: Jetzt haben wir nichts mehr bis zum kommenden Sonntag; man ſollte uns doch wenigſtens einen Bettag in der Woche geben. Hier geht man ſchon um vier Uhr Morgens zur Kirche.

„Du weißt, wie man über uns lachte, wenn wir an den Kommunion-Tagen von einer Kirche zur andern eilten, um ſo oft als möglich das geſegnete Brod zu empfangen. Hier können die, welche Gott lieben und ein frommes Leben führen, jeden Tag am h. Mahle Theil nehmen. O meine Freundin, ich glaube nicht, daß man irgend ein Kreuz auf der Welt haben kann, wenn man glaubt, was dieſe theuren Seelen glau-

---

1) Prediger der biſchöfl. Kirche in New-York.
2) Siehe Note 3 am Ende des Buches.

ben! Und wenn ich nicht dazu komme, ihren Glauben zu theilen, so geschieht dies nicht, weil ich es am Beten fehlen ließ. . . . O ja! sie müssen fast so glücklich sein, wie die Engel!

„Ich werde also noch meine lieben Kleinen ans Herz drücken. Vater im Himmel, welch ein Augenblick wird dieser sein! Meine geliebten Kinder, meine Kinder, die ihren Vater verloren haben. In den Augen der Welt sind sie Waisen, dennoch sind sie reich, da Gott ihr Vater ist, der uns nicht verlassen wird.

„Ich habe Williams Grab besucht und dort, im Gefühle unbeschreiblicher Zärtlichkeit, lange Zeit und aus Herzensgrund geweint. Bei der Erinnerung an seine letzten Leiden und bei dem Gedanken an unsere ersten glücklichen Jahre schien es mir, als liebte ich ihn inniger, als man auf Erden lieben kann. Wenn du dieses alles liesest, was ich seit unserer Abreise von New-York für dich niederschrieb, dann wirst du einen Begriff meiner Liebe bekommen. Du wirst auch erkennen, daß Gott allein mich aufrecht erhalten konnte in den vielen Prüfungen, welche dieselbe zu bestehen hatte.

„O Freude! o Wonne! wir werden abreisen! Der Kapitain B . . wird uns nach Amerika bringen. Aber kannst du die Güte des Herrn Filicchi begreifen? Da der Kapitain ein fremder, sehr junger Mann ist, und wir auf der Reise manche Gefahr laufen wegen des Krieges[1]), will er uns nach Amerika begleiten. Anna ist närrisch vor Freude, aber recht oft fragt sie mich leise: Mama, gibt es in Amerika keine Katholiken? Werden wir, wenn wir dort sind, auch zur Kirche gehen? Liebe Kleine! in diesem Augenblicke ist sie mit den Kindern der Frau Filicchi und deren Erzieherin ausgegangen, um einige Kirchen zu besuchen. Ich muß dir sagen, daß wir,

---

1) Der Krieg zwischen Frankreich und England.

so oft wir einen Spaziergang machen, damit beginnen, in einer Pfarr- oder Klosterkirche ein kurzes Gebet zu verrichten. Das Kreuz, welches sie überragt, zeigt sie uns schon von ferne. Hier besuchen Männer wie Frauen die Kirchen in dieser Weise. Bei uns würde sich, wie du weißt, ein Mann schämen, niederzuknien, besonders an einem Wochentage. O meine Theure!.. Aber ich werde dich bald wiedersehen. Noch zwei Tage, dann werden wir nach der Heimath abreisen.

„Heute schreibe ich dir an einem schönen Abende, der mich an die Zeit erinnert, wo wir die eine auf die andere gestützt, mit den Augen oft die Strahlen der untergehenden Sonne betrachteten. Bisweilen waren wir bis zu Thränen gerührt und seufzten nach dem himmlischen Vaterlande, wo es keine Trauer mehr gibt! Nun bin ich auf dem Punkte, der irdischen Heimath zuzueilen! Ach was hat sie mir noch zu bieten? Ohne Zweifel manchen Kummer! Vor einigen Abenden sprach ich darüber mit Antonio Filicchi. Er sagte mir in seiner etwas barschen, englischen Redeweise: Mein Schwesterchen, der liebe Gott lacht über Ihre Sorgen. Er sorgt für die kleinen Vögel, er läßt die Lilien des Feldes wachsen und Sie fürchten, er möge Ihrer vergessen! Ich sage Ihnen, er wird für Sie sorgen. Ich hoffe es auch, theure Rebecka. Weißt du noch, wie wir die Armen zu beneiden pflegten, weil sie mit der Welt nichts zu thun haben."

8. April 1804.

„Um halb fünf Uhr klopfte Herr Filicchi an meine Zimmerthür und weckte meine Seele zu ihren liebsten Hoffnungen und dem sehnsüchtigsten Verlangen. Der Himmel glänzte und war mit Sternen besäet, der Wind war günstig, man erwartete das Zeichen des Fiammingo, welches uns an Bord rufen sollte. Das erste Morgengeläute lud uns zur Messe ein. Als wir in die Kirche traten, gab die Schiffskanone das Signal, in zwei Stunden mußten wir an Bord sein. Eine Minute

darauf waren wir alle in der Gegenwart Gottes niedergekniet[1]).

„O meine Seele wie feierlich war dieses h. Opfer! Ich flehete um den göttlichen Segen für die Reise, für meine lieben Kinder, für meine Schwestern und alle, die mir theuer sind, aber besonders für die Seelen meines Mannes und meines Vaters. Unsere eifrigen Gebete stiegen zu Gott empor; wir vereinigten sie mit dem erhabenen Opfer, auf daß sie erhört würden durch die Verdienste Dessen, der sich uns selbst gegeben hat. Wie heiß verlangte ich, ihm anzugehören! Wie freudig würde ich allen Leiden, die mich erwarten, entgegen gegangen sein, hätte ich erlangen können, an diesem h. Leibe und dem kostbaren Blute Theil zu nehmen! Mein Herr! mein Heiland! Antonio und seine Frau!.. Ihr Abschied!.. Ihre Trennung und ihre Vereinigung in Gott!.. Welch armes Geschöpf ich bin!.. Aber wie! Habe ich ihn nicht gebeten, mir ihren Glauben zu geben?.. Habe ich ihm nicht alles geopfert als Preis für ein solches Geschenk?.. Die kleine Anna und ich, wir vergossen seltsame Thränen, der Freude und der Trauer. Mein Gott, verschone mich, erbarme dich meiner!

„Wir kehrten nach Hause zurück, das Herz war durch verschiedene Eindrücke bewegt. Ich war getheilt zwischen der Freude, mich wieder einzuschiffen und dem Schmerze, mich von den unvergleichlichen Freunden und ihren lieben Engeln, ihren Kindern zu trennen, die ich so zärtlich liebe. Während ich die theure Amabilia zum letzten Male umarmte, erschien im Osten die Sonne in ihrem herrlichen Strahlenglanze. Bei diesem Anblicke wendeten sich unsere Gedanken jener Stunde zu, in welcher die Sonne der Gerechtigkeit erscheinen und uns für

---

1) In der Kirche der h. Catharina, vor dem Altare, welcher dem h. Vincenz Ferrerius geweihet ist. Es ist die erste Kapelle am Eingange rechts.

die Ewigkeit wieder vereinigen wird. Das Zeichen war gegeben, der Kahnführer erwartete uns. Mein guter Bruder Antonio bestand die Prüfung, den herzzerreißenden Abschied, als Mann und Christ. Theure und muthvolle Seele, die mir in diesem Augenblicke erschienen ist, als nach dem Bilde Gottes gemacht, wie die Schrift sagt.

„Filippo Filicchi und Veit Carleton erwarteten uns an der Station mit Briefen für Amerika. Diese letzte Aufmerksamkeit Filippos setzte den früheren die Krone auf, denn er bewies mir stets die Sorgfalt eines wahren Freundes. O Filippo, du sollst nicht gegen mich auftreten müssen! Möge Gott dich immerdar segnen und dich belohnen für das, was du an mir gethan hast. Mögest du einstens glänzen, wie die Sterne!

# Siebentes Kapitel.

---

Tagebuch Elisabeths, geschrieben an Bord des Fiammingo. — Begegnung mit der englischen Flotte. — Recht der Durchsuchung auf dem Meere. — Sorge Elisabeths wegen ihrer und ihrer Kinder Vermögen. — Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich wegen Abtretung von Louisianien. — Ausbedungener Schadenersatz für die Kaufleute, wegen der im letzten Seekriege erlittenen Verluste. — Elisabeths Ankunft in New-York. — Krankheit u. Tod ihrer Schwägerin Rebecka. —

1804.

## Tagebuch Elisabeths.

(Geschrieben für ihre Schwägerin Rebecka Seton.)

An Bord des Fiammingo, 8. April 1804.

„Um acht Uhr saß ich ruhig auf dem Verdeck mit der kleinen Anna und dem theuren Antonio. Der Anker war gelichtet, der singende Ruf der Matrosen, das liebe yo! yo! ertönte von allen Seiten. Da erwachte in mir das Andenken an den 3. October des verflossenen Jahres mit solcher Gewalt, daß ich glaubte, den Schmerz nicht ertragen zu können. Theuerster William, wo bist du jetzt? Die Erde, wo deine geliebten Ueberreste ruhen, entschwindet meinen Blicken, und deine Seele ist in jener fernen Unendlichkeit, dort oben, wo ich dich nicht aufzusuchen vermag. Mein Gott und Vater! Und doch muß ich die Anordnungen deiner Vorsehung lieben! In die weite Ferne geführt werden, um ein unerreichbares Gut zu

suchen; von den Tröstungen deiner Gnade begleitet zu werden in Mitte der Prüfungen, wo die Natur, sich selbst überlassen, hätte erliegen müssen. Zur Erkenntniß deiner Wahrheit gebracht werden, ungeachtet meines Widerstrebens und obschon sie den Neigungen meines Herzens und meinem Willen entgegengesetzt ist. Mit größter Zärtlichkeit aufgenommen und unterstützt werden, während ich von Allen, die ich bisher geliebt hatte, so weit entfernt war! O Gott und Vater! gestatte, daß ich dich preise, so lange ich lebe! gestatte, daß ich dir diene und dich anbete, so lange ich athme!"

19. April.

„Gott ist meine Zuflucht, meine Stärke und Hoffnung. Wäre der Herr mir nicht zu Hülfe gekommen, so würde meine Seele verstummt sein. Aber in dem Augenblicke, wo ich zu fallen meinte, hat deine Barmherzigkeit mich gehalten. Schon mehrere Tage dauert die Prüfung. O Herr, laß mich deinen Zorn nicht fühlen. Lasse nicht zu, daß mein Feind über mich triumphire. Erbarme dich meiner, um der Liebe Jesu willen."

20. April.

„Heute vor sieben und dreißig Jahren wurde mein William geboren. Feiert er heute seinen Geburtstag im Himmel? O mein geliebter Freund, wie glücklich wäre meine Seele, wenn sie sich mit dir vereinigt sähe. Welche Freude, wenn sie sich vor dem Throne Gottes mit dir zusammen fände! Und wenn du noch von den Ketten der Gerechtigkeit gebunden bist, wie gern möchte ich deine Leiden mittragen und sie dir versüßen! Zürne mir nicht, o Herr, siehe auf meine Sehnsucht und sei mir barmherzig.

„Meine lieben Kleinen, es ist heute kein Freudentag für euch! Und du, geliebte Rebecka, Schwester meiner Seele, ich weiß nicht, welch mächtiges Gefühl mir sagt, daß auch du im Himmel bist."

21. April.

„Schon so viele Tage an Bord und keinen Muth, mein Tagebuch zu schreiben! O Gott! erhöre gnädig mein Gebet, siehe auf meine Thränen. . .

„Ihr werdet nicht über euere Kräfte versucht werden. Im Schooße der Trübsal selbst wird sich euch ein Weg zur Rettung zeigen. Diesen Weg, Herr, muß ich suchen, sonst gehe ich verloren. Von Außen keine Hülfe, dein heiliger Name allein ist meine Zuflucht. So wandeln wir denn mit deinem Kreuze beladen unter deiner Fahne, indem wir nur von dir Hülfe erwarten. Wenn der Feind, dem wir nicht entfliehen können, sich uns zeigt, werden wir ihm ins Angesicht schauen und deinen Namen anrufen: Jesus, Jesus, Jesus!

„Herr, kräftige meine Seele, auf daß so viele feste Vorsätze nicht bloße Worte seien. Herr Jesus, habe Erbarmen mit uns!

„Wenn eine Seele alle ihre Hoffnung auf ihren Gott setzt, daß sie bereit ist, der Welt und ihren theuersten Neigungen zu entsagen, und sich doch durch die niedrigen Lüste der Natur gedrängt fühlt, so kommt dieses gewiß von dem Feinde unseres Heiles. Eben so, wenn diese Seele entschlossen ist, Gott zu dienen und ihm zu gehorchen, und doch ungeachtet ihrer Gebete, ihrer Thränen und Bußwerke sich versucht sieht. . . Aber wie! weiß er denn nicht, daß wir Gott eine unverbrüchliche Treue geschworen haben? Der Herr ist mit uns!"

23. April.

„Heute hatten wir den ganzen Tag die Pyrenäen vor Augen. Ich konnte nicht müde werden, sie zu betrachten, von ihrer kohlschwarzen Grundlage an bis zu ihrer blendenden Spitze, welche mit Schnee bedeckt, sich über den Wolken verliert. Sie sprachen mir so verständlich von Gott. Meine Seele antwortete ihnen unbewußt in der süßen Sprache des Lobgesanges.

Das Meer war so ruhig, daß man wie in einem Spiegel den weißen Gipfel der Gebirge, im Feuer der Sonne glänzend, in demselben sehen konnte. Der Mond erschien am andern Ufer. Meine Seele empfand die Süßigkeit des inneren Friedens, der aus der Treue gegen den Herrn hervorgeht. Dieses alles weckte in mir die Erinnerung an meine schönsten Stunden. Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! . . Die Pyrenäen trennen Spanien von Frankreich; ach! und Hunderte von Stunden trennen mich von den lieben Highlands meines Vaterlandes. . . Gott! Geduld! Hoffnung!"

26. April.

„Wir haben die Meerenge passirt und ich sah Gibraltar, aber mit der bitteren Erinnerung an das, was mein William in dieser Gegend litt, als wir dieselbe zusammen durchreiseten.

„Ich habe vergessen von zwei Tagen zu reden, die ich jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen will. An dem einen hatten wir die Alpen vor Augen, welche Italien von Frankreich trennen; am andern wurden wir durch eine vollständige Windstille, der Stadt Valencia gegenüber, festgehalten, wo wir ringsum von der Flotte Lord Nelsons eingeschlossen waren. Wir wurden von dem Belle-Isle angesprochen, Tags vorher war es von dem Excellent, der 74 Kanonen führte, geschehen."

12. Mai.

„O Herr ich bin beschämt wenn ich zu dir komme, selbst um dir zu danken, wegen deiner großen Barmherzigkeit und der Geduld, mit der du meine vielen Fehler und meinen Ungehorsam gegen dein h. Gesetz erträgst. Aber wie erbärmlich und schlecht ich auch sei, deine Vollkommenheit ist unwandelbar und deine Güte und Barmherzigkeit haben keine Grenzen. Obgleich ich mich für unwürdig erkenne, von dir zu reden, so werde ich doch nicht aufhören dich zu preisen, daß du mich nicht gestraft hast, wie ich es verdiente. Nie werde ich unter-

lassen, diese unendliche Erbarmung anzubeten, die mir so viele Mittel des Heiles anbot, obschon meine zum Bösen geneigte Natur dieselben so schlecht benutzte. O Herr Jesus, sei der armen Sünderin noch ferner gnädig!"

25. Mai

„Die Koralle ist im Ocean ein blaß grüner Zweig. Entreiße dieselbe ihrer Wiege, so wird sie fest und unbiegsam, fast hart wie ein Stein; ihre zarte Farbe ist in ein glänzendes Roth verwandelt. So ist es mit uns. Versenkt in den Ocean dieser Welt sind wir dem Schlage jeder Welle preisgegeben, und überlassen uns ohne Widerstand jeglicher Woge der Versuchung.

„Aber sobald sich unsere Seele erhebt und nach dem Himmel trachtet, dann verändert sich das Grün unserer schwachen Hoffnung in das leuchtende Roth der unveränderlichen göttlichen Liebe. Dann blicken wir auf die Wandelbarkeit der Natur, ja selbst auf den Untergang der Welten, mit Festigkeit und unerschütterlichem Vertrauen."

Die englische Flotte, welcher der Flammingo im Meerbusen von Valencia nicht hatte ausweichen können, war ein Theil der ungeheuren Seemacht, welche England, nach dem Bruche des kurzen Friedens von Amiens, Frankreich entgegen stellte. Nelson, der künftige Sieger von Trafalgar, befehligte dieselbe. Zu dieser Zeit durchsegelten fünfhundert siebenzig englische Kriegsschiffe aller Art den Ocean und sperrten alle fränzösischen Häfen. Die wenigen Seefahrer, welche sich in diese Gegenden wagten, konnten nach jeder Weltgegend hin die englische Flagge bemerken, um das Auslaufen der Schiffe zu beobachten, den Raubvögeln gleich, die die Luft durchkreuzen.

Die Engländer haben immer das Recht der Durchsuchung auf dem Meere anerkannt. Es ist dieses das Recht, neutrale oder befreundete Schiffe anzuhalten, und die einem Feinde gehörenden Sachen fortzunehmen. Sie haben dasselbe anerkannt

und daran mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit festgehalten, obgleich die meisten Seemächte alle Anstrengungen machten, es als einen Vorwand zu groben Mißbräuchen aufzuheben. Der Flammingo sah sich also der ärgerlichen Förmlichkeit der Durchsuchung preisgegeben. Man machte sie mit aller Sorgfalt, ohne etwas Verdächtiges zu finden. So hatte die Begegnung mit den Beherrschern des Meeres keine weiteren unangenehmen Folgen. Er setzte sich wieder in Bewegung und wendete seinen Lauf Amerika zu, langsam zwar, durch ungünstige Winde aufgehalten, aber ohne weiteren Unfall.

Seit dem Tage, an welchem sie sich von ihren kleinen Kindern und von allem, was sie in der Heimath liebte, losgerissen, hatte Elisabeth nur den einen Gedanken, das Leben ihres William um jeden Preis zu erhalten. Ihr ganzes Dasein war nur mehr eine Kette von Prüfungen. Aber bis dahin hatte sie dieselben nicht allein getragen. Die Hoffnung ihren Mann zu erhalten, der Trost ihn pflegen zu können, das Vergnügen mit ihm allein zu sein, hatten, so lange er lebte, ihren Muth aufrecht erhalten. Später hatte Gott ihr den Beistand zärtlicher und hingebender Freunde verliehen. Immer ein Gegenstand edler Zuneigung, konnte man sie nach menschlichen Ansichten nicht beklagenswerth nennen. Die eine schwierigste Seite ihrer Lage hatte die Zartheit und Großmuth des Herrn Filicchi ihr sogar verborgen. Sie kannte nicht die Dürftigkeit, in welcher sie sich befunden, hätten sie nicht von ihrem liebenden Vertrauen erlangt, daß sie das, was sie ihr boten, wie eine Schwester benutzte. Bei ihrer Rückkehr in den Vereinigten Staaten, wo sich ihr die Wirklichkeit zeigen mußte, wie sollte sie ihre Verhältnisse finden? Wenn die Krisis, die sie mit ihrem Manne so muthvoll ertragen hatte noch dauerte, wenn die Verlegenheiten sich mehrten, anstatt bessere Aussichten zu gewähren, welche Stütze durfte sie von ihren Verwandten und Freunden erwarten? Alles war dunkel und beunruhigend für sie. Es blieb ihr kein Zweifel darüber, daß bei der ersten

Eröffnung ihres Entschlusses, ihren früheren Glauben mit dem Katholicismus zu vertauschen, Alle, auf die sie als Protestantin zählen durfte, sich gegen sie verbinden würden.

Freilich durfte sie, ohne Rücksicht auf den guten oder bösen Willen der Ihrigen, auf eine Besserung ihrer Verhältnisse rechnen. Sie und ihre Kinder hatten gerechte Ansprüche auf die Entschädigung, welche die Vereingten Staaten; in Folge eines Vertrages mit Frankreich, leisteten, um die Verluste des Handels zur See wieder gut zu machen.

Dieser Vertrag, der sowohl die Vergrößerung der Besitzung des jungen Staates, als auch die Schadloshaltung der Kaufleute, die durch den Seekrieg gelitten hatten, bezweckte, hatte zur Grundlage die Abtretung von Louisianien. Bonaparte, der erste Consul, hatte eben den Amerikanern diese große, von den Franzosen gegründete, Kolonie überlassen. Unter der Regierung Ludwig XV. war dieselbe verloren und an Spanien übergegangen, aber im Jahre 1801 wieder der französischen Republik überlassen worden. Man sieht, daß Frankreich seine wieder erworbene, frühere Besitzung, nicht lange behielt. In der That war die Abtretung derselben am 29. September 1801 vollzogen, drei Tage vor Unterzeichnung der Friedensbedingungen zwischen der franz. Republik und England. Aber schon bevor Frankreich seine neue Eroberung in Besitz genommen, hatten allerlei Uneinigkeiten den baldigen Bruch des Friedens vorhersehen lassen, und die Absichten des ersten Consuls durchkreuzt, was ihn die Verhandlungen wegen Ueberlassung Luisianiens anknüpfen ließ. Mit einem Blicke die Schwierigkeiten ermessend, die aus dem Besitz dieser Provinz erwachsen würden, entschloß sich Bonaparte, sie an Amerika abzutreten gegen eine Summe Geldes, welche zum größten Theile die außerordentlichen Rüstungen zahlen sollte, die er gegen England beabsichtigte. In diesem Augenblicke kam Herr Monroe, als Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten nach Europa, um verschiedene Angelegenheiten seines Landes mit den beiden gro-

ßen Mächten zu ordnen. Kaum hörte man von seiner Anwesenheit in Paris, als er sogleich den unerwarteteten Vorschlag des französischen Kabinets erhielt. Ohne sich durch den Mangel einer Vollmacht beirren zu lassen, unterhandelte er auf der Stelle, vorbehaltlich der Genehmigung seiner Regierung, wegen Abtretung Louisianiens, wofür Bonaparte als Preis achtzig Millionen fordern ließ.

Die Vereinigten Staaten willigten ein, diese Summe zu zahlen, unter der Bedingung jedoch, daß davon zwanzig Millionen dazu verwendet würden, den amerikanischen Kaufleuten Ersatz zu leisten, für die ihnen während des Krieges ungerechter Weise genommenen Gegenstände. Die übrigen sechszig Millionen mußten an den französischen Staatsschatz ausbezahlt werden. Die zum Schadenersatz bestimmte Summe war gewiß sehr bescheiden berechnet. Da indessen zwanzig Millionen zu jener Zeit doppelt so viel werth waren, wie jetzt, konnte sie vielleicht hinreichend sein. Elisabeth durfte mit Recht hoffen, ihren Antheil davon zu erhalten. Es war aber auch in der That die einzige Hoffnung, welche ihr blieb, ihre und ihrer Kinder Lage gebessert zu sehen.

Am 3. Juni erreichte der Flamingo, nach einer beschwerlichen Fahrt von sechs und fünfzig Tagen, den Hafen von New-York. Die Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten die Segel des Schiffes und spiegelten sich in den Wellen.

Elisabeth sollte ihre Freunde, ihre Brüder, ihre Kinder, die sie im verflossenen Jahre verlassen hatte, wiedersehen. Aber sollte sie Alle wiederfinden? Wird der Familienkreis im Hause der Wittwe nur einen leeren Platz aufweisen? . . Wird nicht schon ein anderes Glied mit ihrem William vereinigt sein? . . Furcht und Freude stritten um ihr Herz. Ach! ein neuer Schmerz wartete ihrer bei der Rückkehr. Die unentbehrlichste Freundin, die Vertraute aller ihrer Gedanken, die Lieblingsschwester ihres Gatten, den sie beweinte, Rebecka Seton, war am Ende ihrer Laufbahn. In der Blüthe des

Lebens wurde sie vom unerbittlichen Tode dahingerafft. Sie athmete noch; aber man hätte glauben sollen, daß sie nur darauf wartete, diejenige wiederzusehen, die sie so zärtlich geliebt hatte, bevor sie aus dem Leben schied.

## Tagebuch Elisabeths.

4. Juni 1804.

„Es ist also wahr, ich drücke meine lieben Kinder wieder an mein Herz! Gott hat mir meinen Schatz vollständig zurückgegeben, selbst die kleine, theure Seele, die ich so lange als einen Engel des Himmels ansah. Die Natur ruft mir laut genug zu, daß sie keinen Vater mehr haben, aber zu gleicher Zeit sagt mir Gott: Ich bin der Vater derer, die keinen Vater mehr haben, ich bin der Beschützer derjenigen, welche keinen Beschützer haben. Ich habe das größte Recht, mich dir, o Gott, gänzlich hinzugeben. . . Wen anders als dich habe ich im Himmel und auf Erden? . . Mein Herz und mein Fleisch sind schwach geworden, aber du bist meine Stärke und mein Theil in Ewigkeit.

„Meine Herzensschwester ist mir nicht entgegen gekommen. Sie auch ist weit vorgerückt auf ihrer Reise zu den ewigen Wohnungen. Aber ich glaube, sie wollte die Reise in die Ewigkeit nicht antreten, ohne von der Sorgfalt und den Tröstungen ihrer geliebten Schwester begleitet zu sein. Wiedersehen diejenige, welche alle meine Freuden, ja selbst jeden Gedanken, meine Lobgesänge und Trauerhymnen theilte. Sie, die so lange Jahre meine treue Freundin war, die in allen Prüfungen mir zur Seite stand, sie wiederfinden in diesem Zustande, ein Schatten noch, der in wenigen Tagen schwinden wird!

„Dieses Haus, wo alles mir entgegen zu lächeln schien, diese innige Vereinigung zweier Schwestern, in ihren Neigungen und Gebeten verbunden, was ist daraus geworden? Die Abendgesänge, die tägliche Lectüre, der Friedenskuß, der Besuch

armer Wittwen, unsere Betrachtungen bei dem Untergange der Sonne, alles ist vorbei, vorbei für immer! Bleibt mir dafür denn nichts anderes als Armuth und Kummer? . . Mein Mann, meine Schwester, mein Haus, von allem, was mein Glück ausmachte, ist mir nichts geblieben, als Armuth und Kummer! Nun wohl, Armuth und Kummer, mit der Gnade Gottes sollet ihr mir die besten Freunde werden! Den Augen der Welt zeiget ihr nur eure düstre Außenseite, aber meine Seele erkennt unter dieser traurigen Hülle die Siegespalme, den Triumpf des Glaubens und die süßen Fußstapfen meines Erlösers, die geraden Weges zu seinem ewigen Reiche führen. Lasset mich euch denn schon aus der Ferne begrüßen und mit freudigem Herzen entgegen eilen. Nehmet mich auf in euren Schooß und führet mich durch euere Rathschläge auf dem Wege, der noch vor mir liegt.

„Ihr habt die reichlichsten Gnaden im Gefolge. Durch euch erwächst aus den Dornen der Buße der Seele Frieden; die Einsamkeit der Wüsten ist durch euch mit Engeln bevölkert. Der Herr schickte seine h. Engel schon den Gerechten zu jener Zeit, wo das Licht der Wahrheit auf der Erde kaum aufging. Wird er jetzt, da das Licht von Oben in seinem vollen Glanze leuchtet, wo er unsere irdische Natur der Vereinigung mit Gott gewürdigt hat, diese Boten seines Wohlwollens seltener unter uns werden lassen? Werden sie weniger bereitwillig sein, einer Seele zu Hülfe zu kommen, die sie vor Verlangen brennen sehen, in ihr ewiges Alleluja einzustimmen? O nein mein Gott! Immer werde ich sie in meiner Nähe glauben. In jedem Momente werde ich mit ihnen rufen: Heilig, heilig, heilig, Herr, Gott der Heerscharen! Himmel und Erde sind voll deiner Herrlichkeit."

18. Juni 1804.

„Dieser Tag war der Geburtstag meiner Rebecka für den Himmel. Jetzt gibt es keine beschwerlichen Nachtwachen mehr.

theure Schwester, nicht mehr jene langen Stunden der Angst und des Todeskampfes. Die fortgesetzten Gebete, nur durch Leiden und Thränen unterbrochen, haben dem ewigen Alleluja Platz gemacht. Die h. Engel, welche so oft Zeugen unserer schwachen Bemühungen waren, lehren dir jetzt die Loblieder Sions. Geliebte, theure Seele, wir werden nicht mehr, die eine an der Seite der andern, auf den Knien liegend, unsere Gebete bis zur anbrechenden Nacht ausdehnen, unsere Herzen werden sich nicht mehr begegnen in dem Verlangen nach dem Anbicke der Sonne der Gerechtigkeit. Sie ist dir bereits aufgegangen, um nie mehr zu verschwinden. Du wirst nicht mehr mit mir in Betrachtung der Gestirne versunken, Loblieder singen; du bist schon erwacht zu unvergänglichen Freuden. Wir werden nicht mehr hören diese liebe Stimme, welche das Herz der Wittwe tröstete, die Seele so sich vergaß, ermahnte, die Liebe zu Gott einflößte und stets Worte der Zärtlichkeit und des Friedens für Alle hatte. Du erfreuest dich schon der ewigen Belohnung, die denen verheißen ist, welche Andere auf den Weg der Gerechtigkeit leiten. Du bist bereits gekrönt worden von dem, welcher sagt: Sie werden glänzen wie die Sterne in Ewigkeit.

„Der Morgen dieses Tages war von ungewöhnlicher Pracht. Als sich die erste Morgenröthe am Himmel zeigte, schien die Seele Rebeckas aus der Erstarrung zu erwachen, welche oft dem Tode vorangeht. Sie war nach und nach in dieselbe verfallen und hatte so eine ruhige Nacht gehabt. Sie zeigte mir mit dem Finger ein leichtes Wölkchen, das ganz von der Sonne erleuchtet war und gerade ihrem Fenster gegenüber schwebte. Theure Schwester, sagte sie mir mit einem sanften Lächeln, wenn dieser Strahl der Herrlichkeit so entzückend ist, was muß dann die Gegenwart Gottes im Himmel sein!"

„Dann begann sie mit mir die täglichen Gebete zu verrichten: das Te Deum und das Miserere mei, Deus und ei-

nen Theil der Kommuniongebete. Sie sagte: „Wir loben und preisen dich mit den Engeln und Erzengeln und mit allen Himmelsbewohnern. Dieser Tag ist der herrlichste Ruhetag... Theure Schwester, glaubst du, daß heute für mich der Tag seliger Ruhe anbricht? . . Ach! du hast mich gestern erschreckt, indem du mir sagtest, mein Puls gehe stärker. Aber der, welcher uns seine Verheißungen gab, ist getreu. Ich kann es versichern, daß er getreu ist. . ." Wir sprachen dann von der zarten und beständigen Zuneigung, die wir zu einander gehabt, und wir baten Gott mit großem Eifer, daß diese schöne Freundschaft, welche hienieden begonnen, dort oben ihre Vervollkommnung erhalte. Hierauf sagte sie: „Jetzt ist alles bereit. Schließe die Fenster, geliebte Schwester, und lege mir den Kopf zurecht, damit ich ein wenig schlafe." Dieses waren ihre eigenen Worte. Ich antwortete: Meine Theure, ich wage es nicht, dich zu bewegen, wenn mir nicht Jemand hilft. — Und warum nicht? sagte sie, alles ist bereit. Sie verstand, daß ich mich fürchtete, sie könne sterben, indem ich sie bewegen würde. Meine Tante trat ins Zimmer. Da ich sah, wie sehr sie verlangte, die Lage zu wechseln, erhob ich ihren Kopf und zog sie ein wenig zu mir. In diesem Angenblicke seufzte sie einige Male tief auf und verschied nach wenigen Augenblicken in meinen Armen, ohne die geringste Klage. Er, der die Herzen erforscht und der den Grund unserer innigsten Neigungen kennt, weiß allein, was ich in diesem Augenblicke verlor. Aber der Gedanke an das unaussprechliche Glück, welches ihr zu Theil wurde, ließ mich der Stimme der Natur Schweigen gebieten. Von jetzt an strebt meine Seele nur nach ihrem Ziele und nach der Belohnung ihres hohen Berufes durch Christum."

Der Tod einer Schwester, einer so geliebten und hingebenden Schwester, raubte Elisabeth ihre beste Stütze, gerade in dem Augenblick, wo ihr Entschluß, den katholischen Glauben

anzunehmen, ihre ganze Familie gegen sie aufbringen mußte. Gott nahm ihr alle Jene, von denen sie Hülfe erwarten durfte; aber er hatte sie seit lange schon belehrt, ihn und seinen Beistand anzuflehen, den er nie versagt. Wir werden sehen, daß sie vom Himmel die erbetene Kraft erhielt. Sie bestand harte Prüfungen, ohne zu erliegen. Um uns schon jetzt einen Begriff zu bilden von den Kämpfen, die sie durchmachen mußte, erinnern wir uns nur an die Zeit, in der sie lebte. Der Abscheu gegen den Katholicismus war bei den Nordamerikanern zu einer so heftigen Leidenschaft geworden, daß sich die verschiedensten Sekten, die sich sonst anfeindeten, in demselben begegneten und sich mit einander verbanden.

# Achtes Kapitel.

Elisabeth theilt ihrer Familie den Entschluß mit, katholisch zu werden. — Brief Filippo Filicchis an den Herrn Caroll. — Sturm des Unwillens gegen Elisabeth. — Der Ehrwürdige Henry Hobart. — Sein schädlicher Einfluß, aber von kurzer Dauer. — Brief Elisabeths an Herrn Caroll. — Ihr Briefwechsel mit Amabilia, Antonio und Filippo Filicchi. — Ihre Ungewißheit, ihr Schwanken. — Ihr Verlangen, die wahre Religion zu kennen. — Aufrichtigkeit ihres Forschens. — Prüfungen. — Muthlosigkeit. — Brief Filippo Filicchis. — Sie faßt einen verzweifelten Entschluß. — Lesung einer Predigt Bourdaloues. — Veränderung, die von der göttlichen Gnade hervorgebracht wird. — 1804.

Elisabeth kannte von jeher den Haß des Protestantismus gegen die katholische Religion. Aber sie war bereit, Alles zu opfern, um dem Rufe Gottes Folge zu leisten. Als sie von Italien nach Amerika zurückkehrte, hatte sie den festen Entschluß gefaßt, diese verachtete Religion zu der ihrigen zu machen. Eine übernatürliche Gnade stützte sie. Stark in ihrer Ueberzeugung und fest in ihrem Glauben, war sie unzugänglich für die Entmuthigung, die aus den menschlichen Rücksichten entspringt. Von dem Tage an, wo sie die Wahrheit erschauet hatte, war ihr deren Licht immer glänzender und schöner erschienen; Studium, Nachdenken und Gebet hatten ihrem Geiste Gewißheit verschafft. Filippo Filicchi, welcher sich bemühet hatte, sie im Glauben zu unterrichten, hatte ihr auch eine kräftige Stütze verschafft, für den Augenblick, wo sie in protestantischem Lande großen Schwierigkeiten, vielleicht sogar

Kämpfen, ausgesetzt sein würde. Als er sich vor eilf Jahren in Amerika aufgehalten, war er mit dem Bischofe von Baltimore, John Caroll genau bekannt geworden. Auf diesen hatte er seine Augen geworfen, um das Werk der Bekehrung Elisabeths zu vollenden. Bei ihrer Abreise von Italien hatte er ihr einen dringenden Empfehlungsbrief an den frommen Bischof eingehändigt, in welchem er diesem die Hoffungen mittheilte, die er auf sie setzte. „Als ich sie näher kennen lernte, sagte er, fand ich neben vielen andern ausgezeichneten Eigenschaften in ihr eine seltene Hinneigung des Herzens zur Frömmigkeit, und einen rührenden Eifer in Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter. Da ich zugleich bei ihr eine ungewöhnliche Gradheit des Geistes zu entdecken glaubte, drängte sich mir der Gedanke auf, die Vorsehung habe die Reise nach Italien angeordnet, um ihre Vorurtheile gegen unsere Religion zu zerstreuen, ihren Geist zu erleuchten, und sie, nach Erkenntniß der wahren Kirche, in dieselbe einzuführen."

„Während ich mich in dieser Hoffnung erfreuete und schweigend über die Sache nachdachte, überzeugte sie mich selbst, daß ich mich nicht geirrt hatte. Sie bat mich, ihr die Erleuchtungen mitzutheilen, die ich in dieser Angelegenheit empfangen könnte. Ich fügte mich ihrem Verlangen mit Freude und Angst zugleich. Mit Freude, wegen des Resultates, das ich erwartete, mit Angst in Rücksicht auf meine Unwürdigkeit, und auf meine mangelhafte Fähigkeit und Wissenschaft. Es ermuthigte mich indessen der Gedanke, daß die Vorsehung sich oft der schwächsten Werkzeuge bedient, auf daß ihre Macht desto mehr verrherrlicht werde. Ich gab ihr, so viel ich vermochte, jede Erklärung, und meine Worte schienen ihre Vorurtheile zu besiegen und ihre Vernunft zu erleuchten. Um zu ersetzen was mir an Wissenschaft abging, verschaffte ich ihr die besten Werke, unter andern die Darstellung der katholischen Religionslehre von Bossuet. Ich rieth ihr zu beten und diejenigen um Rath zu fragen, die zu Lehrern berufen sind. Im

Augenblicke des Abschiedes versprach ich ihr, Ihre Güte für sie anzusprechen, auf daß Sie sich herbeiließen, ihr Anweisungen für ihr Verhalten zu geben, und ihr ihre Gewissenspflichten für die besondere Lage anzudeuten, in der sie sich befindet, was ich nicht vermochte. Hierum bitte ich Sie zu Gunsten dieser Seele, und um der Verrherlichung dessen willen, der Sie berufen hat, einen Theil seiner Heerde zu weiden."

Hätte Elisabeth sich an Herrn Carroll gewendet, so würde sie sich zum grösten Theil die Verwirrung erspart haben, die sich bald ihres Geistes bemächtigte. Hätte sie sich der Leitung dieses Bischofes überlassen, von dessen Wohlwollen sie gewiß sein konnte, und der eben so ausgezeichnet war durch Frömmigkeit als durch Wissenschaft und Festigkeit, so würde sie mit der Gnade Gottes bald ihr Ziel erreicht haben. Aber kaum zu Newyork angekommen, gab ihr Antonio Filicchi, mehr auf seinen Eifer als auf die Klugheit hörend, den Rath, ihrem früheren Pfarrer und ihren Freunden mitzutheilen, daß ihre Religion ihr nicht genüge und sie demnach entschlossen sei, dem Irrthume zu entsagen. Diese so unerwartete Erklärung rief gegen Elisabeth einen Sturm des Unwillens hervor; sie wurde aber dadurch nicht abgeschreckt. Nun trat an die Stelle des ersten Zornausbruchs ein klug überlegter Plan. Ihre Umgebung irrte sich nicht, wenn sie glaubte, das einzige Mittel, sie zu besiegen, bestehe in der mit Sanftmuth bewirkten Ueberzeugung. Diese Seele, welche wir stets zum Opfer bereit sahen, entbehrte nicht jene zärtlichen Gefühle, welche der Schwäche den Weg bahnen. Die Furcht, Herzen von sich zu stoßen, die ihr theuer waren, verursachte ihr einen unbeschreiblichen Schmerz. Alles andere würde sie leichter ertragen haben, als die Kälte und Entfernung ihrer Angehörigen. Diese Anhänglichkeit und Zuneigung waren ihre schwache Seite, hierdurch hoffte man sie auch zu besiegen.

Einer von denen, für die Elisabeth die meiste Achtung, Anhänglichkeit und Bewunderung hegte, war ihr früherer Pfar-

rer, der ehrwürdige Herr Henry Hobart. Er wurde später Bischof der englischen Kirche im Staate Newyork. Ausgezeichneter Schriftsteller, beredter und beliebter Prediger, voll glühenden Eifers, stets bereit zum Kampfe, besaß Herr Hobart bei vieler Gründlichkeit die meisten glänzenden Eigenschaften, welche auf die Geister eine fast unwiderstehliche Gewalt ausüben. Man muß seinen Biographen hören, wenn er von ihm spricht, als er, noch recht jung, zum Deputirten bei der General-Synode erwählt war. „Herr Hobart, sagt er, war der fähigste Vertreter, den die Kirche haben konnte. Als Führer ist er der fähigste, als Redner ist er der gründlichste, nie habe ich diesen Mann von seinem Gegenstande abweichend gesehen."

Eine Freundschaft, die von den Tagen ihrer Kindheit datirte, verband Elisabeth mit Herrn Hobart. Die Jahre hatten diese Bande noch befestigt. In ihrer Umgebung, namentlich in der Familie ihres Mannes, hatte man für den jungen, geschätzten Pastor eine mehr als gewöhnliche Verehrung. Sie konnte nicht vergessen, daß ihr theurer William, auf seinem Sterbelager, so oft den Namen von Henry Hobart ausgesprochen und seine Trauer darüber geäußert hatte, aus dem Leben scheiden zu müssen, ohne den Trost seiner Gegenwart zu genießen. Da sie schon lange beunruhigt worden war bei den Gedanken an das Mißfallen eines solchen Freundes, hatte sie ihm während der Ueberfahrt geschrieben. — „In dem Maße als ich Ihnen näher komme, zittere ich, sagte sie ihm. Während das Brechen der Wogen und ihre unaufhörliche Bewegung mir das Bild der Bestimmung zeigt, die Gott mir vorbehalten, löset sich mein Herz in bittere Thränen auf, bei dem Gedanken an die Trennung von Ihnen; meine Hände sind ganz davon benetzt. Aber seien Sie nicht zu strenge gegen mich, mein theurer Henry. Sie achten die Aufrichtigkeit; und wenn Sie mich auch im Irrthum glauben und wenn mein Verlangen, eine andere Religion anzunehmen, Ihnen

tadelnswürdig erscheint, so wird die himmlische und christliche Liebe mich vertheidigen und mir Ihre Zuneigung bewahren, das weiß ich. Seit lange habe ich mich vergeblich bemühet, mich durch Vernunftgründe über den Werth hinwegzusetzen, den ich auf Ihre Freundschaft lege. Sie waren mir also lieber als Gott, und ich wußte es nicht! Ich kämpfte erfolglos dagegen an bis zu dem Tage, an welchem ich zur Einsicht kam, daß Sie mir nicht widerstehen würden, weil Sie kein Vergnügen daran finden könnten, einen Kampf für mich zu verlängern, der so schrecklich ist, daß meine Gesundheit darunter leiden würde, und was mehr ist, mein Frieden mit Gott. Wenn indessen der Verlust Ihrer Achtung und Freundschaft der Preis meiner Treue gegen den erkannten Ruf Gottes sein müßte, so würde ich doch an der Barmherzigkeit Gottes nicht zweifeln. Will er das Band zerreißen, welches mir am theuersten ist, so wird er mich nur um so enger an sich ziehen. Dies ist mein Vertrauen, und es ist gegründet auf die Erfahrung und auf die Wahrheit der Verheißungen dessen, der nicht irren kann."

Henry Hobart, der Elisabeth und ihrer Familie treu ergeben war, zeigte sich ihr als Freund. Weit davon entfernt, sich auf seinen Titel als Pastor zu stützen, hatte er keinen Tadel und keine Vorwürfe für sie. Er begnügte sich damit, ihr seine tiefe Trauer auszudrücken über eine Veränderung, die, wie er sagte, einen Abgrund zwischen sie und ihn stellen würde. Als letztes Zeichen von Gunst und Freundschaft verlangte er von ihr nur, daß sie sich mit ihm gemeinschaftlich dem Studium, und der Erörterung über eine Religion hingebe, die sie verlassen wolle. Elisabeth willigte ein. Ihr Herz war schwach geworden; alles was sie seit ihrer Rückkehr nach Amerika gelitten, hatte ihre Kraft gebrochen. Antonio war nicht mehr da, um sie an ihre Vorsätze zu mahnen, und um das Andenken an ihren Aufenthalt in Italien aufzufrischen. Da er seine Aufgabe für erledigt hielt, hatte er sie verlassen,

als sie sich kaum den Armen der sterbenden Rebecka entwunden hatte. Wenn er sich der Trennung von seiner theuren Amabilia und seinen vier kleinen Kindern unterzog, so geschah es, um der Kirche diese Seele, deren Schönheit er erkannt hatte, vollends zu gewinnen. Er konnte ja zugleich für seine Familie sorgen. Die ausgebreiteten Handelsgeschäfte, welche unlängst seinen Bruder Filippo nach Amerika gerufen hatten, machten seine Gegenwart dort nothwendig. Ein Christ, wie Antonio, dessen geringste Handlungen durch den Glauben geleitet wurden, wies jeder Neigung seines Herzens den ihr gebührenden Platz an. Nie würde er von der Freundschaft eine Mission annehmen, so edel und erhaben sie auch sein möchte, wodurch er seine ersten Pflichten als Vater und Familienhaupt verletzen könnte. Indessen würde er sich nicht bedacht haben, länger in Newyork zu bleiben, und sich später mit seinen eigenen Angelegenheiten zu befassen, hätte er vermuthet, daß es Elisabeth an der nöthigen Kraft fehle, ohne ihn festzustehen. Dieser Gedanke war ihm nicht in den Sinn gekommen. Sie wollte ja mit dem Bischofe von Baltimore in Verbindung treten und hatte gern versprochen, seine Rathschläge zu befolgen. Sie selbst sah nicht im Entferntesten voraus, welchen Einfluß Henry Hobart wieder über sie gewinnen würde, als sie sich seinem Verlangen fügte. Sie vertraute zu sehr auf die Festigkeit ihrer Ueberzeugung, deshalb erblickte sie die Gefahr nicht, der sie ihren aufkeimenden Glauben, durch die Angriffe eines so gewandten Gegners aussetzte. Und doch, wer hätte es glauben sollen, kaum waren einige Wochen vergangen, als Henry Hobart, vermittelst seiner Beredsamkeit und scheinbaren Wissenschaft, schon einen fast vollständigen Sieg davon trug. Aber beeilen wir uns, es zu sagen, dieser schnelle Triumpf war von kurzer Dauer. In den Absichten Gottes mußte er nur dazu dienen, Elisabeths Demuth zu vermehren, ihre Beharrlichkeit zu erproben und ihrer Bekehrung einen größeren Glanz zu verleihen.

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

30. Juli 1804.

. . . . . .

„Ich empfing heute das freundschaftlichste Billet von H. Hobart, worin er mich fragt, wie ich doch eine Kirche verlassen könne, in der ich getauft worden. Aber, obgleich die Anhänglichkeit die ich für ihn habe, seinen Worten Gewicht gibt, wie auch die Achtung, welche ich, wie mir scheint, schwerlich gegen eine andere Person hegen könnte, so hat mir diese Frage doch ein Lächeln abgenöthigt. Es hieße ja so viel als wollte man behaupten, daß an dem Orte, wo ein Kind geboren, oder wohin es von seinen Eltern gebracht worden, sich die Wahrheit für dasselbe finden müßte. H. Hobart weiß nicht, welch' sonderbare Einladungen ich täglich erhalte, seit meine alten Bekannten mich in meiner neuen, kleinen Wohnung besuchen. Vor Kurzem sagte mir eine der ausgezeichnetesten Frauen, die ich je gekannt habe, und die der schottischen Kirche angehört, als sie mich in Ungewißheit in Betreff des wahren Glaubens sah: „Ich bitte Sie, geliebte Seele, kommen Sie und hören Sie unsern J. Mason, ich bin überzeugt, daß Sie dann eine der Unsrigen werden." — Gleich darauf kam eine Andere, welche ich immer wegen ihres Benehmens und ihres unschuldigen, reinen Wesens geliebt habe, sie ist eine Quäkerin. Sie sagte mir im freundschaftlichsten, anmuthigsten Tone: „Betsy, ich versichere dich, du hättest besser gethan, zu uns zu kommen". — Darauf kam meine alte treue Freundin, die zu den Wiedertäufern [1]) gehört, Frau T, die mit Thränen in den Augen meinte: „O könnten Sie doch wiedergeboren werden; wenn Sie fühlen könnten, was wir empfinden, und

---

1) Siehe die Notiz 5 am Ende des Buches.

theilnehmen an dem himmlischen Mahle! — Dann kam die Reihe an meine gute, alte Mary, die Methodistin [1]) welche, wie sie sagt, über meine arme, verirrte Seele seufzt und betrachtet, welche so verwirrt sei, weil ich noch keine Ueberzeugung habe." — Aber mein Gott und Vater, dies alles ist nicht das, was mir fehlt. Dein Wort ist die Wahrheit, die keine Widersprüche duldet, welcher Art sie auch sein mögen. Ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe, diese sind es, deren ich bedarf, diese suche ich. Oft denke ich, meine Schwächen, meine Sünden beraubten mich des Lichtes; aber ich halte mich fest an Gott, ich werde es bis zum letzten Seufzer thun, indem ich um dieses Licht flehen werde, bis ich es gefunden habe."

In dem Augenblicke, wo Elisabeth sich auf so vertrauliche, ungezwungene Weise mit Frau Amabilia Filicchi unterhielt, hatten H. Hobart und ihre Familie noch nicht auf ihren Geist gewirkt. Wenige Tage später, als sie nachstehenden Brief an den Bischof von Baltimore schrieb, war es schon anders geworden."

Hochwürdiger Herr!

„Der Brief des Herrn Filicchi, den ich beifüge, wird Sie mit dem Beweggrunde bekannt machen, der mich die Freiheit nehmen läßt, mich an Sie zu wenden. Seit langer Zeit hat Herr Filicchi mir Beweise seiner theilnehmenden Freundschaft gegeben, indem er sich bemühete, meinen Geist aufzuklären und mich zu unterrichten. Beim ersten Eindrucke von Furcht, ich mögte im Irrthume und in einer auf den Irrthum gebauten Kirche sein, wurde mein Herz gequält und ich entschloß mich, alles zu thun, um mir Klarheit zu verschaffen. Die Bücher, welche Herr Filicchi mir gab, überzeugten mich vollständig, daß die bischöfliche, protestantische Kirche nur auf den Grundsätzen und Leidenschaften Luthers basirt ist, daß sie

---

1) Siehe Notiz 6 am Ende des Buches.

sich also von der durch Christus und seine Apostel gegründeten Kirche getrennt hat. Sie ist ja nicht durch rechtmäßige Nachfolge ihrer Priester mit den Aposteln, und durch sie mit Jesus Christus verbunden."

„Da ich den Gedanken nicht zu ertragen vermochte, so weit von der Wahrheit entfernt zu sein, entschloß ich mich, ihre Kirchengemeinschaft zu verlassen und mich den Katholiken anzuschließen. Es war jetzt mein sehnlichstes Verlangen, diesen Entschluß auszuführen. Denn von dem Augenblicke an, wo ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, Ihre Kirche sei die wahre, fand meine Seele, gewohnt in der göttlichen Gnade ihre vorzüglichste Stütze zu suchen, keine Schwierigkeit, sich in Bezug auf jene Punkte, in denen beide Kirchen von einander abweichen, zu unterwerfen. In diesen Gesinnungen verblieb ich bis zu meiner Rückkunft in Newyork. Da befolgte ich den Rath des Herrn Antonio Filicchi — desselben der mich nach Amerika begleitet hatte. — Ich theilte aus Rücksicht meinem früheren Seelenhirten, meinen Freunden, von denen ich den ersten Unterricht im Glauben erhalten hatte, meine Einwürfe gegen ihre Kirchengemeinschaft mit. Meine Ueberzeugung, daß sie nicht von Christus und den Aposteln ihre Mission erhalten habe, war so fest, daß ich geglaubt haben würde, sie zu betrügen, hätte ich ihnen die geringste Hoffnung gelassen, mich auf andere Gedanken zu bringen. Zu meinem großen Erstaunen gaben sie mir aber sichere, unumstößliche Beweise, daß ich mich in meiner Behauptung geirrt habe. Sie werden mir ohne Zweifel bemerken, daß ich mich auf Widerstand gefaßt halten mußte, da ich es mit zwei Gegnern zu thun hatte. Das ist sicher. Sie dürfen auch versichert sein, daß, wären ihre Einwürfe gegen die wirkliche Verwandlung oder gegen jede andere Ihrer Glaubenslehren gerichtet gewesen, so würde man mich nicht zum Wanken gebracht haben. Aber es ist die Grundlage des Katholicismus, welche vernichtet worden, seitdem die Geistlichkeit der englischen Kirche mir so entscheidende Beweise gegeben,

daß ich nicht mehr daran zweifeln kann, sie sei die wahre Kirche. Ich gestehe Ihnen also, daß ich nicht mehr einsehe, eine Religionsänderung sei für mich nothwendig. Es liegt mir daran, daß Sie wissen, welche große Beängstigung mir meine Lage verursacht. Als Mutter und einzige Vormünderin von fünf Kindern, habe ich ernstlich vor Gott nachgedacht; ich kann wohl sagen, ich denke unausgesetzt nach. Das höchste, ja einzige Verlangen meiner Seele ist es, zur Wahrheit zu gelangen. Ohne von den Verirrungen einer sündhaften, zum Bösen geneigten Natur zu reden, weiß ich, daß ich viele Sünden begangen, von denen ich Gott Rechenschaft ablegen muß. In der That, hätte ich nicht gefürchtet, seine Barmherzigkeit von mir abzuwenden, so würde ich mich, glaube ich, dem Gedanken hingegeben haben, es sei gerecht, daß er mich verlasse. So heftig war der Kampf in meiner Seele, die doch kein größeres Verlangen kennt, als ihm zu dienen und keinen größeren Schmerz, als ihn beleidigt zu haben. In den vielfachen und herben Prüfungen, die es Gott gefallen hat, über mich zu verhängen, fürchtete ich stets nur das Eine, nämlich das Unglück, Gott zu verlieren. Ich muß Ihnen aber mit derselben Aufrichtigkeit, die mich drängt, Ihnen mein Herz zu öffnen, sagen, daß ich jetzt wieder in meinen ersten Grundsätzen hinsichtlich der Religion, befestigt worden bin."

„Herr Filicchi, der mich nach Amerika begleitete, wünschte, ich solle Ihnen dieses Bekenntniß ablegen, und ich habe ihm versprochen, keine Schritte zu thun, bis Sie mir eine Antwort hätten zukommen lassen. Ich flehe Sie an zu bedenken, in welch trauriger Lage ich mich befinde, da ich keiner Kirchengemeinde mehr angehöre. Es ist in Wahrheit mehr als ich zu ertragen vermag. Darum wird es von Ihrer Seite der größte Liebesdienst sein, mir Ihre Gedanken hierüber mitzutheilen, sobald es Ihnen die Zeit erlaubt."

Der Brief, den wir so eben gelesen, war schon seit einigen Tagen geschrieben, aber nicht abgeschickt. Henry Hobart

fürchtete für den Augenblick, wo Elisabeth, sich mit dem Bischofe von Baltimore in Verbindung setzen würde. Er verdoppelte seine Sorgfalt und Beharrlichkeit, aber er drängte sie nicht mehr, nach der Wahrheit zu forschen, sondern suchte sie von aller Forschung fern zu halten. Seine Bemühungen erreichten ihren Zweck. Er erlangte von ihr, daß sie aufhörte, sich mit beunruhigender Religionsstreitigkeit zu ermüden. Zu was sollte es also noch nützen, sich an Herrn Carroll zu wenden. Elisabeth vernichtete indessen diese Zeilen nicht, in denen sie ihre Seele mit einer so großen Aufrichtigkeit gezeichnet hatte. Sie überließ dieselben an Antonio Filicchi, und gab ihm die Freiheit, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen. Wir brauchen nicht erst zu sagen, was er damit that, sobald er sie bekommen hatte. Er schickte sie an den Bischof von Baltimore. Er schrieb dabei: Ich erwarte mit Besorgniß Ihren guten Rath in einer so wichtigen Sache und ich zweifle nicht daran, daß Sie derselben die größte Aufmerksamkeit zuwenden werden. Ich bin eben so gewiß, daß Sie eine directe und unwiderlegliche Antwort auf die verschiedenen Behauptungen geben werden, welche Sie in den Schriften der protestantischen Prediger finden, die diese gegen die Belehrungen geschrieben haben, die mein Bruder Filippo an Frau Seton gegeben hatte. Ich denke, es wird am besten sein, daß ich Ihnen die einen und die andern im Originale zusende, mit der Bitte um deren Rückgabe, nachdem Sie selbe geprüft haben [1]). Nach dem Rathe des Hochwürdigen Herrn O 'Brien [2]) habe ich an Madame Seton ein Werk gegeben, das den Titel: Bekehrung und Reform Englands führt und zu Dublin geschrieben und gedruckt ist. Sie wird dasselbe ganz gewiß mit der ihm gebührenden Aufmerk-

---

1) Das wichtigste Schriftstück, welches Filippo Filicchi an Elisabeth Seton schickte, findet sich am Ende des Buches. Note 7.

2) H. William O 'Brien, irländischer Priester, Pfarrer der kleinen katholischen Gemeinde zu Newyork.

samkeit lesen. Ihr einziges Verlangen, der ausschließliche Gegenstand ihrer Bemühungen, ist, den rechten Weg zu erkennen und einzuschlagen, sie und ihre Kinder, ohne sich durch irgend eine menschliche Rücksicht abhalten zu lassen.

Von der andern Seite berief sich Antonio auf das Gewissen Elisabeths. Er bat sie, nichts zu übereilen, Herrn Carroll um Rath zu fragen, und die Versprechungen nicht aus den Augen zu verlieren, die sie selbst gemacht habe. Wir haben seinen Brief, er ist vom 26. Juli datirt.

Meine engelgleiche Schwester!

„Ich bin und werde immer bereit sein, von ganzem Herzen für Sie aufzutreten, gegen Jedermann, wäre es der h. Petrus selbst, dessen kirchliche Obergewalt zu leugnen man Sie verleitet hat. Ich bin bereit und werde es immer sein, der Aufrichtigkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit welcher Ihr Herz vorgeht in Bezug auf Ihre Religions-Angelegenheit. Zugleich ist es mir aber vollkommen klar geworden, daß Ihr Geist übermäßig eingenommen ist von der Angst, welche Ihre Freunde, die Sie unter Ihren früheren Glaubensgenossen haben, Ihnen einflößen."

„Einzig und allein von dem Verlangen geleitet, die Wahrheit zu erkennen, hatten Sie sich entschlossen, an den Bischof Caroll zu schreiben und haben auch wirklich geschrieben. Sie erkannten, daß er am geeignetesten dazu sei, Ihrem Geiste Aufklärung zu geben. Sie sahen ein, wie passend es sei, ihm die Schriften im Original zu schicken, wodurch Ihre Gesinnungen geändert worden waren. Aber da kamen Ihre alten Freunde — sie sind in Wahrheit nicht Ihre besten Freunde, — sie wollten nicht, daß Ihr Geist noch ferner den Strahlen eines reinen Lichtes zugänglich sei. Sie haben Ihnen gesagt, sie wünschen nicht in weitere Erklärungen einzugehen. Da haben Sie sich gleich bethören lassen, so daß Sie Herz und Willen ihrer Gewalt überließen."

„Sie wissen, daß Ihre neuen Freunde, die jetzt in den Hintergrund geschoben sind, ein ganz entgegengesetztes System befolgten, wie es denen zukommt, die auf den Wegen der Wahrheit wandeln. Sie wurden von denselben in keiner Weise gedrängt noch zurückgehalten. Wenn sie nicht so gehandelt hätten, wären sie doch leicht entschuldbar gewesen, so es wahr wäre, was Ihre sogenannten Freunde behaupten, daß nämlich die katholische Kirche jede Prüfung verwirft und blinden Glauben fordert. Aber daß Ihre Freunde, die mit so großem Geschrei die freie Forschung fordern, die keine andere Autorität anerkennen, als die eigene Vernunft, die Jedem gegeben worden, daß diese Sie überreden, es sei eine h. Pflicht für Sie, alles Forschen aufzugeben, dieses ist durchaus unbegreiflich."

„Sie hat, sagt dieser Freund, der jetzt den Vorzug genießt, sie hat sich entschieden. Sie hat sich über ihre früheren Zweifel beruhigt, dieses genügt für den Frieden ihres Gewissens."

„Ich mögte wohl wünschen, daß es auch ausreichte für Ihr Seelenheil, meine liebe Schwester. Sicher aber dürfte es nicht genügen für das Gewissen Ihrer Rathgeber."

„Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrer angstvollen Lage. Ihr gequälter Geist und Ihr zerrissenes Herz hatten beide zu Livorno Erleichterung gefunden, aber in ganz anderer Weise. Läßt Ihre eigene Erfahrung Sie denn nicht erkennen, daß die Sicherheit, in die Ihre vorgeblichen, alten Freunde Sie um jeden Preis einwiegen möchten, doch vielleicht eine falsche Sicherheit sei? Es ist für mich persönlich äußerst betrübend, Sie wieder in Ihre Unruhe zu stürzen. Aber wäre es mir, bei den Grundsätzen die mir heilig sind, und bei meiner großen Zuneigung wohl möglich, Ihnen dieselbe zu ersparen?"

„Ich gebe Ihnen hiermit schriftlich die feierliche Versicherung, daß ich, was auch kommen möge, Ihr aufrichtiger Freund bleiben werde bis zu meinem letzten Seufzer. Alles was in

meinen Kräften steht werde ich thun, um Ihr Wohlsein für dieses erbärmliche, vergängliche Leben zu fördern. Aber da Ihr leibliches Leben, so theuer es mir ist, nach meinen Grundsätzen wie nach den Ihrigen, für das Heil der unsterblichen Seele geopfert werden muß, so werden Sie mir verzeihen, ich bin davon überzeugt, wenn ich diesen Gegenstand nicht aus den Augen verliere. Ja, theure Freundin, bei jeder sich bietenden Gelegenheit werde ich Ihre innigste Ueberzeugung bekämpfen. Ich halte die Hoffnung fest, daß es dem allmächtigen, allbarmherzigen Gott gefallen werde, Ihnen wenigstens im letzten Augenblicke Ihrer irdischen Pilgerschaft seinen h. Geist zu senden, und daß er uns Alle in seinem himmlischen Reiche vereinigen werde. Wenn ich anders handeln sollte, so müßten Sie mir in bestimmtester Weise verbieten, Sie von jetzt an zu sehen oder Ihnen zu schreiben."

Antonio Filicchi hatte mit Recht auf das Interesse gezählt, das der Bischof von Baltimore an dem Zustande einer so aufrichtigen und gequälten Seele nehmen würde, wie es Elisabeths Seele war. Er hatte ihn um Rathschläge, sowohl für sich als für sie, gebeten. Der Bischof gab sie, zuerst an Antonio in einer Antwort, die er am 22. August erhielt; dann fast zu gleicher Zeit an Elisabeth in einem ersten Briefe, den er aus freien Stücken an sie schrieb, ohne daß sie ihn darum bat. Dieser wahrhaft gute Hirt wußte, um sie zu überzeugen und zu trösten, die beste Weise zu treffen. Der Eindruck, den sie davon empfing, läßt sich leicht in den wenigen Worten erkennen, die sie an Antonio schrieb.

„In Wahrheit Antonio, ich kann nicht an meine Seele denken, ohne mich an Sie zu erinnern. Da nun der größte Theil meiner Tage und Nächte in der Besorgniß und Angst wegen dieser armen Seele verbracht wird, so kann ich wohl sagen, daß Sie mir beständig in meinen Gedanken und bei meinen Gebeten gegenwärtig sind. Als ich diesen Nachmittag die Litanei von Jesus begann, brachten mich die Worte, erbarme

dich unser auf den Gedanken, nicht für mich allein zu beten, sondern für Sie und für mich. Nachdem ich die Litanei mit vielem Eifer vollendet hatte, sagte ich mir, ich müsse wohl an meinen theuren Bruder schreiben."

„Während der ganzen Zeit, die ich im Gebete zubrachte, hatte ich die Antwort des Bischofes [1]) auf meinem Herzen, indem ich Gott, vor dem ich im Staube lag, bat, mich seiner Erleuchtung zu würdigen, damit ich die Wahrheit erkennen könne. Jeden Tag lese ich die an Petrus gegebenen Verheißungen, und das sechste Kapitel des Evangeliums nach Johannes, dann frage ich Gott, ob es möglich sei, ihn dadurch zu beleidigen, wenn ich so klaren Worten Glauben schenke [2]). Ich lese auch meinen lieben h. Franz von Sales, dann frage ich mich, ob ich wohl wagen dürfte, anders zu denken als er, und mir einen andern Weg zu suchen, um zum Himmel zu gelangen, als den er eingeschlagen hat. Ihre Reform Englands habe ich gelesen und darin so schlagende Beweise gefunden, daß ein Widerspruch dagegen unmöglich ist. Gott wird mich nicht verlassen, Antonio. Ich weiß, daß er mich mit seiner

---

1) Man erinnert sich, daß zu jener Zeit Herr Carroll der einzige Bischof in Amerika war.

2) Im 6. Kapitel findet sich die Verheißung des h. Altarsakramentes. Wenn die Evangelisten später von der Einsetzung desselben reden, führen sie die sakramentalischen Worte an, welche die Kirche ihren Priestern in den Mund legt in dem feierlichsten Augenblicke des h. Opfers. Kraftvolle Worte von denen Luther sagt: Diese Worte erwürgen mich. Der nämliche Luther, als Vertheidiger der wirklichen Gegenwart schrieb an seine Brüder in Frankfurt, und hielt den Dissidenten das 6. Kapitel des h. Johannes entgegen. Lassen sie uns doch eine Ausgabe sehen, wo geschrieben steht: Dies ist ein Zeichen meines Leibes. Wenn sie diese nicht aufweisen können, mögen sie schweigen. Sie rufen immer, das Evangelium, das Evangelium. Hier das Evangelium, das laut genug ruft: Dies ist mein Leib. Jedes Kind von sieben Jahren versteht es und legt es nicht anders aus.

Heerde vereinigen wird. Und ob auch mein Glaube noch schwankend ist, so bin ich doch überzeugt, daß er meine Hoffnung nicht täuschen wird, denn sie stützt sich auf seine eigenen Worte. Hat er nicht gesagt, daß er ein demüthiges und zerknirschtes Herz nicht verachten will, ein Herz, welches den Verlust des Irdischen als Gewinn betrachtet, vorausgesetzt, daß dieses Herz so glücklich ist, ihm wohlgefällig zu sein."

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

6. September 1804.

„Ich habe einen solchen Ueberdruß am Leben, daß ich noch nie eine so harte Prüfung zu bestehen hatte. Meine anmuthigen, kleinen Kinder lassen mich ein wenig diese unwürdige Niedergeschlagenheit vergessen, sei es daß sie um den Tisch herum sitzen und lernen, sei es daß wir Abends am Feuer versammelt sind. Die Ursache dieses Zustandes ist, so glaube ich, die unausgesetzte Anstrengung meines Geistes, alle Bücher zu lesen, die man mir zu meiner Belehrung bringt, besonders die Vorhersagungen Newtons. Nicht daß Ihre arme Freundin sich leicht verwirrt oder beunruhigt wegen der Grundsätze die dieses Buch aufstellt. Aber da ich stets geglaubt habe, Alle, deren Absichten gut waren, könnten gerettet werden, schmerzt es mich in der Seele, zu sehen, daß die Protestanten ganz anders urtheilen. Sie sind im Einverständnisse mit Ihren Grundsätzen, die mir immer so strenge und hart schienen. Dieses Buch, das sie so hoch in Ehren halten, schickt alle Anhänger des Papstes in den bodenlosen Abgrund. Aus den Berechnungen, welche der Schriftsteller angestellt hat, geht hervor, daß seit den Zeiten der Apostel, die größere Anzahl derer, die gelebt haben, in diesen Ort des Schreckens verstoßen sind. O mein Gott! zwischen dem Bilderanbeter, zwischen dem Sünder und den theuren Seelen, die ich in Livorno

kannte, ist eine so große Verschiedenheit, daß ich in Rücksicht auf sie ganz ruhig bin. Ich weiß so gut, Amabilia, wen Sie anbeten! Nichts desto weniger ist in meinem Herzen ein so trauriger, schmerzlicher Eindruck geblieben, daß ich ganz trübsinnig und verwirrt bin. Ich bete die Bußpsalmen, wenn nicht im Geiste des königlichen Propheten, so doch wenigstens mit seinen Thränen. Die, welche ich vergieße, vermischen sich in Wahrheit mit meiner Speise, Nachts benetzen sie die Lagerstätte Ihrer armen Freundin. Zu gleicher Zeit habe ich ein solches Vertrauen auf Gott, daß mir scheint, er sei nie so wahrhaftig mein Vater und mein Alles gewesen, obschon er sich in jedem Augenblicke meines Lebens also bewiesen hat. Anna liebkoset mich während des Abendgebetes, um von mir zu erlangen, daß ich das Gegrüßet seist du Maria bete. Die andern Kinder rufen: Lehre es uns, theure Mama, lehre es uns. Sogar die kleine Rebecka, die kaum sprechen kann, versucht es herzustammeln. Dann frage ich den Herrn: Warum sollten wir es nicht beten. Wenn Jemand im Himmel ist, dann ist es gewiß seine Mutter. Die Engel, die man uns oft vorstellt, als voll der Sorgfalt für uns, sind sie denn theilnehmender, mächtiger als sie? O Maria, unsere Mutter! dem ist nicht so. Darum flehe ich mit der Zärtlichkeit und dem Vertrauen eines ihrer Kinder zu ihr, sie möge sich unser erbarmen und uns in die wahre Kirche führen, wenn wir nicht darin sind. Ich beschwöre sie, mir den Frieden für meine arme Seele zu erlangen, auf daß ich meinen armen, theuren Kindern eine gute Mutter sei. Wohl weiß ich, daß die Gerichte Gottes gerechtfertigt wären, wenn er mich, nach meinen vielen Beleidigungen, mir selbst überließe. Seitdem ich dieses Buch gelesen habe, ist mein Kopf ganz durcheinander, indem ich an die kleine Zahl der Auserwählten denke. Dann küsse ich das Bild Mariens, welches Sie mir schenkten und bitte sie, mir eine Mutter zu sein."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

8. September 1804.

„Tag der Geburt der h. Jungfrau. Ich habe mein Möglichstes gethan, um ihn zu heiligen. Ich bat Gott, er möge doch in meiner Seele lesen und sehen, wie gern ich die Füße derjenigen küssen würde, die seine Mutter war. Mit welcher Freude ich ihr alle Zeichen meiner Verehrung geben würde, wenn es mit jener Geistesfreiheit geschehen könnte, die aus der Erkenntniß des göttlichen Willens entspringt. Herr Hobart ist gestern hier gewesen, es war das erstemal nach Ihrer Abreise. Er war so sehr ungeduldig, daß es mir nichts nützte, ihm die Antwort des Bischofes zu zeigen. Er sagte mir: Diese Kirche ist verdorben. Wir, wir sind zu der ursprünglichen Religion zurückgekommen, und was wollen Sie anderes, als nach Ihrem eigenen Urtheile thun, was Sie für das Beste halten? . . . . . .

. . . . . .

Sein Besuch war kurz und für beide Theile unangenehm. Möge Gott mich führen, denn ich sehe, daß ich vergebens auf Jemanden außer ihm zähle."

## Dieselbe an denselben.

17. September 1804.

„Seit ich Ihnen schrieb, habe ich Niemanden gesehen, ausgenommen Madame Scott aus Philadelphia, deren Freundschaft nicht erkaltet ist. Dann Madame Sadler, die meine Lage nicht zu begreifen vermag, endlich den Kapitain Blagg, der kam, um mich zu fragen, ob ich vielleicht Bestellungen für Livorno oder Paris habe. Herr Hobart und alle anderen Herren haben mich meinem Nachdenken überlassen, oder vielmehr, „dem, was ich nach meinem eigenen Urtheile für das

Beste halte." Ich denke, oder besser gesagt, ich hoffe, daß sie mich Gott überlassen haben. Dies sind die Neuigkeiten von Außen, die ich Ihnen mittheilen wollte, ich füge nur bei, daß ich mich der besten Gesundheit erfreue, ungeachtet der großen Anstrengung, welche mir meine armen, kleinen Kinder, verursachen, die alle fünf an einem erschrecklichen Husten leiden. Was das Innere betrifft, werde ich mit Ihnen reden, als spräche ich mit Gott. Jeden Augenblick rufe ich zu ihm: Wann wird meine Finsterniß sich endlich in Licht umwandeln? Der böse Geist hat seine Wohnung so nahe bei meiner Seele aufgeschlagen, daß nichts Gutes mehr dort Eingang finden kann, ohne daß sich böse Einflüsterungen darunter mischen. Folgendes las ich im Leben des h. Augustinus: „Wenn der böse Geist die größte Thätigkeit entwickelt, und wenn die Hindernisse, die sich unserm Verlangen, Gott zu dienen, entgegen stellen, sich mehren, dann haben wir Ursache, daraus zu schließen, daß unser Triumpf um so glorreicher sein werde." — Die Hoffnung dieses glorreichen Triumpfes ist meine einzige Stütze. Aber wahrhaftig, mein Geist ist oft so heftig versucht, daß es scheint, er müsse darüber zu Grunde gehen.

„Heute Morgen warf ich mich vor meinem Gotte mit dem Angesichte zur Erde. Ich sagte ihm, daß ich mich seinem gerechten und strengen Gerichte unterwerfe, wenn die Härte meines Herzens, oder mein Widerstreben mich zu unterrichten, oder eine andere Verkehrtheit meines Innern die Scheidewand zwischen mir und der Wahrheit aufgerichtet habe. Dann sagte ich ihm noch, er möge mich strafen, falls es nicht wahr sei, daß ich all mein Glück darin finden würde, meine unzähligen Kümmernisse in den Schooß seiner Mutter, der allerseligsten Jungfrau zu werfen. Wenn ich nicht auch bereit wäre, alle Engel und Heiligen um ihre Fürsprache anzuflehen, und noch mehr für die mir theuren Seelen zu beten, als für mich selbst, wüßte ich nur, daß es ihm wohlgefällig sei. O, diese Gewißheit! ach besäße ich sie! Wie glücklich würde ich sein, für sie

zu sterben! Ich erinnerte mich so vieler frommer Uebungen, die mich zu Livorno getröstet und entzückt hatten. Alle die Gedanken, welche Sie mich damals so süß und vernünftig finden ließen, bemächtigten sich wieder meines Geistes, aber alsbald erhoben sich tausend Zweifel, tausend Einwürfe, wie eben so viele Wolken, in meiner Seele, wo alles wieder Streit und Finsterniß wurde. Es blieb mir nur mehr die Kraft zu rufen: Barmherzigkeit, mein Gott, für eine Sünderin! Habe Mitleiden mit ihr, Quelle des Lichtes, Quelle des Lebens, Quelle der Wahrheit! Erleuchte meine Augen, Herr, damit ich nicht im Irrthume sterbe, dem ich mich, mit aller Kraft meiner Seele, zu entwinden bestrebe.

„Ich begann das Leben der h. Maria Magdalena zu lesen. Nachdem ich damit fertig geworden, sagte ich zu mir selbst: Wohlan, meine Seele, lassen wir die Unruhe, die mich hin und her wirft, und entschließen wir uns in Frieden, in diese Kirche einzutreten, die mindestens das für sich hat, daß sie eine größere Anzahl weiser und tugendhafter Männer besitzt. Dann dachte ich nach über das, was ich zuerst zu thun haben würde. Müßte ich nicht beginnen mit der Erklärung, daß ich alles glaube, was das Concilium von Trient gelehrt hat? Aber wenn ich sagte, ich glaube, wird derjenige, welcher die Herzen ergründet, nicht sehen, daß ich lüge, daß ich nicht aufrichtig bin? Kann ich sagen, es genüge, das Brod zu empfangen, der Kelch, den zu nehmen man uns gelehrt hat, sei nicht ebenfalls nothwendig? Kann ich erklären, ich halte es für etwas Gott wohlgefälliges, daß man an die h. Jungfrau und an die Heiligen Gebete und Litanien richte, obschon in der Schrift keine Rede davon ist 2c. 2c.? — Als ich mich über alles dieses befragte sah ich, und Sie auch Antonio — aber ich fürchte, Ihre Geduld geht zu Ende — Sie auch werden sehen, daß die Ueberlieferung noch nicht die gehörige Gewalt über meinen Geist übt. Zürnen Sie nicht, aber beklagen Sie mich. Erinnern Sie sich der Menge Irrthümer, welche mit

der Wahrheit vermischt, meinen Geist so lange eingenommen haben. Beten Sie für mich, anstatt mich zu tadeln."

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

25. September 1804.

„Ihr Antonio würde heute mit mir unzufrieden gewesen sein, hätte er mich in St. Paul, der Kirche der englischen Protestanten gesehen. Aber das Verlangen, den Frieden zu finden, verbunden mit einem gewissen Schicklichkeitsgefühl haben den Sieg davon getragen. Indessen suchte ich einen Platz in einer Seitenbank, wo ich der katholischen Kirche zugewendet war, die sich gerade gegenüber in der nächsten Straße befindet. Wohl zwanzigmal überraschte ich mich selbst, wie ich mich mit dem h. Sakramente neben an unterhielt, anstatt die Augen auf den nackten Altar vor mir gerichtet zu halten, oder auf die Gebete zu achten, die verrichtet wurden. Dann unaufhörliche Thränen, tiefe Seufzer, Schweigen . . . wie an dem Tage, da ich zum erstenmale ihre gesegnete Kirche de l'Annunziata zu Florenz betrat. Aber Thränen, Gedanken, Seufzer flossen zusammen in dem einzigen Verlangen, den Gott wohlgefälligsten Weg zu erkennen, sei er welcher er wolle.

„Ich hörte wie Herr Hobart sagte: Wie kann man sich einbilden, daß es eben so viele Götter giebt, als Tausende von Altären und Zehntausende von consecrirten Hostien in der Welt sind? — Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren, als ich den Ernst sah, mit dem er diese Worte aussprach. Alles was ich von diesem Gegenstande begreife, faßt sich in dem einzigen Gedanken zusammen: Gott hat dies alles gethan. Derselbe Gott, der so viele Menschen mit den kleinen Gerstenbroden und den wenigen Fischen speisete; indem er sie vermehrte und wieder vermehrte in den Händen derer, die sie austheilten. Meine Gedanken verweilen nicht einen einzigen Augenblick bei mir selbst; ich schaue auf meinen Gott und ich finde, daß es

nicht schwer ist, dieses oder jenes zu glauben, von dem Augenblicke an, wo wir erkennen, das Er es ist, der es thut.

„Vor vielen Jahren las ich diesen Gedanken, ich weiß nicht mehr, in welchem alten Buche: Wenn du sagst, irgend etwas sei ein Geheimniß, welches du nicht verstehst, so sagst du nichts gegen das Geheimniß selbst. Du erkennst nur die Beschränktheit deiner Wissenschaft und deiner Erkenntniß, die tausend andere Dinge eben so wenig begreift, die du doch keineswegs in Zweifel ziehst.

„Noch ein anderer Gedanke kommt mir häufig in den Sinn. Sollte es richtig sein, was man behauptet, daß diese Kirche nicht die wahre sei, so hätte Gott uns, seine Erlöseten, die um den kostbaren Preis des Blutes seines geliebten Sohnes erkauft sind, weniger geliebt, als seine Kinder im alten Bunde. Und doch, welch himmlische Tröstungen fließen nicht aus dem Glauben an die wirkliche Gegenwart eines Gottes, der sich in dem Sakramente des Altars dem armen Erdenpilger zur Speise gibt, wie er ehedem den Israeliten das Manna gab, um sie auf der Reise durch die Wüste zu nähren. Gott sollte also wollen, daß unsere Kirchen öde blieben mit ihren nackten Mauern, mit den Altären, welche nicht mehr die Arche besitzen, auf der der Herr weilte, noch auch irgend ein anderes der früheren kostbaren Unterpfänder seiner Liebe gegen uns. Man sagt mir, ich müsse Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren. Aber mein armer Geist ermüdet sogleich, oder verirrt sich da und dorthin, weil ihm das fehlt, was seine Aufmerksamkeit fesseln könnte. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, theuerste Amabilia, ich fühle mich weit inniger mit Gott vereinigt, sowohl dem Geiste, als dem Herzen nach, vor einem Bilde des Gekreuzigten, das ich vor einigen Jahren in der Brieftasche meines Vaters fand, als in . . .

„Aber es ist eine Thorheit, die ich eben auszusprechen im Begriff war; denn die Wahrheit ist unabhängig von den Leuten, die uns umgeben und von den Orten, an denen wir uns

befinden. Aber ich kann wohl sagen, daß ich seufze und verlange, unsern Gott in der Wahrheit anzubeten. Und hätte ich auch nie die Katholiken kennen gelernt, so würden die Bücher, die Herr Hobart mir gebracht hat, hinreichen, mich in einen Abgrund von Ungewißheit und Zweifel zu stürzen. Und doch tragen diese meine Zweifel so viel dazu bei, meinen Geist zu beruhigen, daß sie mir die Gewißheit geben, Gott werde Erbarmen mit mir haben. Weiß er ja, daß mein sehnlichstes und einziges Verlangen darauf gerichtet ist, ihm wohlzugefallen, und zwar ihm allein zu gefallen und auf's Innigste mit ihm vereinigt zu sein, in der Zeit uud in der Ewigkeit. Gott weiß es, das ich oft in spätester Nachtstunde, — was ich Ihnen da sage, Amabila, ist wahr! — meine Augen nicht schloß, und von Trostlosigkeit erdrückt durch meine Thränen blickte, ob der Herr nicht auf die Mauer schreiben werde, um mich zu trösten. Dies würde ich eher glauben, als daß er ein so unglückliches Wesen verlassen könnte!

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

27. September 1804.

„Meine arme Seele fällt mehr und mehr in Ungewißheit und Verwirrung. Nicht als ob sie es unterließe zu beten und sich mit ihrem Gott zu unterhalten; — ich vermehre meine Gebete, statt sie zu vernachläßigen. Aber sie gleicht einem Vogel, der in einem Netze gefangen ist, der sich nicht enthalten kann zu zittern, der fast vor Angst stirbt.

„Diesen Nachmittag, nachdem ich meine kleinen Kinder zum spielen fortgeschickt hatte, warf ich mich auf die Knie. Da, ganz allein mit meinem Gott, dachte ich darüber nach, was ich thun müßte, was meine heiligste Pflicht von wir verlange. Sollte ich nochmals die Bücher lesen, die mir Herr Hobart zuerst gegeben hat? Mein Herz sträubte sich bei diesem Gedanken; denn alle Verläumdungen und Anschwärzungen sind

darin zusammen gehäuft, und es ist mir eine wahre Qual, dieselben wiederholt zu sehen. Oder sollte ich die Bücher wieder durchsehen, die von der katholischen Lehre handeln, obschon jede Seite derselben mir gegenwärtig ist? Mein Gedächtniß führt mir jede Unterweisung, die darin enthalten ist, vor, mit allen Erläuterungen und Einwürfen. Seit Ihrer Abreise habe ich die Werke gelesen, welche mir Ihr Bruder anfangs gab, um mich zu belehren. Auch dasjenige, welches Sie mir gegeben, habe ich mit größtem Fleiße gelesen, und nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern unter ununterbrochenem Bitten und Flehen zu Gott. Dies ist es auch, was ich als meine einzige Zuflucht erkennen muß: Gebet zu jeder Zeit, Gebet an jedem Orte.

„In der That, Antonio, mein theurer Bruder, dem ich jedes Geheimniß meiner Seele anvertrauen darf, ich bete und bete unausgesetzt, daß jeder meiner Gedanken, so zu sagen, ein Gebet ist. Wenn ich nach wenigen Augenblicken des Schlafes erwache, so scheint es mir, mein Geist habe nicht aufgehört zu beten. Meine armen Augen sind fast erblindet von dem vielen Weinen. Denn kann man wohl eine Gunst erflehen wie die, um welche ich bitte, ohne Ströme von Thränen zu vergießen und ohne sein Herz erbeben zu fühlen? Meine Kinder sagen beständig: „Arme Mama! arme Mama!“ Sie sind auch artiger als je, da sie meine Traurigkeit nicht erhöhen wollen. Aber diese Thränen und Kümmernisse sind süß, und ich empfinde großen Trost, zu sehen, daß, wenn Gott mich noch nicht mit seinem seligen Lichte erleuchtet, er mich doch nicht in meinen Finsternissen unempfindlich und zufrieden sein läßt!“

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

30. September 1804.

„Sie würden sich erfreut haben, hätten Sie heute die Fragen gehört, welche meine Kinder über den Erzengel Mi-

chael stellten. Wie lauschten sie auf meine Erzählung von der Sorge, welche die Engel um uns tragen und wie der h. Michael den Lucifer aus dem Himmel jagte! Nach ihren Gebeten warten sie kniend darauf, daß ich jeden einzeln mit dem Kreuzzeichen segne, was ich auch niemals unterlasse. Ich erhebe dabei den Blick zu Gott mit dem demüthigen Vertrauen, daß er uns nicht verlassen werde.

„Ich hätte Ihnen vieles zu sagen, mein Bruder, aber ich ziehe es vor zu warten, bis zu der ersehnten Stunde, wo wir uns zusammen vor dem dicken Buche sitzend finden werden, welches auf dem Tische aufgeschlagen liegt. Ich möchte jetzt gern rufen, wie mein armer William that: „Antonio, Antonio, Antonio!" Aber ich ziehe das Wort wieder zurück und rufe von ganzer Seele: „Jesus, Jesus, Jesus!" Und himmlischer Friede kehrt bei mir ein. Dieser theure Name stillt alle meine Qualen, gleich wie mein Wiegengesang den Kummer meines kleinen Kindes stillt. Die Tagzeiten aus dem kleinen Buche, welches Sie mir geschenkt, sind mein Lieblingsgebet, weil der Name Jesus so oft darin wiederkommt.

„Sie empfehlen mir, die Leben der Heiligen nicht zu vergessen. Könnte ich sie wohl vergessen, selbst wenn ich es wollte? Sie interessiren mich so sehr, daß ich ihnen die wenigen Augenblicke, welche meine verschiedenen Beschäftigungen mir zum Lesen übrig lassen, ganz und gar widme. Mein Geist findet Ruhe darin, mein Kummer wird gemildert und verschwindet fast ganz. Wenn ich lese, daß der h. Augustinus so lange Zeit schwankte zwischen der Wahrheit und dem Irrthume, dann sage ich mir: „Habe Geduld, Gott wird dich schließlich doch seiner Heerde zuführen." Was die Lehren der Selbstentäußerung, der freiwilligen Armuth angeht, so würde ich, selbst wenn ich nicht vom h. Franz von Sales, ja aus dem Leben unsers Herrn selbst erfahren, welche große Gnaden und herrliche Tugenden selbe begleiten, wünschen, den Heiligen darin zu gleichen. Antonio, Antonio, wie kommt es doch, daß

meine Seele sich noch nicht befriedigt findet, obschon sie weiß, daß sie dieselbe Religion mit Ihnen bekannte? Warum schwankt sie noch? Wie kann sie sich noch sträuben? Der Allmächtige allein vermag, sie zum Entschluß zu bringen. Die Protestanten sagen, ich befände mich „in einem Zustande der Versuchung." Sie werden wohl dasselbe denken. Aber was auch kommen mag, der Allmächtige wird mich vertheidigen; zwar nicht wegen meiner Verdienste, sondern um des Namens Jesu Christi willen."

## Antonio Filicchi an Elisabeth Seton.

Boston, 8. October 1804.

„Theure Freundin und Schwester!

„Ich habe Ihre beiden letzten Briefe vor mir, vom 17. und 30. September; sie scheinen mir bewunderungswürdig, so voll Vernunft und so anmuthig geschrieben. Sie sind wirklich im Stande mich zu entmuthigen, sowohl in Rücksicht auf die Beschränktheit meines Geistes, als auch in Bezug auf meine Schreibart; obschon ich so gern eine Antwort darauf geben möchte, die ihrer würdig wäre. Beide habe ich meinem würdigen Bischofe, Herrn Carroll gezeigt, und ihn gebeten, mir zu rathen und mich zu leiten. Gebe Gott, daß solches ihm leicht werde! Ich für meine Person, empfinde die Wirkung der eifrigen Gebete, die Sie für mich verrichten; denn mir scheint, ich sei niemals weniger schlecht gewesen, als jetzt, seitdem ich New-York verlassen habe. Am vergangenen Dienstag, dem Jahrestage meiner Hochzeit und dem Feste der h. Schutzengel, habe ich gebeichtet und bin zur Kirche gewesen. O, geliebte Schwester, welch' würdigen Klerus besitzt hier die katholische Kirche! Welche Priester! Ihre Haltung, ihr Lebenswandel, ihre Lehren werden sogar von den meisten Protestanten rühmend anerkannt. Sie gehen am Sonntag in Menge

in unsere Kirche, um die Predigten unsers gelehrten Cheverus zu hören. Von Zeit zu Zeit kommen Bekehrungen vor, die auch nicht den geringsten Verdruß nach sich ziehen. . . .
. . . . . .
In einem Monat, — etwas mehr wie einem Monat — werde ich wieder in New-York sein, dann wollen wir ernstlich mit einander reden, — da Sie es ja jetzt nicht wollen, über einen Gegenstand, der mir große Unruhe verursacht. Ich meine die Unthätigkeit Ihrer Seele und Ihres Geistes, welche zu lange andauert. Sie werden mich immer bereit finden, Ihnen Beweise zu geben von der großen Achtung und der gänzlichen Hingabe, von denen Ihr Bruder und Freund durchdrungen ist."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

11. October 1804.

„Nichts Neues. Diese arme Seele schleppt sich immer auf dem nämlichen Wege. Sie gleicht einem Schiffe, das von den Wellen umhergeworfen mitten im Ocean schwimmt, ohne sich dem Hafen der Ruhe zu nähern. Sie hat keine andere Stütze als ihre Hoffnung, daß Gott sie nicht werde zu Grunde gehen lassen.

„Sie finden hierbei einen Brief, den ich für unsern Bischof Caroll geschrieben habe. Ich bin aber gar nicht davon befriedigt, und ich denke, die Unterredung, die Sie mit ihm gehabt haben, wird es überflüssig machen, denselben abzugeben. Indessen wird mein theurer Tonino darüber urtheilen.

„Die geheime Neigung meines Herzens ist mir am verflossenen Sonntag recht klar geworden, während der halben Stunde, die ich bei dem armen Kranken, dem Katholiken zubrachte, für welchen Sie mir zehn Dollar gegeben haben. Das Glück, welches ich empfand, ihn zu trösten, und mich mit der armen, aber braven Familie zu unterhalten, bei der er

wohnt, hat mir die Mühe hundertfach vergolten, welche es mir gemacht, diesen langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Als er mir sagte, er werde für mich und meinen theuren Bruder beten, da fühlte ich es, daß seine Gebete gewiß Erhörung finden würden. Als ich auf dem Heimwege vor der katholischen Kirche vorüber kam, blieb ich stehen, um die Grabschrift zu lesen. Dann erhob ich mein Herz zu Gott, und flehete zu seiner Barmherzigkeit. Ich bat ihn, er dem nichts verborgen, wolle darauf sehen, welche Freude es für mich sein würde, wenn ich dort eintreten und die Stufen seines Altares küssen könnte. Jeden Tag den Heiland besuchen und meine Seele vor ihm ausschütten zu können, das wäre mein sehnlichstes Verlangen. Aber ach, Antonio! Dürfte ich es wagen, vor ihn hinzutreten mit einem schwankenden, unruhigen, unentschlossenen Geiste, der sich wie erdrückt und vernichtet fühlt, aus Angst, denjenigen zu beleidigen, dem allein er zu gefallen verlangt?

„Sagen Sie aufrichtig, Antonio! lächeln Sie nicht im Grunde Ihres Herzens über das, was Ihre arme Schwester Ihnen da sagt? Diese Worte scheinen Ihnen aus einer kranken Einbildung zu kommen. . . Aber bedenken Sie doch, daß es meine Seele ist, die auf dem Spiele steht! Und meine Kinder, diese mir so theuren Kinder, sie müssen meinen Irrthum theilen, sei es, daß ich wechsele, sei es, daß ich bleibe was ich bin! . . Meine Lage ist sehr verschieden von der, in welcher sich Unwissende befinden, die gar keine Erleuchtung bekommen haben. . . Das Allertraurigste für mich ist, daß bei einiger Erkenntniß, in meinem Kopfe nur Verwirrung herrscht. Meine Seele sucht vergebens das Licht, welches ihr das Ziel klar machen muß, an dem sie sich halten soll. Gegen dieses Uebel gibt es noch ein Heilmittel, aber nur ein einziges, das ist das ununterbrochene, fortgesetzte Gebet. „Mein Gott, zeige mir den Weg, den ich wandeln soll. Ich übergebe meine Seele

in deine Hände. Und mit dem armen Sünder im Evangelium: Herr, was willst du, daß ich thun soll?"

„Meine Freunde, die vor einiger Zeit so großes Interesse zeigten an dem, was in mir vorging, haben mich, wie es scheint, ganz Gott überlassen. Wenigstens sehe ich Niemanden mehr von ihnen. Herr Hobart hat mir geschrieben. Er hat mir zu verstehen gegeben, daß er sich auch zurückziehen wolle. Das hat mich aber nicht betrübt. Im Gegentheil denke ich mit Vergüngen daran, daß ich diese Unterredungen nicht mehr anhören muß, die doch zu nichts führen."

## Dieselbe an denselben.

17. October 1804.

„Wenn Sie nach Livorno schreiben, dann rufen Sie mich bei allen Ihren Lieben wieder ins Gedächtniß zurück. Ich glaube, es wird nicht gut sein, Ihnen zu schreiben, bis ich wieder Briefe von Ihnen erhalten habe.

„Wie oft führt mich meine Erinnerung wieder dorthin, unter Ihr Dach, in das Zimmer, welches Sie mir gegeben hatten. Fast immer bin ich dort. Mir scheint, als sähe ich alle Gegenstände, die ich da und vor meinem Fenster vor Augen hatte. Ich sehe den lieben kleinen Pat[1]) noch lächeln, wenn er sich auf die Fußspitzen richtete und tausend Fragen über die Signora Seton stellte. Oft fühle ich mich gedrungen, das Kreuzzeichen zu machen. Ich erhebe die Augen zu Gott, indem ich ausrufe: „Erbarmen!" — Die glücklichste Stunde, die ich noch auf der Welt erwarte, wird die sein, in der ich hören werde, daß Sie wieder an diesem theuren Orte, in den Armen derer sind, die Sie so zärtlich lieben.

„Ich hoffe, daß Sie nicht zu viel von der Strenge des Winters leiden. Hier hat schon die Zeit der Stürme begon-

---

1) Patrizio Filicchi, das älteste von Antonios Kindern.

nen. So eben wehete der Wind so heftig, daß man hätte glauben sollen, er werde das Licht auslöschen, bei dem ich Ihnen schreibe. Aber Wind und Sturm haben nur die eine Wirkung gehabt, mir die Beschwerden dieser irdischen Pilgerschaft fühlbarer zu machen und meine Seufzer nach dem schönen, ewigen Frühlinge zu verdoppeln, der durch keinen Sturm beunruhigt werden wird.

„Wäre es möglich, Antonio, daß Gott mich wollte zu Grunde gehen lassen? Wird er mir jemals das schreckliche Wort sagen: Weiche von mir? Gewiß müßte dies gemäß der Gerechtigkeit mein erbärmliches Loos sein; aber seine Gerechtigkeit wird ja immer durch seine Barmherzigkeit gemildert. Was würde sonst aus mir werden? . . Oft erinnere ich mich jenes unfruchtbaren Feigenbaumes, welcher noch für ein Jahr verschont wurde[1]). Vielleicht ist es jetzt schon für mich die letzte Zeit des Jahres, und doch, welche Früchte? . . Dieser Gedanke kehrt mir immer wieder und lastet mit seiner ganzen Schwere auf mir. Von ihm verbannt zu sein! . . Nichts mehr hören als Gotteslästerungen! . . O dies wäre schon eine mir unendliche Qual, selbst ohne das verzehrende Feuer! Was würde sonst aus mir werden, wenn Er nicht in mein Herz schauete, wenn ihm nicht alle meine Kämpfe und Wünsche bekannt wären? . . Aber Er sieht sie, Er kennt sie, eben so wie das unausgesetzte Gebet, welches ich ihm für Ihre Seele darbringe, Antonio, und gewiß mit eben so vielem Eifer, als ich für meine eigene Seele bete."

## Filippo Filicchi an Elisabeth Seton.

Livorno, 17. October 1804.

„Ich habe durch den Merkury Ihren Brief vom 27. Juli erhalten. Aber ich kann Sie versichern, daß ich bei Lesung

---

1) Lucas XIII. Kapitel.

desselben nicht die geringste Bewegung von Unwillen empfand. Nur war mein Herz tief betrübt wegen der Gefahr, in welcher Sie sich befinden. Gern hätte ich bei Ihnen sein mögen, gewiß würde ich mich aus allen Kräften bemüht haben, Ihre Angst zu verscheuchen. „Warum bist du traurig, meine Seele? Hoffe auf Gott", das würde ich Sie immer mit den königl. Propheten zu wiederholen gelehrt haben. Sie konnten diesen Widersprüchen nicht entgehen. Ich erwartete es. Indessen glaubte ich, Ihnen ein Mittel an die Hand gegeben zu haben, dagegen zu kämpfen, indem ich Ihnen die vortreffliche Abhandlung über die Tröstungen des Christen gab. Auch hielt ich für gewiß, Sie würden begreifen, daß wir, weil wir aus uns selbst nichts Gutes vermögen, uns in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit werfen müssen. Vermögen wir ja doch nicht einmal aus eigener Kraft einen guten Gedanken zu fassen. Gott allein hat den Willen und die Macht, uns zu helfen. Mit seiner Hülfe ist uns Alles möglich. Und wie der h. Paulus uns versichert, wird Er nicht zulassen, daß wir über unsere Kräfte versucht werden. Ich hatte gehofft, Sie würden den Gedanken festhalten, daß Gott ein größeres Verlangen nach unserem Heile hat, als wir selbst.

„Ihre Angst ist unvernünftig und Ihre Verwirrung ist eine Versuchung. Solche Gefühle waren weder die des verlornen Sohnes noch der h. Magdalena. Als der h. Paulus vom Pferde gestürzt war und die Stimme dessen hörte, den er nicht kannte, da wurde er nicht verwirrt. Er antwortete ruhig: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Nur in der Ruhe und dem Frieden können wir etwas Gutes thun. Unser Feind allein gefällt sich in der Verwirrung, denn die Unruhe ist sein Element, auch weiß er wohl, daß er bei ruhigem Wasser den Fisch nicht fangen würde. Sie sind gequält, unentschlossen, nun wohl, beten Sie beständig und eifrig. Wenn Sie sich über Ihre Verwirrung beunruhigen, so werden Sie nie den Frieden finden.

„Die Einwendungen, welche Ihre Theologen gemacht, haben mich getröstet, denn ich habe nichts Neues darin gefunden. Es ist das alte Lied, daß bei jeder Gelegenheit siegreich widerlegt worden ist. Auch wird es mir nicht schwer werden, darauf genügend zu antworten; ich brauche dazu keiner großen Studien. Aber ich hoffe, Sie werden begreifen, daß ich meine Aufgabe heute nicht beginnen kann, da ich Ihren Brief auf der Stelle beantworten wollte. Die Lösung Ihrer Zweifel erhalten sie bei Rückkehr des Merkury.

Derselbe Brief. Fortgesetzt 22. October.

„Ich bin sehr unruhig geworden, sowohl in Bezug auf Sie, als auf mich selbst, und ich beklage mehr als ich anfänglich that, Ihre und meine Unvorsichtigkeit. Sie handelten unklug, indem Sie dem Lichte widerstanden, welches Ihnen den Abgrund zeigte, der sich unter Ihren Füßen öffnete; ich aber, indem ich Sie der Gefahr aussetzte, weil ich Ihren ersten Eifer beschränkte. Als Sie uns verließen, war kein einziger Zweifel mehr in Ihrem Geiste. Welche Unklugheit war es, Ihr Vorhaben dem Gutachten derer zu unterwerfen, welche es nothwendiger Weise verdammen mußten. Sie mußten ja Unruhe und Verwirrung in Ihr Gewissen werfen, da sie sich bemüheten, Ihren Entschluß zu ändern.

In einer rein geistigen Angelegenheit haben Sie der menschlichen Klugheit Gehör gegeben, die das Evangelium eine Thorheit nennt. Sie haben gehandelt als glaubten Sie, Sie dürften Gott ohne Gutheißen und Beistimmung Ihrer Freunde nicht gehorchen; Sie sind der verdienten Strafe entgegen gegangen. Anstatt des Friedens ihres Herzens, den Sie in der Erkenntniß der Wahrheit gefunden hatten, haben sich Unruhe und Angst Ihres Geistes bemächtigt. Ihr Herz ist verzagt, Ihre Entschlüsse sind kraftlos geworden, Ihre Vernunft ist umwölkt und Ihr Verständniß verfinstert. Gedenken Sie der Antwort, welche Jesus Christus dem Manne gab, der gehan-

delt hatte, wie Sie thun. Ein Anderer sagte zu ihm: Herr, ich will dir folgen, aber erlaube, daß ich zuvor Abschied von den Meinigen nehme. Jesus antwortete: Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, der ist nicht tauglich zum Himmelreiche."

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

3. November 1804.

„Ich kann nicht mehr, Amabilia. Ich vermag nicht, die Wagschale nach der Seite zu neigen, wo die arme Seele den Frieden finden könnte; sie leidet viel, eben so der Körper. Jeden Tag bete ich, und zwar mit dem Vertrauen, endlich Erhörung zu finden, den 119. Psalm[1]). Ich werde nicht müde, ihn zu wiederholen. Auch Thomas von Kempen lese ich, der beiläufig gesagt, ein katholischer Schriftsteller ist, und, wie unsere protestantische Vorrede sagt, ein in der h. Schrift vollkommen bewanderter Schriftsteller. Dann lese ich oft die Werke des h. Franz von Sales, der so voll Eifer war für die Ausbreitung der katholischen Kirche. Und ich frage mich, ob ich jemals das Geheimniß, Gott zu gefallen, besser ergründen werde, als diese es gethan haben? — Mich auf die Knie werfend vergieße ich vor ihnen heiße Thränen und flehe sie an, mir doch die Gabe des Glaubens zu erlangen. Ich fühle, daß dieser Glaube eine Gabe Gottes ist. Man muß mit Eifer um dieselbe beten, mit aller Kraft darnach verlangen, und schweigend nach deren Erlangung seufzen. Sagte ja doch der Herr: Niemand kann zu mir kommen, wenn mein Vater ihn nicht zieht. Ich habe das Vertrauen, daß der Sturm sich nach und nach legen werde. Wie schmerzlich derselbe für mich ist, in welche Todesangst er mich stürzt, das ist nur dem bekannt, der ihn zu seiner Zeit stillen kann und wird.

---

1) Der 118. Psalm der Vulgata.

„Frau S . ., diese bewährte, langjährige Freundin sagte mir heute Morgen, ich habe eine Buße durchzumachen, die strenge genug sei. Es sei nicht nothwendig, weitere Buße bei den Katholiken zu suchen. Es ist wahr, antwortete ich, aber bei uns trägt man das Leiden ohne Verdienst, ich will suchen das meinige zum Heile meiner Seele zu tragen. Je mehr ich in dieser Welt werde gelitten haben, desto mehr Schonung erwarte ich in jener Welt, denn ich glaube, daß Gott meine Leiden als Genugthuung für meine Sünden annehmen wird. — Sie sagte, es sei dieses eine tröstliche Lehre, sie wünschte, derselben Glauben schenken zu können. Es ist auch in Wahrheit dies mein einziger Trost, geliebte Amabilia, in der Lage, in der ich mich befinde. Fast zum Gerippe geworden bin ich halb todt durch die Anstrengung eines solchen Kampfes. . . Es ist die Sache Gottes, demselben ein Ende zu machen, denn Er allein vermag dies."

## Filippo Filicchi an Elisabeth Seton.

Livorno, 17. Dezember 1804.

„Weil die Worte und die längsten Beweisgründe keinen Nutzen schaffen, wenn Gott nicht die Gnade daran knüpft, zu überzeugen, und weil diese Kraft den einfachsten Bemerkungen eben so gut verliehen werden kann, als den gelehrtesten Reden, so hoffe ich auf diese Gnade. Ich habe versucht, Ihnen einige Gründe zur Erwägung vorzulegen und bitte Gott, er wolle seinen Segen dazu geben; ohne welchen die gelehrteste Abhandlung nichts anders wäre, als der Ton einer Trompete.

Ich will der Reihe nach auf Ihre Fragen antworten:

1. Sie geben Ihnen die Versicherung, daß die Geistlichen der protestantischen Kirche von den Aposteln abstammen, da sie stets von den Bischöfen der römisch-katholischen Kirche geweihet seien. Dann sagen sie, daß sie sich Protestanten nennen, weil sie gegen die Irrthümer der römischen Kirche protestirt haben;

diese sei von der ursprünglichen Religion abgewichen und habe irrige Meinungen erhoben, die in den vier ersten christlichen Jahrhunderten unbekannt gewesen.

In Folge dessen sagen sie:

1) daß die wahre Kirche von den Aposteln in directer Reihenfolge abstamme;
2) daß die römische Kirche während der ersten vier Jahrhunderte die wahre Kirche gewesen ist;
3) daß die protestantische Kirche aus der römisch-katholischen Kirche hervorgegangen ist.

„Sie werden sich aber daran erinnern, und die Protestanten selbst geben zu, daß die wahre Kirche nicht in Irrthum verfallen kann. Die Reformation trat im sechszehnten Jahrhundert auf. Aber nach ihrer Erklärung war die Kirche schon seit dem fünften Jahrhundert im Irrthume. Sie vergessen aber, die Kirche zu nennen, welche diesen Zeitraum von eilf Jahrhunderten ausgefüllt hat.

„Um mit Recht gegen uns auftreten zu können, wäre es doch mindestens nöthig gewesen, daß sie gegen die vorgeblichen Irrthümer der römischen Kirche Protest erhoben, in dem Augenblicke, wo sie zum Vorschein kamen. Wäre dies geschehen, dann hätten sie sich Anspruch erworben auf den Titel von Schülern der unverfälschten Wahrheit. In diesem Falle hätte man sie nicht anklagen können, sich von der allgemeinen Kirche losgerissen zu haben; dieser Vorwurf mußte dann vielmehr uns treffen.

„Als die Protestanten zuerst auftraten und erklärten, die Anrufung der Heiligen sei Götzendienst, die Beichte menschliche Erfindung, das h. Meßopfer ein Gräuel, die wirkliche Gegenwart Aberglauben, da waren diese Punkte allgemein anerkannte Glaubenslehren der Kirche. Zu dieser Lehre bekannten sich bewußter Maßen jene Bischöfe, durch welche die Urheber der Reformation geweihet worden waren. Und diese Letzteren hatten ja wenige Tage vorher noch Beichten gehört und Messe

gelesen u. s. w. Sind also alle diese Punkte Irrthümer, so hatten die Bischöfe, von denen die Reformatoren die Weihe empfangen, geirrt, die Reformatoren hatten geirrt, ja die ganze Kirche hatte geirrt. Will man also das Bestehen dieser Irrungen behaupten, dann wird die Möglichkeit einer ununterbrochenen Nachfolge in der Kirche vernichtet.

„Es ist also gewiß wahr, was ich Ihnen schon gesagt habe, daß, wenn die Anhänger der Reform anerkennen, sie haben ihre Sendung von der katholischen Kirche her — und sie können es nicht leugnen — dann müssen sie auch eingestehen, daß, wenn diese Kirche während eilf Jahrhunderten im Irrthume war, sie nicht die Kirche Jesu Christi sein konnte. Somit wäre ihre Sendung fehlerhaft und eben dadurch auch ihre Stiftung.

„Wenn im Gegentheil die katholische Kirche die wahre Kirche war, dann konnte sie nicht irren und die Reform ihrer Lehre war zugleich unnütz und ruchlos.

„Sie werden immer bemerken, daß die Protestanten diese Schlußfolgerung sorgfältigst meiden. Nie werden sie Ihnen in dieser Beziehung eine direkte Antwort geben. Entweder geben sie der Frage eine andere Wendung oder sie bringen andere Gründe vor, um dadurch Ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt zu richten, während dieser der entscheidende ist.

„Ich muß Ihnen noch sagen, daß sie aus Ihrer Unkenntniß der Kirchengeschichte Nutzen gezogen haben, indem sie behaupteten, die vier ersten Jahrhunderte hätten weder gekannt noch geübt, was sie die Irrthümer des Papismus nennen. Es wird mir genügen, Ihnen die Unrichtigkeit dieser Behauptung hinsichtlich einiger besonderen Thatsachen klar zu machen. Sie werden daraus ersehen, daß es trügerische Führer sind. Das Wenige, was ich Ihnen sagen werde, kann genügen, Sie aufzuklären, wenn Gott meinen Worten seine Kraft verleiht. Ihre Geistlichen verabscheuen das Meßopfer. Der h. Justinus, der ungefähr fünfzig Jahre später lebte als der Apostel Johannes,

spricht sich lobend über das Opfer der Eucharistie aus und sagt, daß die Christen der ganzen Welt es darbringen.

„Der h. Irenäus, ein Schüler des h. Polykarp, der selbst des Apostel Johannes Schüler war, bezeugt dasselbe.

„Tertullian, der im zweiten Jahrhundert lebte, versichert uns, daß die Christen das h. Opfer darbrachten für die Gesundheit und Erhaltung der Kaiser. Wenn er den Frauen den Rath gibt, in der Zurückgezogenheit zu leben, sagt er, die einzigen Gründe, um derentwillen sie ihre Wohnungen verlassen müßten, seien der Besuch der Kranken, die Beiwohnung des h. Opfers und das Verlangen, das göttliche Wort zu hören. Er behauptet auch, das h. Opfer sei für die Verstorbenen dargebracht am Jahrestage ihres Todes.

„Der h. Cyprian, der im dritten Jahrhundert lebte, lehrt, der Gebrauch, das h. Opfer zu feiern, sei ein alter und allgemeiner.

„Sie sehen also, daß die Lehre vom Meßopfer und vom Fegfeuer schon vor dem fünften Jahrhundert anerkannt war.

„Die Liturgie von Jerusalem, welche dem h. Jocobus zugeschrieben wird, drückt sich also aus: Gib, o Gott, daß unser Opfer dir wohlgefällig und durch den h. Geist geheiligt sei, zur Vergebung unserer Sünden und für die Ruhe derer, die uns vorangegangen sind. Die Kirchenverordnungen von Konstantinopel, Alexandrien und Aethiopien sind in denselben Ausdrücken verfaßt.

„Tertullian, der im zweiten Jahrhundert lebte, beklagt die Verblendung jener Christen, die sich aus falscher Schaam abhalten lassen, ihre Sünden zu beichten. Dieses ist auch eine der hauptsächlichsten Glaubenslehren, welche von Ihren Reformatoren bekämpft werden.

„Letztere können nicht in Abrede stellen, daß die Reformation aus dem sechszehnten Jahrhundert datirt. Um die Rechtmäßigkeit ihrer Sendung zu beweisen, führen sie die ununterbrochene Nachfolge in der katholischen Kirche an, die sie für

sich in Anspruch nehmen. Sie geben zu, Jesus Christus habe seine Verheißung, seine Kirche nicht zu verlassen, erfüllt. Aber zu gleicher Zeit behaupten sie, der wahren Kirche anzugehören, weil sie von einer Kirche abstammen, die nach ihrer Erklärung, seit dem vierten Jahrhundert, von der Wahrheit abgewichen ist. Kann es eine abgeschmacktere Beweisführung geben? Prägen Sie Sich recht gut folgenden Schluß ein und ermüden Sie Ihren Geist nicht mit Streitfragen.

„Alle Christen sind darin einverstanden, daß Jesus Christus eine Kirche gestiftet hat und daß er bis zum Ende der Zeiten in derselben verbleiben wird. Der h. Paulus nennt die Kirche eine Säule und Grundfeste der Wahrheit.

„Es muß eine wahre Kirche geben, die so alt ist, wie das Christenthum selbst.

„Alle unsere Bemühungen müssen darauf gerichtet sein zu erforschen, welche unter den christlichen Religionsgesellschaften, die alle diesen Vorzug beanspruchen, diese wahre Kirche sei. Haben wir dieselbe gefunden, dann bedarf es keiner weitern Studien mehr. Wir haben nur zu glauben, was sie uns lehrt, da die wahre Kirche nicht irren kann.

„Dieses Privilegium kann aber keiner neuen Institution zugesprochen werden. Wenn sie, um ihr Recht zu behaupten, sich darauf berufen, daß sie von einer andern Kirche abstammen, dann haben sie auf folgende Schlußfolgerung zu antworten. Entweder war die Kirche, aus der sie hervorgegangen, in der Wahrheit oder sie war im Irrthum. War sie in der Wahrheit, dann hattet ihr Unrecht, deren Lehren zu ändern; war sie im Irrthum, so seid ihr selbst auch darin. Rechtmäßige Abstammung und Neuerung sind Gegensätze. Das Studium der Religion kann nicht schwierig sein. Es muß dem Verständnisse eines Jeden angemessen sein. Religionsstreitigkeiten bringen nichts Gutes hervor.

„Ihre Geistlichen werden sich immer bemühen, Ihre Aufmerksamkeit von den Grundsätzen abzuziehen, die ich eben dar-

gelegt habe, und Sie in ein Labyrinth von Streitfragen zu verwickeln. Gelingt es ihnen, Ihren Geist in Verwirrung zu bringen, dann ist der Sieg auf ihrer Seite. Zwar werden Sie dann nicht mehr Protestantin sein, aber doch auch nicht katholisch.

„In Bezug auf das, was man Ihnen über die Kirchenversammlungen und deren Widersprüche gesagt hat, werden Sie einsehen, daß, wie es zwei Päpste, einen rechtmäßigen und einen eingedrungenen gab, es auch rechtmäßige Concilien gegeben hat und andere, die es nicht waren. Die einen waren in der Wahrheit, die andern im Irrthume. Einigung unter ihnen war nicht möglich. Die allgemeine Kirche hat, indem sie die einen anerkannte, die andern verworfen. Die Abhandlung über die Kirchengewalt, die ich Ihnen gegeben habe, wird Ihnen zeigen, wo die Unfehlbarkeit ist.

„Ich hoffe auf alle Ihre Fragen in genügender Weise geantwortet zu haben. Gern wäre ich bei Ihnen, gewiß würde ich mein Versprechen, Ihre Zweifel zu lösen, erfüllen. Unter Gottes Beistand würde ich die gelehrte Beweisführung Ihrer Theologen nicht fürchten, obschon ich selbst kein Theologe bin."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

13. Dezember 1804.

„Könnten Sie sehen, in welchem Zustande ich mich befinde, so würden Sie gewiß Mitleid mit mir haben. Es gibt Augenblicke, in denen das Bewußtsein desselben mich fast erdrückt. Nicht Besorgniß wegen meiner zeitlichen Angelegenheiten ist es, — durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes sind sie nicht im Stande, mich zu beunruhigen, — sondern der schreckliche Gedanke, seiner Stimme Widerstand geleistet zu haben, wenn er zu mir durch den Mund meiner Freunde in Italien gesprochen hat. Wenn nicht, daß ich ihm jetzt widerstehe, falls

die Ermahnungen und Belehrungen, welche mir von Andern gegeben wurden, Wahrheit enthielten.

„Die h. Schrift, welche früher mein Trost und meine Wonne war, ist mir jetzt zu einer Quelle der Leiden geworden. Jede Seite, wenn ich sie öffne, beunruhigt meine arme Seele. Ich werfe mich auf die Knie; fast erblinde ich von allen Thränen, die ich vergieße; ich rufe zu Gott, er selbst möge mich belehren. . . Mit welcher Freude begrüßte ich früher nach Verlauf von sechs Tagen den lieben Sonntag; ich fand eine Entschädigung für alle Sorgen und für jeden Kummer, von denen ich in der Woche war gequält worden. Jetzt beobachte ich mit Unruhe den Untergang der Sonne, so sehr fürchte ich, er werde mir einen heitern Morgen verheißen, und mir so jeden Vorwand für das Fernbleiben aus der Kirche rauben. Wenn ich die Straße durchschreite, die zu Ihrer Kirche führt, dann sträubt sich mein Herz und fleht: O Herr, sage mir, wohin ich gehen soll! Bevor ich das Haus verlasse, bete ich zu Gott, er wolle mir verzeihen, wenn ich wirklich vor seiner Wohnung vorübergehe, ohne mich da aufzuhalten. Ich erflehe mir von ihm Erleuchtung und Gnade, um seinen Willen zu erkennen. Bin ich in der Kirche, wie oft fühlt sich meine Seele gleichsam hingeführt in die Kapelle à Santa Caterina, wo ich mich so oft an der Seite ihrer Amabilia befand. Ich sehe den Priester, von dem sie sagte, er gebrauche so lange Zeit, um die Messe zu lesen. Seine Züge, seine Haltung, alle seine Bewegungen glaube ich zu sehen. Auch die Altarschelle meine ich zu vernehmen. Ich sehe den erhobenen Kelch und meine Seele beugt sich vor der Gegenwart meines Gottes in den Staub.

„Wenn Ihre Religion die des Antichristes und Ihr Kultus eine Abgötterei ist, dann ist meine Seele desselben Verbrechens schuldig, ungeachtet des Widerstrebens meines Willens. Wüßten Sie, mein Bruder, welch' scheußliche und empörende Bilder meinem Geiste durch jene vorgestellt werden, die mich

von Ihrer Kirche fern halten wollen, so würden Sie sagen, ich könne unmöglich ein Glied derselben werden, wenn ich nicht geradezu durch eine Stimme vom Himmel dazu berufen würde. Auch sage ich mit David: Errette mich, o Herr! denn Wasserströme sind über mich hereingebrochen. Ich bin im Schlamme versunken, mein Fuß findet keinen festen Boden.

„Sie werden jetzt begreifen, Antonio, daß ich im Anblicke meiner Sünden, die sich wie eine Mauer zwischen mich und die Wahrheit stellen, sehnlichst verlange, Gott möge mir jeden irdischen Gegenstand entziehen, in dem ich meine Befriedigung finden könnte, auf daß ich mit einem reumüthigen und zerknirschten Herzen, um der Verdienste meines Erlösers willen, vor ihm Gnade finden möge. Bis zu diesem Augenblicke hatte ich noch nie recht begriffen, was beten heißt. Vom Fasten hatte ich keine Idee, und jetzt ist es mir mehr zur Gewohnheit geworden als das Essen. Nie hatte ich gewußt, was es heißt, sich in allen Dingen verleugnen, mit dem Geiste auf dem Kalvarienberge weilen und in der Gesellschaft der Engel Trost finden. — Habe Geduld, sagt meine Seele, er wird dich nicht zu Grunde gehen lassen, dich und deine armen, theuren Kinder. Und wenn du am Ende in diesem Kampfe dein Leben für ihn opferst, nun wohl! er wird alles an sein Kreuz heften und dich in seiner Barmherzigkeit aufnehmen."

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

19. Dezember 1804.

„Werden Sie es glauben, Amabilia? In der Verzweiflung meiner Seele bin ich am letzten Sonntag in die Kirche St. Georg, eine bischöflich protestantische Kirche gegangen. Die Angst, die mich niederbeugte, war so groß, daß ich mich direct an Gott wandte und ihm sagte: Weil ich den Weg nicht zu erkennen vermag, der dir am wohlgefälligsten ist, dir, dem allein ich zu gefallen verlange, so ist mir die ganze Welt gleich-

gültig! Bis du dich würdigst mir den Pfad zu zeigen, auf welchem ich gehen soll, werde ich mich auf demjenigen fortschleppen, auf den ich durch meine Geburt gesetzt worden bin. Ich werde mich auch wieder dem Sakramente nahen, in welchem ich dich zu finden gewohnt war. — Ich ging auch wirklich hin, und meine gute, alte Marie fühlte sich sehr glücklich, als ich sie bat, anstatt meiner bis zu meiner Rückkehr über meine Kinder zu wachen. Aber ich verließ das Haus als Protestantin und kam als Katholikin, wie mir scheint, zurück; weil ich mit dem Vorsatze heimkehrte, nicht wieder zu den Protestanten zu gehen. Ich war verwirrter, als ich solches je für möglich gehalten hatte. Diese Unruhe war so groß, daß ich, als ich mich vor dem Bischofe beugte, um seine Absolution zu erhalten, welche er öffentlich allen in der Kirche Anwesenden ertheilt, nicht das geringste Vertrauen in seine Gebete hatte. Ja ich hätte tausendmal lieber die apostolische Formel der Sündenvergebung gehört; diese Formel, von der sie nichts wissen wollen, die sie sogar verwerfen, wie ich es aus den Büchern von H. Hobart gesehen.

„Zitternd und halbtodt ging ich zur Kommunion, so stark war der innere Kampf. Keine Worte vermögen es auszudrücken, Amabilia, welche Marter ich ausstand, als ich die Worte vernahm: Der Leib und das Blut Christi. Ich erinnerte mich daran, daß in den älteren Ausgaben meines Gebetbuches, die ich als Kind hatte, nicht gelehrt wurde wie jetzt, man empfange das Sakrament geistiger Weise. Um indessen meinen Geist zu beruhigen, nahm ich die Uebungen für jeden Tag von dem guten Abbé Plunket[1]), um die Gebete nach der Kommunion zu lesen. Als ich aber sah, wie jedes Wort derselben an den Heiland, als wahrhaft gegenwärtig, gerichtet

---

1) Der Abbé Plunket war ein würdiger irländischer Priester, den Elisabeth oft in Livorno, im Hause der Filicchi, gesehen hatte. Er war Mitglied der Gesellschaft Jesu vor deren Aufhebung gewesen.

war, verlor ich fast den Verstand. Nach Hause zurückgekehrt, wurden mir zum ersten Male die zarten Liebkosungen meiner theuren Kleinen lästig, und als sie sich zu Tische setzten, fand ich mich außer Stande, den Tischsegen zu sprechen. O mein Gott, welcher Tag! Indessen wurde er doch in Ruhe beschloßen. Ich übergab mich ganz in die Hände Gottes und erneuerte in mir das Vertrauen in die h. Jungfrau. Ihr sanfter und friedlicher Blick warf mir meine Unbesonnenheit vor und lud mich ein, mein Herz voll freudiger Hoffnung zum Himmel zu erheben."

Dieser fortdauernde Kampf erschöpfte die Kräfte Elisabeths; sie verfiel in eine Art von Verzweiflung. Wohin diese Geistesqualen sie brachten, werden wir aus den traurigen Entschließungen erkennen, welche sie faßte. Alle Bemühungen und jedes Studium in Betreff der Religion aufgeben, die Versammlungen der Protestanten fliehen, das war es, was sie vor hatte. Indessen wollte sie auch keinen Schritt mehr thun, um sich einer andern Kirche anzuschließen, sondern jede äußere Form des Christenthums von sich weisen. In dies moralische Nichtssein versunken, wollte sie die Stunde ihres Todes, die sie als die Stunde der Befreiung betrachtete, erwarten. Die arme, vom Schmerze verblendete Seele hielt solches für möglich.

Im Uebermaaße ihrer Trostlosigkeit verkannte Elisabeth sich selbst und hoffte nicht mehr auf ihren Gott. Bisher ein so lebendiger Glaube, jetzt eine so beklagenswerthe Schwäche! Welche Lehre der Demuth wurde ihr nicht durch das Elend ihrer Seele gegeben! Das Andenken daran, welches ihr immer blieb, ließ sie für ihr übriges Leben so klein in ihren eigenen Augen werden.

Wie war es möglich, daß Elisabeth, die von Kindheit an mit so gelehriger Aufmerksamkeit die h. Schrift las, sich in dieser Muthlosigkeit nicht jenes demüthigen Suchers der Wahrheit erinnerte, der uns als Muster vorgestellt ist? Was uns die Apostelgeschichte davon erzählt, gibt uns die vollständigste Be-

lehrung. Er war aus der Ferne nach Jerusalem gekommen, um den wahren Gott in dessen Tempel anzubeten. Als er auf der Rückreise langsam den Weg nach der Heimath zurücklegte, erschien ein Engel des Herrn dem Philippus und befahl ihm, sich auf den Weg zu begeben, den der Reisende eingeschlagen hatte. Philippus ging hin, und als er einen Wagen heran kommen sah, nahete er sich auf Befehl des Engels demselben. Der, welcher im Wagen saß, las mit lauter Stimme die Prophezeiungen des Isaias. Als Philippus dieses hörte, fragte er ihn: Verstehst du, was du lieseſt? — Wie könnte ich es verstehen, antwortete er, wenn ich Niemand habe, der es mir erklärt? — Und er bat den Philippus, sich zu ihm zu setzen. — Die Stelle, welche er las, lautete also: „Er wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt, das seinen Mund nicht öffnet.“ Ich bitte dich, sagte er zu Philippus, sage mir, von wem der Prophet redet. Ist er es selbst oder ist es ein Anderer? — Und Philippus begann bei dieser Stelle der Schrift und sprach ihm von Christus. — Und bald darauf verlangte dieser, von himmlischem Lichte erleuchtete Mann, vom Philippus die Taufe. Als er wieder aus dem Wasser gestiegen war, führte der Geist den Philippus von dannen, so daß er ihn nicht mehr sah. Aber er setzte mit freudigem Herzen seine Reise fort.

Auf solche Weise wird man der Freude theilhaftig, Jesum gefunden zu haben. So erscheint das Licht in Mitte der Finsterniß. Flößt der Herr uns in unserer Unwissenheit das Verlangen nach seinem Besitze ein, so würden wir vermessen sein, wollten wir ihn allein suchen. Die Kirche, diese Mutter, bietet sich uns zur Führerin an. Sie hat ihre Lehrer, um uns zu unterweisen; ihre Apostel, um uns das Evangelium zu predigen; ihre Diener, um uns die Hände aufzulegen; ihre Philippus und ihre Ananias. Es wäre Thorheit, wollten wir ihre Hülfe verkennen und versuchen, ohne sie die Höhen des Glaubens zu ersteigen. Gott verbirgt sich den Stolzen,

und weit davon, auf ihren Ruf zu hören, stößt er sie mit Verachtung von sich.

Er neigt sich nicht zu so hohen Seelen[1]).

Vielmehr sind seine Gunstbezeigungen für jene demüthigen Seelen, die in ihren eigenen Augen klein sind, und auf seine göttliche Stimme in seiner Kirche hören. Die Einen geben sich zufrieden mit den einfachen Belehrungen, die ihrem Verständnisse angemessen sind; Andere, mehr zum Studium geneigt, forschen in den h. Büchern, aber sie verlangen die Erklärungen über deren verborgenen Sinn von denen, welche die Sendung erhalten haben, dieselben zu geben. Wie könnten wir verstehen, sagen sie, wenn wir Niemand haben, der uns unterweiset.

Der Tag ist nicht mehr fern, wo diejenige, an deren Bekehrung wir fast verzweifeln möchten, diese Worte voll Demuth wiederholen und die Gnadenwirkungen empfinden wird, die daran zu knüpfen dem h. Geiste gefallen hat. Das unkluge Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte hat ihre Hoffnungen getäuscht und sie an den Rand der Verzweiflung geführt. Aber dieser Zustand wird nicht dauern; Gott wird Acht haben auf die früher gemachten Anstrengungen, und auf den guten Willen von damals.

Ein neues Jahr hatte begonnen. Am 6. Januar 1805 dem Feste der Erscheinung des Herrn, welches die Protestanten mit großer Feierlichkeit begehen, blieb die arme Verirrte, die sich selbst von jeder Religionsgesellschaft getrennt hatte, allein in ihrer Wohnung. Die trostlosesten Gedanken bemächtigten sich ihrer. In ihrem Innern herrschte Finsterniß, die Frömmigkeit war erloschen, der Glaube erstorben. Von Außen tausendfaches Kreuz. Es fehlte an Kraft, dasselbe zu tragen. An die Stelle ehemaliger Frömmigkeit war die Muthlosigkeit getreten. Zum ersten Male fühlte sie neben den äußern Kreuzen dieses große, innere Leiden der Entmuthigung, ohne welches die

---

1) Corneille, Nachfolge Christi, übersetzt und erläutert in Versen.

übrigen ihre Schwere verlieren würden. So blieb sie lange Zeit ganz in sich selbst versunken, indem sie mit Schmerz den Abgrund ermaß, in welchen sie gesunken war. Plötzlich bannte sie, durch die Barmherzigkeit Gottes gehoben, die beänstigenden Bilder von sich, von denen ihr Geist eingenommen war, und ihr Herz schwang sich wieder empor zu den frommen Uebungen ihres vergangenen Lebens. Ein Band der Predigten Bourdaloue's lag ihr zur Hand, sie öffnete das Buch, denn ihre Seele dürstete nach Worten der Frömmigkeit. Die folgende Stelle, die ihr unter die Augen fiel, entschied über ihre Bekehrung.

Es war ein Unterricht über den Glauben, eine Erklärung des festtägigen Evangeliums, worin die Ankunft der Weisen zu Jerusalem erzählt wird, und ihre Bereitwilligkeit dem Sterne zu folgen, um den Messias zu finden. — „Sie sind in Jerusalem angekommen." — „Wo ist der neugeborne König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten." — „Aber plötzlich verschwand der Stern. — Was werden sie denken, was thun, was fürchten? Wird der Glaube dieser Weisen erschüttert werden? — Nein. . . Sie wollen um jeden Preis den Gott finden, den sie suchen. Sie haben seinen Stern gesehen und die Wirkung seiner Gnade empfunden, dies genügt. Erscheint der Stern nicht mehr, so ist es ein Geheimniß seiner Vorsehung, die sie anbeten, weit entfernt, daran Aergerniß zu nehmen. Es ist eine Gelegenheit, die Gott ihnen gibt, ihm ihre Treue zu beweisen, sie erkennen, daß man in ähnlichen Veranlassungen fest stehen muß im Glauben. Anstatt sich zu beunruhigen und sich abschrecken zu lassen, hoffen sie wie Abraham gegen alle Hoffnung. Sie setzten ihren Weg fort, fest auf Gott vertrauend, der sie berufen hat; sie zweifeln nicht daran, daß er, wenn der Stern fehlen sollte, ihnen selbst den Weg zeigen werde. . . . . .

. . . . . .

„Was werden sie indessen thun, da sie den Stern nicht mehr sehen? — Sie gebrauchen die natürlichen Mittel, welche die Vorsehung ihnen bietet. Es ist ihnen bekannt, daß Gott gesucht werden will, und daß er sich denen gern offenbart, die ihn suchen. Darum erkundigen sie sich genau nach dem Geburtsorte desselben. Sie wenden sich an die Priester und Gesetzlehrer als an diejenigen, welche sie für die Gelehrtesten und durch ihre Stellung für die Geeignetesten halten, sie zu unterweisen. Darum fragen sie und bitten um Rath, ohne sich die mindeste Ruhe zu gönnen. Ein weiterer Beweis ihrer Weisheit, wovon wir lernen müssen. Denn in welcher Finsterniß und Blindheit ich mich auch befinden mag, wie unwissend in den Wegen Gottes und wie zweifelhaft in Sachen des Glaubens; wenn ich Gott in Einfalt des Herzens suche, werde ich ihn ganz gewiß finden. Er hat es uns selbst gesagt und sein Wort ist untrüglich: In simplicitate cordis quaerite illum, quoniam invenitur ab iis qui non tentant illum. Das will sagen, wenn ich ihn aufrichtig und in guter Absicht suche, wenn ich ihn mit Demuth, Vertrauen und Ausdauer suche, werde ich nicht getäuscht werden in meiner Erwartung. Qui sustinent te, non confundentur. Er wird nicht fehlen: Non dereliquisti quaerentes te. Dies sind Aussprüche der heiligen Schrift, an denen zu zweifeln uns nicht erlaubt ist. Gibt es aber auch etwas, das mehr geeignet wäre, mich zu ermuthigen in dem Bestreben Gott zu suchen, und die Wege kennen zu lernen, die mich zum Heile führen?

„Man wird mir vielleicht sagen, man habe nicht genug Verstand, die Erkenntnißkraft sei zu schwach. Ich will es zugeben, . . . aber habet ihr nicht, wie die Weisen, ein leichtes Mittel, alle euere Zweifel zu lösen und euch aus der Ungewißheit zu ziehen, in der ihr euch befinden könnet? Es gibt in der Kirche Gottes Lehrer und Priester wie damals; auch sind darin Männer aufgestellt zu Führern; euere Sache ist es, auf sie zu hören. Befraget sie, wie euere Väter, sie werden euch

sagen, was ihr zu thun habt. Gehet zu ihnen, wie zu den Gesandten des Herrn; ihre Lippen, Ausleger der Wissenschaft, werden euch die Wissenschaft aller Wissenschaften lehren, nämlich die, Gott zu finden. Kann sie euch auf diese Weise unbekannt bleiben? Und könnet ihr euch irren und noch eine Entschuldigung finden[1])?"

Elisabeth dachte mit großer, innerer Bewegung nach über diese Worte. Es schien ihr, als rede Gott selbst zu ihr durch den Mund eines seiner ausgezeichnetesten Diener. Als unvergleichlicher Meister in Führung der Seelen, zeigte er ihr den Weg an, den sie wandeln müsse, einen Weg nach welchem ihr, auf traurige Weise geschwächter Wille nicht einmal mehr verlangte. Als sie dies Buch, Quelle des Segens für sie, schloß, hatte ihre niedergebeugte Seele ihre frühere Entschlossenheit wiedergefunden. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte einen frommen und sichern Führer suchen, dem sie, in diesem entscheidenden Augenblicke, die Führung ihrer Seele auf dem Wege des Heiles anheim geben könne.

---

1) Bourdaloue, Predigt für das Fest der Erscheinung des Herrn. I. Theil.

# Neuntes Kapitel.

Die katholische Congregation zu New-York im Anfange dieses Jahrhunderts. — Die Herren William und Matthew O'Brien. — Elisabeth kurz vor ihrer Bekehrung. — Sie wendet sich an Herrn v. Cheverus, Missionspriester in Neuengland. — Haltung der emigrirten, französischen Priester in den Vereinigten Staaten. — Tagebuch Elisabeths. — Ihre Freude in Erwartung ihrer Abschwörung und nach diesem feierlichen Akte. — Ihre erste Beichte. — Ihre erste Kommunion. — Briefe an Herrn v. Cheverus, an Antonio und Amabilia Filicchi. — Verwickelte Lage bezüglich des Nachlasses William-Magee Setons. — Elisabeth von den Ihrigen verlassen, ist genöthigt, einen Erwerbszweig zu suchen für ihren Unterhalt. — Sie versucht eine Schule für kleine Kinder zu eröffnen. — Erster Mißerfolg. — Herr und Madam White wünschen sie als Theilnehmerin. — Ihre tägliche Beschäftigung. — Ihr Glaube, ihr Geist der Zurückgezogenheit und Frömmigkeit. — Ihre Andacht zum h. Altarsakramente. — Neue Aenderung ihrer Lage. — Vereinbarung mit Herrn Harriß. —

1805.

Von dem Tage an, wo Elisabeth erkannt hatte, daß sie vor allen Dingen eines erleuchteten, rechtmäßigen Führers bedürfe, gab es für sie kein Zögern mehr, sie mußte ihr Ziel erreichen. Aber war es leicht, diese Leitung, diese Hülfe zu finden? Es gab zu dieser Zeit in der katholischen Gemeinde zu New-York nur zwei Priester, Herrn William O'Brien und dessen Bruder Herrn Matthew O'Brien. Diese Gemeinde bestand aus einigen Hundert armer Irländer. Ihre einzige Kirche, St. Peter, deren Bau im Jahre 1786 begonnen war, lag an der Ecke der Barclay und Church-Street. Sie war errichtet worden mit Hülfe der Almosen, welche Herr William

O'Brien in den verschiedenen Ländern in Südamerika, namentlich in Mexiko, selbst gesammelt hatte. Im Besitze dieses demüthigen Gotteshauses genossen die Gläubigen eine Freude, wie sie ein unerwartetes Glück mit sich bringt. Man erinnerte sich daran, daß man zwanzig Jahre vorher[1]) die Messe in einem Holzschoppen hören mußte, der sich über der Werkstätte eines Zimmermanns in der Nähe von Barclay Street befand. Zu jener Zeit war man in eine vom Mittelpunkte entfernte Vorstadt verwiesen. Die Katholiken hatten sich das erste Mal in New-York öffentlich zur Abhaltung ihres feierlichen Gottesdienstes im Jahre 1783 versammelt, nachdem die Stadt von den englischen Truppen geräumt worden war. Der erste Priester, der für sie den Gottesdienst hielt, war der Hochwürdige Pater Farmer[2]), der an diesem Tage eigens dazu von Philadelphia herüber gekommen war. Der erste, wirklich bei ihnen angestellte Priester war der Pater Whelan, ein irländischer Capuziner, welcher als Schiffsgeistlicher der französischen Flotte nach Amerika gekommen war. Es war die Flotte, die der König, unter den Befehlen des Herrn de Grasse, den Amerikanern zu Hülfe geschickt hatte[3]). Nach dem Kriege hatte sich der liebevolle Pater Whelan entschlossen, sich der Mission in Amerika zu weihen. Sein Titel als Almosenier der Flotte einer befreundeten Macht, hatte ihn der Staatsregierung empfohlen. Der Pater Farmer arbeitete mit ihm in dem beschwerlichen Werke. Zählte man in der Stadt New-York auch kaum zweihundert Katholiken, so befanden sich doch

---

1) In den Jahren 1781 und 1782.

2) Der Pater Farmer war ein Deutscher, in Schwaben 1720 geb., Mitglied der Gesellschaft Jesu, der englischen Provinz angehörend, wurde er 1752 nach Amerika gesandt. Sein wahrer Name war Steenmayer, er veränderte ihn in Farmer, welcher für die Amerikaner leichter auszusprechen war. Er starb zu Philadelphia 1786 im Geruche der Heiligkeit. — Handschriftliche Bemerkung des Herrn Bruté de Remur, ersten Bischofs von Indiania.

3) Im Jahre 1781.

mehr als zwei tausend in den umliegenden Gegenden zerstreut[1]). Unter diesen befanden sich Franzosen und Canadier; sie waren der Gegenstand der besondern Sorgfalt eines emigrirten, französischen Priesters, des Herrn de la Valinière.

Im Jahre 1787 hatte der Pater Whelan die Stadt New-York verlassen und zu Albany seinen Wohnsitz genommen. Der Bischof von Baltimore hatte zu seinem Nachfolger Herrn William O'Brien ernannt, der während dreißig Jahren die Kirche von Amerika erbauete. Der ausgezeichnete Geschichtsschreiber der Kirche von New-York[2]) nennt ihn einen klugen und treuen Priester. Er war Dominikaner und sehr gelehrt, seine Studien der Theologie hatte er in Italien, zu Bologna gemacht. Seine priesterlichen Tugenden, besonders seine Nächstenliebe, nöthigten selbst die Protestanten zur Bewunderung[3]). Elisabeth kannte ihn durch den Ruf und durch Antonio Filicchi, der ihn oft sah und große Achtung vor ihm hatte. Sie wünschte ihn zu sehen, und sich seiner Leitung zu übergeben. Aber er war in diesem Augenblicke durch verschiedene Angele-

---

1) Ein Priester für zwei tausend Seelen, das ist noch jetzt das Verhältniß in den Vereinigten Staaten. Im Uebrigen sind die Zahlen von heute weit entfernt von den früheren, denn man zählt sechs und eine halbe Million Kinder der wahren Kirche in den verschiedenen Staaten Amerikas. Die amerikanische Regierung unterläßt aus Duldsamkeit und um Niemanden in der großen Republik zu beschränken, eine Angabe zu veröffentlichen. Aber manche Statistik, unter andern l'Annual Cyclopedia, ein protestantisches, in Amerika sehr geachtetes Verzeichniß, gibt das eben angegebene Verhältniß zwischen Priester und Gläubigen. Brief des Herrn Abbé Dujarier, Direktor des Seminars vom h. Karl in Maryland.

2) Herr M. J. Roosevelt Baylay, gegenwärtig Bischof von Newwark. Sohn von Veit Carleton Bayley und Enkel von Richard Bayley ist der Bischof von Newwark Neffe von Elisabeth Seton. (Das Salzburger Kirchenblatt, Jahrg. 1872 Nr. 32 berichtet, daß derselbe vor Kurzem zum Nachfolger des am 8. Februar d. J. verstorbenen Erzbischofs Spalding ernannt ist; es ist dies der 8. Oberhirt von Baltimore.)

3) Nach dem Tode des H. W. O'Brien wünschten seine Pfarrkinder, daß er bei seiner Kirche beerdigt werde. Sie ließen auf seinen Leichen-

genheiten gefesselt und so sehr in Anspruch genommen, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, Elisabeth so viele Zeit zu schenken, als wünschenswerth erschien. Sie wandte sich also an Herrn v. Cheverus, der damals einfacher Missionär war, und der Mission von Boston angehörte. Sie schrieb ihm, und ließ ihn in ihrer Seele lesen. Umsonst versuchte ihre Umgebung, die es wohl begriff, daß die Zeit des Zögerns und Schwankens zu Ende sei, durch verdoppelte Anstrengung ihren Muth zu erschüttern. Sie fanden einen im Herzen festgewurzelten Willen. „Die Katholiken werden mir täglich vorgestellt als der Abschaum des Volkes, schrieb sie; die katholische Gemeinde wird für eine wahre Pest ausgeschrien, aber dies macht mir keinen Eindruck. Die hiesige Gemeinde kann, obschon mit tiefster Verachtung behandelt, in den Augen Gottes sehr wohlgefällig sein. Auch kann es in ihr einige räudige Schafe geben, ohne daß die Religion dadurch Schaden leidet. Und hätte der Priester, der ihr vorsteht, wirklich so wenig Anspruch auf Achtung, als sie ihm einräumen wollen, so würde sein Amt, wenn er es verwaltet und die Sakramente spendet, darum für mich nicht weniger segensreich wirken, wenn ich dazu meine Zuflucht nehme und sie em-

---

stein folgende Inschrift setzen, um sich daran zu erinnern, welchen Dank sie ihm schuldeten. Hier die Uebersetzung:

In diesem demüthigen Grabe
Ruhen die sterblichen Ueberreste
des
sehr betrauerten, ehrwürdigen
Pfarrers von St. Peter,
des Hochwürdigen Herrn **William O'Brien.**
Er schied aus diesem Leben den 14. Mai
1816,
Im Alter von 66 Jahren.

Wer hat nicht reden hören von seiner Frömmigkeit, seiner Güte, seiner Nächstenliebe und von der Aufopferung, die er bewiesen hat während der unvergeßlichen Jahre 1795 und 1798, als das gelbe Fieber wüthete? Ja, ich war krank und du hast mich besucht. Matth. XXV. 36.

pfange. Ich suche nur Gott und seine Kirche; und ich hoffe dadurch den Frieden zu finden. Von den Menschen erwarte ich ihn nicht."

Man hat schon gesehen, daß die Gegner der katholischen Kirche zur Verachtung ihre Zuflucht nahmen, um sie in ihrer niedrigen Stellung zu erhalten, und diese Bekehrungen zu verhindern. Aber allen ihren Anstrengungen zum Trotz siegte die in den neuen Gesetzen garantirte Gewissensfreiheit über die Vorurtheile des französischen Volkes. Die Verschwörung der protestantischen Sekten trug nur dazu bei, daß sie um so schneller ihre Früchte hervorbrachte. Als es den großmüthigen Aposteln des Katholicismus gestattet war, frei und offen aufzutreten, da zeigten ihre Opferwilligkeit, ihr glühender Eifer und ihr edler Charakter Allen, die mit ihnen in Berührung kamen, die Erhabenheit jener Religion, zu der sie sich bekannten. Der Beginn des XIX. Jahrhunderts war für die Kirche Amerikas das schöne und helle Morgenroth jenes Tages, der noch immer an Klarheit wächst.

Wer vermöchte genugsam zu bewundern die Wege der göttlichen Vorsehung, die aus dem Bösen Gutes zieht, wie sie vordem das Licht aus der Finsterniß und dem Chaos hervorrief. Die Verfolgungen, welche die Kirche Christi in den Reichen Clodwigs, Karls des Großen und des h. Ludwig auszustehen hatte, sandten nach den Vereinigten Staaten die evangelischen Arbeiter, welche am meisten geeignet waren, die Ernte des Familienvaters fruchtbar zu machen. Diese apostolischen Missionäre, diese ehrwürdigen Priester, Sulpitianer, diese Gründer der Seminarien und fast alle ersten Bischöfe der neu errichteten Sprengel in Amerika, waren französische Priester, welche ihrem Wirkungskreise im Vaterlande entrissen und der Verbannung oder dem Tode geweihet worden waren. Unter so vielen berühmten Namen glänzt besonders der des Herrn v. Cheverus in dem Ruhme der Heiligkeit. Sein Andenken wird in Frankreich eben so hoch geehrt, wie in den

Vereinigten Staaten. In dem Augenblicke, wo Elisabeth sich angeregt fühlte, sich seiner Leitung zu unterstellen, war der Ruf seiner Liebe und seiner Klugheit schon weithin verbreitet, und hatte schon manche Seele für Christus gewonnen.

Sehr erleuchteter Führer auf den geistlichen Wegen, zweifelte Herr v. Cheverus keinen Augenblick an der Bekehrung derjenigen, welche zugleich büßend und siegreich, aus dem Feuer der Prüfung in den Schooß der wahren Kirche geführt zu werden verlangte. Er erkannte, daß die Vorsehung große Absichten auf sie hatte und bemühete sich mit dem ihm eigenen Eifer, die letzten Hindernisse wegzuräumen, durch die sie hätte können aufgehalten werden.

Elisabeth, von ihrer Seite, wurde immer gelehriger gegen die Einsprechungen der Gnade, und fühlte von Tag zu Tag ihren Muth wachsen und ihre Zweifel schwinden. Unter der gewandten Feder desjenigen, der es übernommen hatte, sie zu unterrichten, zerflossen ihre Einwürfe, es wurde hell in ihrer Seele und die Religion zeigte sich ihr glänzend an Schönheit und Unwandelbarkeit[1]). Bald zögerte sie nicht mehr, sich zu ihr zu bekennen. Wie schade, daß es uns nicht vergönnt ist, die Briefe wiederzugeben, welche damals zwischen dieser eifrigen Christin und dem Apostel gewechselt wurden, welcher sie vollends zu Gott führte. Alle Briefe des Herrn v. Cheverus, fast die ganze Correspondenz Elisabeths mit Herrn Carroll, und viele andere Papiere von unschätzbarem Werthe wurden vernichtet in einer der Feuersbrünste, die in Amerika so häufig sind.

## Tagebuch Elisabeths.

15. Februar 1805.

. . . . . .

. . . . . „Sie sagen mir jetzt, ich solle auf meiner

1) Siehe Note 9 am Ende des Buches.

Huth sein, denn da ich Mutter sei, müsse ich Gott wegen meiner Kinder Rechenschaft geben. Ich weiß es; und was noch mehr ist, da Herr Hobart mich darauf aufmerksam machte, welche Folgen in zeitlicher Rücksicht der Schritt, den wir thun wollen, für mich und meine Kinder, nach sich ziehen könnte, so begreife ich die Wichtigkeit desselben. Aber was auch später kommen mag, ich achte nicht darauf. Ich gehe jetzt mit Ruhe und Festigkeit zur katholischen Kirche über, denn da der wahre Glaube so unumgänglich nothwendig ist zum Heile, so will ich ihn an der Quelle suchen, aus der er entsprungen ist. Ich will ihn suchen bei denen, die ihn von Gott selbst empfangen haben. Was die Streitfragen angeht, bin ich durchaus unfähig, darüber zu entscheiden. Aber da die bittersten Protestanten zugeben, daß ein guter Katholik selig werden könne, so gehe ich zu der römischen Kirche, und ich werde mich bemühen, eine gute katholische Christin zu werden. Gott wolle auf meine Absicht schauen und sich meiner erbarmen!

„Kommt also, meine lieben Kinder, folget mir. Wir wollen zusammen vor den Richterstuhl treten, und dem Herrn seine eigenen Worte entgegen halten. Wenn er uns sagen würde: Unverständige, ihr habet nicht begriffen, was ich euch gesagt habe! Dann wollen wir ihm antworten: Herr, da du uns gesagt hast, du werdest stets, und bis an das Ende der Welt mit der, von dir gestifteten und durch dein kostbares Blut besiegelten, Kirche verbleiben, so hat, wenn du sie seitdem verlassen, dein Wort uns irre geführt, auf welches gestützt, wir in ihren Schooß eingetreten sind. Um deines Wortes Willen, o Herr, habe Erbarmen mit uns armen Verirrten."

Am Aschermittwoch, 14. März, begab sich Elisabeth zur Kirche. Im Aeußern schien sie ruhig und fest, innerlich aber war sie glühend und fast überwältigt von der Freude, die sie empfand, sich Gott zu weihen. „Mein Herz zerfloß, sagte sie, schweigend vor dem kleinen Tabernakel und dem großen Crucifix! O mein Gott, flehete es, laß mich hier ruhen! Dann

fiel ich auf die Knie, und verharrte lange Zeit in dieser Stellung, das Haupt auf die Brust gesenkt. Wäre es mir möglich gewesen, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand, als auf Gott zu richten, so würde die Bewegung und der Lärm um mich her, hingereicht haben, so scheint es mir, eine Person zu erschrecken, welche zum erstenmale dort war. Aber ich war nur gekommen, um die göttliche Mäjestät zu besuchen, und erfuhr erst später, was diesen Tumult verursacht hatte. Es war die Eile, mit der die Gläubigen sich zum Altare drängten, um die geweihete Asche zu empfangen; denn es war der erste Tag der Fastenzeit. Der irländische Priester, der, wie es schien, erst ganz kürzlich angekommen, war sehr ehrwürdig, aber etwas eigenthümlich. Er predigte über den Tod, mit dem er so vertraut schien, daß er mich entzückte und hinriß."

Nach Beendigung des Gottesdienstes schwur Elisabeth feierlich den Protestantismus vor dem Herrn Matthew O'Brien ab, im Beisein Antonio Filicchis, der vor Gott ihr Bürge wurde. Sie bekannte mit der Einfachheit und demüthigen Unterwerfung eines echten Kindes der Kirche, ihren Glauben an alle Lehren des Katholicismus, indem sie sich vertrauend auf die Autorität stützte, die ihm von Gott verliehen. Nach Vollendung dieses feierlichen Aktes erfüllte ein unaussprechlicher Frieden ihr ganzes Wesen. Zum erstenmale nach mehreren Monaten, sagte sie, kehrte ich mit leichtem Herzen und ruhigem Gemüthe nach Hause zurück. Ich beschwor meinen Gott, er wolle mein Herz recht tief verbergen in seine Seitenwunde, die so gut dargestellt ist an dem herrlichen Crucifixe, oder es in den Tabernakel einschließen, der von jetzt an meine Wohnstätte sein soll. O! welch' wonnevoller Tag in Mitte der lieben Kinder. O! welche Freude empfand mein in Gott entzücktes Herz, während ich mich lächelnd in die fröhlichen Spiele dieser theuren Kleinen mischte."

## Tagebuch Elisabeths.

16. März 1805.

„Wie glücklich fühle ich mich in der Vorbereitung auf eine gute Beichte! Obgleich ich sehr schlecht bin, wäre ich doch bereit, sie öffentlich auf der Straße abzulegen, wenn ich dadurch die Gewißheit der Vergebung erlangen könnte. Indessen hoffe ich auf die Wirkung der Lossprechung zum Beginn eines neuen Lebens und Wirkens. Die Gewissenserforschung, die einen Theil meiner Vorbereitung ausmacht, erscheint mir gar nicht schwer. Auch habe ich in diesen letzten Monaten des Kampfes und des Kummers oft mein Leben in bitterem Seelenschmerz überdacht."

20. März 1805.

„Ich habe diese Pflicht mit größerer Leichtigkeit erfüllt, als ich geglaubt hatte. Der ausgezeichnete, ehrwürdige Herr O'Brien war mein Beichtvater. Er bewies mir in diesem Werke der Barmherzigkeit eine Theilnahme, aber zugleich eine Festigkeit, wie ich sie von unserm Herrn selbst hätte erwarten können. In der That sah ich nur unsern Herrn selbst in der Person seines heiligmäßigen Dieners, der in diesem verehrungswürdigen Sakramente, mir gegenüber, seine Stelle vertrat. Wie erhebend sind diese Worte der Absolution, welche die Fesseln einer Gefangenschaft von dreißig Jahren sprengten! Während der Priester sie aussprach, schien es mir, als fühle ich meine Ketten fallen, wie die des h. Petrus im Gefängnisse, als der Engel Gottes ihn anrührte."

22. März 1805.

„Mein Gott, welch neue Gefühle für mein Herz! Am Tage der Verkündigung Mariä werde ich mit dem vereinigt werden, der gesagt hat: Wenn ihr mein Fleisch nicht esset und mein Blut nicht trinket, werdet ihr keinen Theil an mir

haben. Ich zähle die Tage und die Stunden. Noch eine kurze Zeit der Erwartung, nur wenige Minuten des Harrens, und dann! . . Wie strahlend erscheint die Sonne in der frühen Morgenstunde, in welcher ich täglich ausgehe, um mich auf diese h. Kommunion vorzubereiten! . . Eine dicke Schneelage, Eis oder Reif mögen meinen Weg bedecken, es kümmert mich nicht! Ich sehe nichts als das kleine Kreuz, welches auf dem Thurme von St. Peter mir aus der Ferne entgegen glänzt."

25. März 1805.

„Endlich, Gott ist mein und ich bin sein! Was ist alles übrige in Vergleich mit diesem Glücke? . . Ich habe ihn empfangen! . . . Welch feierliche Gefühle! Welche Angst am Vorabende, nicht alles gethan zu haben, was zur Vorbereitung gehörte! Aber zu gleicher Zeit, welche Empfindungen freudigen Vertrauens auf seine unendliche Güte! O mein Gott, ich werde bis zum letzten Seufzer dieses Abends gedenken, wo ich nach der Morgenröthe seufzte. Mein bewegtes Herz zitterte vor Sehnsucht dem Augenblicke des Aufbruchs entgegen. Wie lang war der Weg bis zur Stadt! Aber jeder Schritt brachte mich der Straße, dann der Kirche, dann dem Altare näher. Zuletzt führte er mich dem Tabernakel zu, aus welchem er hervorgehen wollte, um Besitz zu nehmen von dieser armen, armen Wohnung, welche ihm aber ganz und gar angehört! Und als er zu mir gekommen war, drückten sich die ersten Gedanken, deren ich mich erinnere, aus in den Worten: Mein Gott erhebe sich und alle meine Feinde mögen zerstreut werden! Es schien mir ja, als sei mein König gekommen, um Besitz von seinem Throne zu nehmen. Darum empfand ich, anstatt des demüthigen und zärtlichen Willkommens, mit dem ich ihn aufzunehmen Willens gewesen war, eine wahre Siegesfreude und Wonne, weil mein Befreier zu mir gekommen war, Er, der mein Beschützer, mein Schild, meine Kraft, mein Heil ist für die Zeit und Ewigkeit.

„In diesem Augenblicke erweiterte sich mein Herz vor Wonne. Ich kann sagen, daß es voll Eifer aufhüpfte, mit größerem Eifer, — aber nein, es ist nicht erlaubt, so zu reden, — mit fast eben so großem Eifer, wie der des königlichen Propheten bei der Arche. Das wenigstens kann ich sagen, daß ich einen weit größeren Schatz besaß, als er, und daß mir eine höhere Ehre zu Theil geworden war, als er je genossen hat! . . Aber jetzt ist es nöthig, Früchte zu bringen. Ich fühle in der That, daß alle Kräfte meiner Seele aufs innigste mit demjenigen verbunden sind, der mit seiner ganzen Majestät gekommen ist, um sein armes, kleines Reich in Besitz zu nehmen."

## Elisabeth an Herrn von Cheverus.

2. April 1805.

„Hochwürdiger und theurer Herr!

„Mein freudenvolles Herz weihet Ihnen den Tribut seiner lebhaftesten Erkenntlichkeit für Ihre Güte und das liebreiche Interesse, das Sie an seinem Kummer nahmen, während der Zweifel und die Furcht dasselbe drückten. Es beeilt sich, jetzt da es glücklich ist, Ihnen mitzutheilen, daß es durch die unendliche Barmherzigkeit Gottes, und durch Ihre Rathschläge gestärkt, alle seine Zweifel und seinen Widerstand zum Opfer gebracht hat. Ich habe dieselben in Vereinigung mit dem h. Opfer dargebracht, am 14. März, dem Vorabende jenes gesegneten Tages, an dem ich in die wahre Kirche Christi aufgenommen wurde. Ich war hingerissen von Dankbarkeit und Freude, gleich einem armen Schiffbrüchigen, der wieder unter dem heimathlichen Dache eingekehrt ist.

„Ich würde Ihnen augenblicklich diese glückliche Nachricht, die Sie mit so großem Troste erfüllen wird, mitgetheilt haben, aber die Bemühung alle meine Seelenkräfte zu sammeln, um in der h. Eucharistie das Unterpfand der ewigen Seligkeit wür-

dig zu empfangen, hatte mich vollständig eingenommen. Am Feste der Verkündigung Mariä habe ich das Glück gehabt, dieselbe zu empfangen. Es scheint mir, als sei ich in diesem Augenblicke in ein neues Leben versetzt worden und in jenen Frieden, der allen Begriff übersteigt. Ich sage jetzt zu Gott: Du hast meine Seele vom Tode errettet, meine Thränen getrocknet und meine Füße vom Abgrunde zurückgehalten. Darum verlange ich auch nichts sehnlicher, als meinem Gott wohlgefällig zu werden. Mein Vorrecht erscheint mir so außerordentlich, und das, was die göttliche Barmherzigkeit für mich gethan hat, übertrifft so weit alle meine Erwartungen, daß ich mein unendliches Glück kaum zu begreifen vermag.

„Sie, mein Herr, können nie etwas ähnliches erproben. Aber Sie können sich doch vorstellen, was ein armes Geschöpf fühlen muß, welches von dem Gewichte seiner Sünden und seines Kummers niedergedrückt war und nun plötzlich, durch einen augenblicklichen Wechsel, Leben, Freiheit und Ruhe erlangt. O! beten Sie für mich, damit ich treu sei und bis zum Ende ausharre.

„Ich möchte Sie um Rath fragen, wie ich es anfangen muß, um eine so unschätzbare Gunst nicht zu verlieren. Es gibt viele gute Bücher, ich weiß es, aber Rathschläge, die aus einer Quelle stammen, die man verehrt, machen einen tiefern Eindruck. So habe ich bemerkt, daß die Kapitel aus dem h. Johannes, die Sie mir angedeutet, mir zwar immer sehr zusagten; aber seitdem ich unter Ihrer Leitung stehe, lese ich sie pünktlich jeden Tag. Das Buch, von dem Sie mir reden, die Nachfolge Christi, war jederzeit in den schweren Augenblicken des Lebens mein Trost. Ich kann wohl sagen, daß der größte Schritt, den ich gemacht, als ich der Wahrheit entgegen ging, veranlaßt wurde durch das Zeugniß, welches ein protestantischer Schriftsteller dem Verfasser dieses Buches gibt. Er belobt ihn wegen seiner bewunderungswürdigen Kenntniß der h. Schrift und wegen seines Eifers im Dienste Gottes. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, da ich diese Worte las, auf die

Knie fiel und Gott unter Thränen fragte, ob es wohl möglich sei, daß derjenige, der so bewandert in den h. Schriften war, und eine so glühende Liebe zu ihm hatte, sich in Bezug auf den wahren Glauben hätte irren können? Ebenso bemerkte ich zur selben Zeit, da ich gerade das Leben des h. Franz von Sales las, in mir eine große Neigung, demselben nachzufolgen. Auch fühlte ich mich gedrängt, zu flehen, mit ihm sein Erbtheil am Tage des Gerichts theilen zu dürfen. Die Predigten von Bourdaloue haben auch sehr dazu beigetragen, mich zu erleuchten und zu überzeugen. Seit mehreren Monaten habe ich in die Reihe meiner täglichen Andachtsübungen die Lesung einer seiner Predigten aufgenommen."

Einer der höchsten Genüsse, die es für eine große, zartfühlende Seele und einen auf höhere Gedanken gerichteten Geist geben kann, war Elisabeth aufbewahrt. Sie wurde der Gegenstand der Zuneigung und Hingebung mehrerer ausgezeichneten Persönlichkeiten, die eben so hervorragend waren durch die Tugenden ihres Charakters, als durch die Erhabenheit ihres Geistes. So Herr von Cheverus und der Bischof von Baltimore, deren Freundschaft sie sich zur Ehre rechnete. Außerdem schien Gott es sich angelegen sein zu lassen, dafür zu sorgen, daß sie stets den einen oder andern jener ausgezeichneten und frommen Priester zur Seite habe, welche zu dieser Zeit das h. Amt in den Vereinigten Staaten verwalteten.

Es wird hinreichen Herrn Matignon zu nennen, der unlängst Doktor der Sorbonne war, diesen ehrwürdigen Apostel, dessen Name nicht von dem des Herrn v. Cheverus, seines Freundes und Nacheiferers, getrennt werden kann. Dann Herr Babad, Sulpicianer, einer der Mitarbeiter des Herrn Emery, Herrn du Bourg, welcher in der Folge Bischof von New-Orleans wurde, Herrn Flaget, erster Bischof von Bardstown; Herrn Dübois und Herrn Brüte de Remür, von denen der erste auf den bischöflichen Stuhl von New-York, der andere auf den von Vincennes in Indiania erhoben wurde.

Ganz gewiß war es ein besonderer Segen für Elisabeth, daß diese großen Diener Gottes sich vereinigten, sie mit ihrer Sorgfalt zu umgeben und mit ihren Rathschlägen zu unterstützen, da sie als neugebornes Kind der Kirche von den Ihrigen ganz verlassen war. Unwille, Tadel und Verachtung erfuhr sie seit ihrer Bekehrung von denen, die sie früher mit Zärtlichkeiten überhäuft hatten. Unter allen Verwandten und Bekannten befanden sich nur ein junges Mädchen und ein Kind[1]), die gerührt waren von dem Ernste ihrer Forschung und von der Großmuth ihrer Opfer. Zu dem Fanatismus, der sie von sich stieß, gesellten sich Rücksichten der Eigenliebe, welche im Gegensatze zu den dort jederzeit gepriesenen freisinnigen Grundsätzen in den Vereinigten Staaten sehr vorherrschend waren. Die Neubekehrte mußte bald erfahren, daß man, indem man sich vom Protestantismus lossagt, auch aus der gebildeten, höhern Gesellschaft ausscheidet, der sie doch angehörte. Man erklärte ihr ohne alle Schonung, daß von jetzt an aller Umgang und jede Verbindung mit ihr abgebrochen sei.

Von der andern Seite verschlimmerten sich ihre Vermögensumstände mehr und mehr. Als Protestantin würde es ihr nicht an Rath und Hülfe gefehlt haben. Von ihrer Familie wohl gelitten, ermuthigt und unterstützt, hätte sie leicht bessere Zeiten erwarten können. Die Zukunft bot ihr da noch sichere Aussichten für sie und ihre Kinder. Aber die ihr zugesagte Erbschaft ging von dem Augenblicke, wo ihre Abschwörung bekannt wurde, auf eine fremde Person über.

Alles drängte im nämlichen Augenblicke auf sie ein. Nichts fehlte ihrer Prüfung. Aber sie hatte dieselbe erwartet und zählte, um sie zu bestehen, auf die Vorsehung, deren Hand ihr fühlbar, man möchte sagen sichtbar erschien in der Leitung ihrer Schicksale. Ihre irdische Vorsehung, Antonio, war, wenngleich von New-York abwesend, ihr dennoch nahe. Er hatte Amerika

---

1) Henriette und Cecilia Seton, Schwägerinnen Elisabeths.

noch nicht verlassen. Die Angelegenheiten des Hauses Filicchi hielten ihn fast zwei Jahre dort.

Im Namen Filippos und in Vereinigung mit ihm, stellte er ihr eine beträchtliche Summe zur Verfügung, die er ihr unter dem Titel eines Darlehns anbot, wobei er sich auf das Recht der Freundschaft berief, um über ihre außerordentliche Bescheidenheit zu siegen.

Elisabeth besaß echte Seelengröße. Sie nahm diese Beweise von Großmuth mit denselben Gefühlen an, mit denen sie ihr geboten wurden. Sie fühlte sich keineswegs beschämt durch die Gaben einer eben so zartfühlenden, als freigebigen Freundschaft, noch auch gedrückt durch die Pflicht der Dankbarkeit, die ihrem Herzen süß war. Indessen fühlte sie sich, vermöge ihrer natürlichen Energie und ihrer Geistesgaben, gedrängt, selbst für ihr Auskommen zu sorgen. Sie holte den Rath derer ein, die sich für sie interessirten und dachte mit Entschiedenheit darüber nach, was sie thun könnte. Sie fand nichts besseres, als in einer der Vorstädte eine kleine Schule zu eröffnen.

Dies war in der That das beste und schnellste Mittel, die einzigen Schätze, die ihr blieben, ihre Erziehung, ihren Verstand, ihre Thatkraft zu verwerthen. Ihr Entschluß war gefaßt, ihr Plan zur Ausführung desselben festgestellt. Aber in dem Augenblicke, wo sie ihre Schule zu eröffnen glaubte, machten verschiedene Hindernisse zu nichte, was sie so gut eingerichtet zu haben dachte. Dieser widrige Vorfall stürzte sie in außerordentliche Verlegenheiten, Antonio Filicchi, Herr v. Cheverus, Herr O'Brien und andere treue Freunde, waren beunruhigt darüber, sie in so beschwerlichen Verhältnissen zu wissen, da auch die Zukunft nur traurige Aussichten bot. Sie aber, durchdrungen von der Freude über ihre Bekehrung, war selbst erstaunt über ihre Kraft und ihre Ruhe in einer Lage, die nach menschlichen Ansichten eine trostlose war. Sie schrieb am 6. April an Antonio Filicchi:

„Sie haben mich einem Glücke entgegen geführt, mein theurer Antonio, welches man nicht zu beschreiben vermag, das jeden Tag, ich müßte viel mehr sagen, jeden Augenblick größer wird. Der Friede, von dem meine Seele erfüllt ist, gibt mir eine Kraft und Entschlossenheit, die weit erhaben sind über das, was man von einem so schwachen Geschöpfe erwarten konnte.

„Das so lange besprochene Vorhaben ist aufgegeben. Aber nun quäle ich mich ab mit Hin- und Herdenken über das, was ich thun könnte, wenn ich ein anderes Haus miethete. Gewiß würden die betrübenden Gedanken, die meine Lage hervorruft, meinen Geist niederbeugen, wenn die innern Tröstungen denselben nicht vollständig erfüllten. Mitten zwischen den verschiedenen Bemerkungen und Gesprächen dieser guten Frauen, wie auch von N. . . verdoppelt mein, von allem Kummer weit entferntes Herz seine Gebete, und bereitet sich vor, seinen theuren Meister zu empfangen. Heute Morgen, nach einer halbstündigen, trostreichen Herzensergießung bei H. O'Brien[1]) habe ich ihn empfangen. Ihn! o wie glücklich, wie dankbar, wie freudig! Ich fühlte lebhaft seine reichen Segnungen! Glaubeu Sie nicht theurer Antonio, daß Sie in dieser Stunde vergessen wurden. Nein, meine Seele kennt keine heißeren Wünsche, als die, welche sie für Ihr wahres Glück hegt. Und könnte es in Wirklichkeit anders sein? Jede meiner Freuden ruft mir ins Gedächtniß zurück, was ich Ihnen zu verdanken habe.

„Ich habe die Bekanntschaft des Herrn Morris gemacht, der sich sehr nach Ihnen erkundigte. Er hat mich eingeladen, mich mit meinen Kindern an seinen Platz in der Kirche zu setzen. Meine Knaben sind außer sich vor Freude, sobald sie das Kreuz von St. Peter erblicken können. William verlangt immer, einer der kleinen Priester zu werden; er will sagen, einer der Knaben, welche bei der Messe dienen. — „Ich möchte

---

1) Herr Matthew O'Brien.

lieber einer von diesen sein, Mama, als der reichste Herr der Welt." — Es ist für mich eine sehr große Freude, zu sehen, wie sie selbst das Kreuzzeichen machen und so andächtig niederknien.

„Ich hoffe, theurer Antonio, daß Sie die Gnaden dieser Woche in reichlichem Maße[1]) erhalten werden. Meine Gedanken beschäftigen sich unwillkürlich mit der interessanten Beschreibung, die Sie mir von Hr. von Cheverus machten und von der Art seiner Unterweisungen. Hier muß man, um vollständig befriedigt zu werden, einen Geist besitzen, der über alles Aeußere erhaben ist. In der vergangenen Woche hielt ein Fremder den Gottesdienst, aber wir haben sicher nicht dabei gewonnen. Ich mußte die Augen immer auf mein Buch heften, auch wenn ich mich desselben nicht bediente. . . Aber was liegt an allen diesen Dingen; sie sind nur Nebensachen, wie Sie es mir mit so liebenswürdiger Beredsamkeit erklärten. Aber ich habe die Schwäche, mich von denselben zu sehr berühren zu lassen. Doch erkennt meine Seele mit Dank an, daß der gute Meister mir das gegeben hat, was ich als das größte Glück ansehe, welches man hienieden genießen kann. Sie erfreut sich mehr und mehr über den gemachten Tausch, sie macht sich eine Ehre daraus. Gott segne Sie mit seinem reichsten Segen, theurer Antonio, für den Antheil, den Sie an allen diesem genommen haben."

## Dieselbe an denselben.

15. April 1805.

„Schon vierzehn Tage sind verflossen, theurer Antonio, und ich habe noch nicht das Glück gehabt zu erfahren, ob Sie gesund und wohlbehalten in Philadelphia angekommen sind. . . Geduld. . . Meine Gedanken verlieren sich schon in die Zeit, wo ich Sie nicht mehr sehen, wo ich höchstens vielleicht ein

1) Die Charwoche.

oder zweimal etwas von Ihnen erfahren werde. . . Die Natur kann diesen Gedanken nicht ertragen, und die Seele, die ihn verscheuchen möchte, erhebt sich in die Ferne, zu dem schönen Garten des Paradieses, wohin sie Ihre Schwester zu berufen versprochen haben, falls Sie zuerst dort eintreten. Da wird sie immer die Freude Ihrer lieben Gegenwart genießen.

„Vergangenen Sonnabend hatte ich eine höchst unangenehme Unterredung mit Herrn Hobart, es war ohne Zweifel die letzte, die ich mit ihm haben werde. Aber ich wurde Sonntag bei der h. Kommunion durch meinen guten Meister reichlich dafür entschädigt. Es schien mir, als sei mein Glaube fester und entschiedener geworden, wenn solches möglich war, als vor diesem Angriffe. Madam Duplex macht große Fortschritte. Es vergeht kein Tag, ohne daß die eine oder andere dieser guten Damen zu ihr kommt, und über die arme, verirrte Madam Seton Thränen vergießt. Sie antwortet jedes Mal, daß sie ihrerseits sehr glücklich darüber sei, zu sehen, daß irgend etwas in der Welt im Stande gewesen, mir Kraft und Trost zu geben.

„Ich für meine Person sage von vornherein Jedem, der diesen Gegenstand zu berühren versucht, mit kaltem, entschiedenem Tone, die Zeit der Untersuchung und der Beweisführung sei vorüber. Daß ich auch nicht so undankbar sein würde, nachdem Gott in seiner Großmuth mir eine so feste Ueberzeugung gegeben, nur einen Augenblick über eine Sache zu reden, wodurch er beleidigt würde."

## Elisabeth an Amabilia Filicchi.

16. April 1805.

„Sie erwarten ganz sicher schon seit lange eine Antwort auf Ihren letzten Brief, aber ich benutze die erste Gelegenheit, die Ihr Antonio mir angab. Er sagt, seit Monaten habe sich keine solche gefunden. Theure Amabilia, eine glückliche und

große Seele kann sich keinen Begriff machen von den Aengsten und Kämpfen, die mein Herz durchzumachen hatte, seitdem ich Sie verließ. Aber jetzt ist dies alles verschwunden, die dichte Wolke hat dem glänzenden Lichte der Sonne des Friedens Platz gemacht. Meine Seele ist jetzt eben so frei, als sie früher gedrückt und trostlos war. Wie gut war Gott gegen mich. Er hat jedes Vorurtheil aus meinem Geiste verscheucht, jede Voreingenommenheit gegen den wahren Glauben, und mir die Kraft verliehen, fest zu stehen bei allen Hindernissen und Versuchungen jeglicher Art, welche mir von Außen kommen.

„Was Sie aber begreifen werden, Amabilia, ohne daß ich versuche, es auszudrücken, ist das Glück, welches ich empfand, als es mir wieder vergönnt war, am Altare des Herrn zu knien, und das Vorgefühl des Himmels, das er uns hienieden bereitet, zu schmecken. Alles ist mir jetzt leicht. Armuth, Leiden, Mißvergnügen meiner Freunde, alles führt mich zu Ihm, alles erweckt in meiner Seele das heiße Verlangen, mich meinem höchsten Gute inniger anzuschließen. Wie wird sich Ihr gutes, liebevolles Herz, welches sich so oft im Gebete für mich zum Herrn erhob, darüber erfreuen! Ich weiß, daß es sich freuen wird ebenso wie die Herzen der lieben, heiligmäßigen Personen zu Gubbio[1]), welche der armen Fremden

---

1) Gubbio ist eine alte Stadt in Umbrien. Die Filicchi, welche dem Adel dieser Stadt angehörten, hatten daselbst seit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ihr Geburtsort ist Pietra-Lunga, sieben Meilen von Gubbio. Dort befindet sich ein Schloß, das noch jetzt der Familie angehört.

Die heiligmäßigen Personen, von denen Elisabeth hier redet, sind die Mutter und die drei Schwestern der H. Filicchi. Zwei der letztern waren Klosterfrauen. Elisabeth hatte ein großes Vertrauen in ihre Gebete, besonders in die der einen von ihnen, Camilla genannt, die nur für Gott lebte, und welche an ihrer Bekehrung ein großes Interesse genommen hatte. Keine dieser Damen verstand Englisch und Elisabeth konnte kaum Italienisch.

ein so freundliches Andenken bewahren. Könnte ich mich ihnen nur verständlich machen, dann würde ich sie bitten, der himmlischen Krone, die ihnen verheißen ist, noch einige Strahlen beizufügen, indem sie fortfahren, für mich zu beten, damit die Belohnung, auf welche ich durch ihre Vermittlung bereits hoffe, mir nicht geraubt werde.

„Ihr Antonio ist immer in Philadelphia. O wie glücklich würden Sie sein, könnten Sie ihn sehen; er ist so gut, so schön und so glücklich, Ihr liebes Portrait erhalten zu haben. Kaum will er zugeben, daß Jemand es anrührt. Der Ausdruck des Gesichtes ist aber auch so, wie Sie ihn nur wünschen konnten, zärtlich und traurig, als ob Sie über Ihre Trennung seufzten. Er hat es darin gefunden, und er spricht mit Zärtlichkeit zu dem Bilde. Es scheint ihm, als habe er Sie selbst vor sich. Auch von seinem Patrizio spricht er, als hätte er ihn erst gestern verlassen. Er erinnert sich seiner Bewegungen, seiner Spiele, seines liebenswürdigen, unterhaltenden Wesens. Ich sehe immer ihren Georgino[1]), wie er seine kleinen Arme nach mir ausstreckt und so sanft und lieblich lächelt. O wie glücklich würde ich sein, wenn es mir noch einmal vergönnt wäre, ihn an mein Herz zu drücken. Aber ich erwarte dieses Glück, wie die Erfüllung so mancher anderer Wünsche, nur im Himmel; nach menschlichen Ansichten wird es mir hienieden nicht zu Theil werden. Aber ich kann wenigstens an Sie denken, theure Amabilia, und an Ihre Töchter. Gott allein vermag Ihnen Ihre Güte zu lohnen, von der ich unverdienter Weise so viele Beweise erhalten habe. Wir haben allen Grund, dem Herrn zu danken, daß er Antonio in beiden Städten vor dem Fieber bewahrt hat. Er erfreuet sich einer vollkommenen Gesundheit. Gewiß hat er es Ihnen schon mitgetheilt; denn er spricht davon, wie von

---

1) Giorgio Filicchi, 2. Sohn Antonios und Amabilas. Geboren 1803, gestorben 1837.

einer besondern Gunst der Vorsehung. O mit welch herzlicher Dankbarkeit will ich diese göttliche Vorsehung anbeten, wenn ich ihn gesund und wohlbehalten wieder bei Ihnen weiß.

„Umarmen Sie Ihre lieben Kleinen tanseudmal für mich. Die kleine Anna kräftigt sich sehr, sie spricht mit so viel Freude von Livorno und von Ihren lieben Töchterchen, als hätte sie dieselben eben noch gesehn. Als Antonio uns Ihr Bildniß zeigte, war sie ganz entzückt davon. Später sagte sie mir: O! Mama, ich hätte sehr gewünscht, es in Händen zu haben und es zu küssen.

„Theure, geliebte Amabilia, der reichste Segen des allmächtigen Gottes möge auf Sie herabströmen."

Bei einer Freundin, wie Amabilia Filicchi denkt man ganz laut, man öffnet ihr sein Herz, und findet in ihr zärtliche Zuneigung und Mitgefühl. Eine Freundin wie diese fand Elisabeth seit ihrer Bekehrung in ihrer Heimath nicht mehr. Diejenigen, welche sie früher am meisten zu lieben schienen, sahen sie nicht mehr, man hätte glauben sollen, es habe sich ein Abgrund zwischen ihnen und ihr geöffnet. Eine blieb ihr aber doch freundschaftlich geneigt. Madam Düplex, ihren Gefühlen getreu, ruhig und Herrin ihrer Vernunft in Mitte der allgemeinen Erbitterung, fuhr fort sie zu besuchen. Sie war für sie thätig und leistete ihr Mögliches, um ihr zur Verbesserung ihrer häuslichen Verhältnisse zu verhelfen. Es gelang ihr auch. In kurzer Zeit fand sie eine Stellung, die sich nicht weit von dem ersten Vorhaben Elisabeths entfernte. Dieses Mal handelte es sich nicht darum, selbst eine Schule zu gründen, sondern sie sollte Gehülfin und Theilnehmerin sein in der Leitung eines ähnlichen Etablissements. Aber bevor sich Elisabeth zu etwas entschloß, fragte sie Antonio Filicchi um Rath.

„Ein Engländer Herr White, wohlerzogen, von achtbarem Character, sehr gelehrt, der sich in äußerst beschränkten Vermögens-Verhältnissen befindet, will versuchen, eine Schule für junge Mädchen, vielleicht auch für Knaben zu eröffnen.

Seine Frau würde ihm behülflich sein. Er hat meine Kinder gesehen und interressirt sich für dieselben. Darum hat er versprochen, sich mit ihrer Erziehung zu befassen und mich, wenn er Erfolg hat, als Gehülfin für seine Schule anzunehmen. Man darf wohl auf einen guten Erfolg zählen, denn er wird sehr empfohlen, und eine Schule, wie er sie gründen will, ist hier ein wahres Bedürfniß. Für mich böte sich dadurch eine gute Aussicht für die Erziehung meiner Knaben, und mein Gewissen würde beruhigt werden, wenn ich Mittel fände, für unsern geringen Unterhalt zu sorgen. Meine Anna würde auch besseren Unterricht erhalten, als ich ihr zu geben vermag. Aber eben so wie ich zur Zeit der Krankheit gern meine Augen auf Gott richte, indem ich die gute Wirkung der angewandten Arzneien nur von ihm erwarte, so erfaßt mein Geist den vorgelegten Plan mit größter Ruhe. Alle Hoffnung auf das Gelingen beruhet für mich in Ihrer Zustimmung."

Antonio Filicchi erklärte sich vollständig einverstanden mit dem ihm von Elisabeth vorgelegten Plane. Was ihm vorzüglich zusagte, war, daß H. White sowohl als seine Frau gute Katholiken waren. Ganz von der Freude darüber erfüllt, fürchtete er die Schwierigkeiten nicht, welche eine von Papisten errichtete und geleitete Schule, in Mitte von Protestanten zu bestehen haben mußte. Am 6. Mai schrieb Elisabeth an ihn:

„Wenn Sie hierher kommen, dann werden Sie Ihre kleine Schwester in einem netten, bequem eingerichteten Hause wohnend finden; es ist dasjenige, in welchem die Schule eröffnet sein wird. Die Ereignisse der letzten Tage, welche auf meine Geschichte Bezug haben, werden Sie in Erstaunen setzen. Sobald sich die Neuigkeit verbreitete, ich werde eine Schule gründen, nach dem Plane, den ich Ihnen vorgelegt habe, hat die hiesige Welt in ihrer gewohnten großmüthigen Weise behauptet, daß, weil Herr und Madam White katholisch seien, Madam Seton sich ohne allen Zweifel mit ihnen verbinde, um die Grundsätze ihrer neuen Religion zu verbreiten. Als-

bald lief dann der arme H. H . . ., in der Hitze seines Eifers, zu dem Minister, welcher H. White sein Maturitäts-Zeugniß ausgestellt hatte, um ihm seine Unvorsichtigkeit vorzuwerfen. Auch stellte er Jedem, der ihm von der Sache sprach, die gefährlichen Folgen vor, welche eine solche Anstalt haben könnte. Als Madam Sadler und Madam Duplex dieses Gerede vernahmen, begriffen sie nur zu wohl, daß es geeignet sei, mein Vorhaben mißlingen zu lassen. Sie begaben sich zu denen, die am meisten geschrieen hatten, und versicherten, Madam Seton sei weit davon entfernt, Uneinigkeit zwischen Eltern und Kindern zu stiften, sie habe keinen andern Wunsch, als mit Allen in Frieden zu leben, und ihrer Familie das tägliche Brod zu gewinnen ꝛc. H. H. hatte die Güte, zu sagen, nach solchen Erklärungen werde er seinen Einfluß verwenden, zu Gunsten unserer Schule. H. O'Brien hat mich seines Interesses versichert. Er hat mir gestattet, ohne Skrupel zu sagen, daß in dem vorliegenden Falle meine Grundsätze und meine Pflichten sich nicht berühren. Indessen wäre es etwas anderes, wenn man sich auf meine Grundsätze beriefe. — Und dieses ist die Wahrheit, mein Bruder; — Geduld. Wenn es mir gelingt, will ich Gott danken. Gelingt es nicht, so danke ich auch Gott, denn dann wird es zu meinem Besten sein."

## Dieselbe an denselben.

1. Juni 1805.

„Ich seufze nach ihrer Rückkunft. Sie finden dann mein Etablissement eben im Beginn. Indessen habe ich schon einige junge Mädchen angenommen, welche meiner unmittelbaren Leitung anvertraut sind, bis zur Rückkehr von H. White, der in diesem Augenblicke, wegen Familien-Angelegenheiten, in Albany weilt. Frau Livingston und Miß Ludlow haben mich gestern besucht. Ich glaube, die Hauptursache dieses Besuches war, zu

erfahren, ob ich wirklich entschlossen sei, mich nicht um die religiösen Grundsätze der mir anvertrauten Kinder zu kümmern. Um sie zu überzeugen, sagte ich ihnen, daß ich sehr gut fühlte, die Seelenangelegenheiten seien nicht meine Sache, und mein Führer sei derselben Ansicht. Aber auch abgesehen hiervon würde mich nichts dazu vermögen, das Vertrauen der Eltern, die mir die Sorge für ihre Kinder in die Hände geben wollten, mit Undank zu vergelten. Frau Livingston sagte mir im Laufe der Unterredung, daß man sich im Allgemeinen gar nicht fürchte, mit Personen umzugehen, die keine andere Religion haben, als daß sie einen Gott anerkennen, aber der bloße Gedanke, mit einem Katholiken zu verkehren, errege Abscheu. Miß L . . erzählte mir dann mehrere, recht einfältige Züge in Bezug auf Miß Lynch, die sich rühme, sagte sie, vollständige Nachlassung ihrer Sünden erhalten zu haben, nur, weil sie acht und sechszigmal dasselbe Gebet hergesagt. Ich berief mich auf ihre Vernunft; und um ein Ende davon zu machen, bat ich sie, nicht mehr mit mir über ähnliche Dinge zu reden, da solche Unterhaltungen selten Nutzen schaffen. Mein Bruder, mein liebster Bruder, bitten Sie Gott, daß er mich, ungeachtet aller Dornen, in sein Reich der Ruhe und des Friedens gelangen lasse. Sein Segen möge fortwährend auf Ihnen ruhen!"

Der h. Paulus sagte: Ich finde in mir zwei verschiedene Menschen. Seien wir eingedenk dieser Klage und wundern wir uns nicht über das, was wir nicht verschweigen könnten, ohne die vollständigste Aufrichtigkeit zu verletzen, welche die Geschichte eines so schönen Lebens characterisiren muß. Die edle Seele Elisabeths, obschon der größten Opfer fähig, empfand noch bisweilen die Regungen eines angebornen Stolzes. Gestehen wir es nur, in Folge einer kleinlichen Eitelkeit, litt sie im Beginne ihrer neuen Laufbahn, wenn sie ihre niedrige Stellung, als Vorsteherin einer kleinen entstehenden Schule, mit der Lage verglich, in der sie sich früher gesehen hatte.

Ihr schlichtes, abhängiges Leben war ihr äußerst drückend, wie es allen denen ergeht, welche die Annehmlichkeiten eines sorgenfreien, unabhängigen Daseins gekostet haben. Aber sie richtete sich bald wieder auf und bat, daß die Gnade die feige Natur besiegen möge, so erhob sie sich nach und nach bis zu dem Grade, wo sie sich ihrer Opfer freuete. Sie sah darin das Unterpfand ihrer Treue gegen Gott, und den Preis der gehofften Belohnung.

Ihr Tagewerk wurde durch das Gebet und die Anhörung der h. Messe begonnen, von der sie nie, ohne ernsten Grund, fortblieb, obgleich es sehr schwierig war, zu jeder Jahreszeit am frühen Morgen, den weiten Weg zur Kirche zurückzulegen. Gleich nach ihrer Rückkunft zu Hause gab sie sich ganz der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder hin, die ihr anvertraut waren. Auch ihre Abende gehörten ihnen. Nach den Mühen des Tages war es für sie die angenehmste Erholung, ihre lieben Kinder, William, Richard und deren drei Schwestern um sich zu versammeln. Sie öffnete dann ihr Klavier ganz weit, und ließ ihre Finger über die Tasten gleiten, während ihre Kinder sich belustigten zu springen und zu tanzen, bis sie von Müdigkeit oder Schlaf überwältigt wurden. Sah sie dieselben zu weniger lärmender Unterhaltung aufgelegt, dann versammelte sie sie um sich, sang mit ihnen und lehrte sie fromme Gesänge. Hierin bestand ihre einzige Erholung. Uebrigens lebte sie ganz zurückgezogen, fern vom Treiben der Welt. Sie kannte fast nur den Weg, der sie zur Kirche führte.

Sie fand in dieser Abgeschiedenheit und Frömmigkeit den Schatz, der sie reichlich entschädigte für das, was sie an dem Tage verlassen hatte, an welchem sie ihre Wahl zwischen Gott und den vergänglichen Gütern traf. Da die Treue, mit der sie der Gnade entsprach, ihr immer größere verdiente, genoß sie von Tag zu Tag einen süßeren Frieden. Die öftere Kommunion war für sie eine unerschöpfliche Quelle des Trostes

und der Stärke. „Wie ist die Gegenwart Jesu doch so süß," sagte sie, „wie tröstlich für die niedergedrückte und ungeduldige Seele! In ihr liegt ein unwiderstehlicher Frieden und ein Balsam für alle Wunden. O himmlisches Glück, o unbeschreibliche Wonne!"

„Zu wem werde ich jetzt meine Zuflucht nehmen? Zu Jesus! . . . Jesus, den ich überall wiederfinde, . . selbst in der Luft, die ich einathme! Ja überall! Aber vorzugsweise in seinem Sacramente, auf dem Altare, wo er wirklich und wesentlich gegenwärtig ist, wie meine Seele in meinem Körper. Aber auch in seinem Opfer, welches täglich dargebracht wird zum Andenken an dasjenige Opfer, das er wirklich auf dem Kalvarienberge vollbrachte. Barmherziger Heiland, gibt es etwas, das unserm Glücke und deinen Wohlthaten gleich käme? Vermehre meinen Glauben, mache ihn vollkommen und kröne ihn stets dadurch, daß du dich mir gibst. O dieses theuerste, dieses kostbarste aller Geschenke! Nachdem du mich vom Abgrunde gerettet, und mich in deinen Armen zu deiner Heerde getragen hast, wollest du mich noch hüten, damit ich deine köstliche Weide nicht verlasse und mich endlich zu deinen ewigen Wohnungen führen!

„Jesus ist also da gegenwärtig, wir können zu ihm gehen, ihn empfangeu, er ist unser Eigenthum! Mag unser Geist sich vertiefen in die Betrachtung dieses Geheimnisses, mag er während der ganzen Ewigkeit dasselbe zu ergründen suchen, nie werden wir es anders zu erfassen vermögen, als durch den Glauben. . . Er ist dort gegenwärtig, o himmlischer Gedanke! große Wahrheit! So wie das materielle Brod meinen Hunger stillt, so beschwichtigt dieses Engelbrod meine Leiden, beruhigt meine Aengsten, belebt, erfreut mein ganzes Wesen, so, daß es von Glück strahlt.

„Ich besitze dich, Gott der Erbarmungen, den theilnehmendsten, den zärtlichsten, den geliebtesten unter allen Freunden. Alle meine natürlichen Neigungen verlieren sich in dir

und werden, durch deine Liebe gereinigt und vervollkommnet, nur um so lebendiger! Schweige, meine Seele, so etwas läßt sich nicht aussprechen. Die Sprache der Engel selbst, vermögte nicht auszudrücken, welche Schätze des Friedens und des vollkommensten Glückes in Ihm zu finden sind.

„Dieser liebreiche Name töne unaufhörlich von unsern Lippen, wie ein entzückendes Flüstern. Wir werden dadurch davor bewahrt werden, alle jene Mißtöne zu vernehmen, die um uns herum laut werden. Das Uebrige ist unaussprechbar . . . Die himmlische Harmonie scheint für uns zu beginnen, wenn die Welt schweigt, und wir dann immer und immer und immer wieder rufen: Jesus, Jesus, Jesus!

„Ach, ach, wie viele sprechen diesen anbetungswürdigen Namen aus, aber sie rufen leider Jesus dort, wo er nicht weilt! Unglückliche! die ihn in der Ferne suchen und nicht da, wo er thront, auf seinem heiligen Altare!

„Wer aus uns, und hätte er auch nur einmal gekostet, wie süß der Herr in seinem Sacramente und in seinem wahren Heiligthume ist, wer von uns, der das Brod gefunden hat, welches seine Seele nährt, die Kraft, die ihn in seinen Arbeiten stärkt, sein Sühn- und Dankopfer, seine Hoffnung, seine Zuflucht, wer vermögte ohne Schmerz an jenen kalten Kultus zu denken, der so ganz ohne jeglichen Trost ist, und auf welchen diejenigen beschränkt sind, welche den Schatz unsers Glaubens nicht kennen. Trauriger Kultus, gestützt auf Worte, deren Sinn sie nicht erfaßt haben, während wir uns im Innersten unsers Herzens der anbetungswürdigen Wesenheit erfreuen. Leerer, eisiger Kultus im Vergleich mit der Wonne unsers täglichen Opfers, in welchem Jesus unser Fürbitter ist!

„O meine Seele, wenn die schwache Natur unterliegt, und wir uns selbst zur Last werden, wenn wir uns schwach und entmuthigt fühlen ob unserer beständigen Rückfälle, wenn Sorgen und Kummer uns niederbeugen, dann legen wir ruhig und getrost alles zu seinen Füßen nieder. Versöhnt und er-

muthigt durch den, welcher hier auf Erden seine Stelle vertritt, eilen wir, wenn auch zitternd im Gefühle unserer Unvollkommenheit, zur Quelle aller Gnaden! Kaum wird unser sehnendes Herz den Gegenstand seines heißesten Verlangens aufgenommen haben, so werden wir schon in Liebe entzückt, und mit seiner Heiligkeit bekleidet, uns in ihn umgewandelt sehen . . . . Anbetung, Dank, Liebe, Freude, Friede, himmlische Wonne! . . Herr, Gott von unaussprechlicher Erbarmung, laß dir den Ausdruck dieser Gefühle gefallen, von denen mein Herz überströmt. Laß sie dir wohlgefallen, wenngleich sie dir dargebracht werden durch das erbärmlichste, trostloseste, aber zugleich glücklichste deiner verbannten, sündigen Geschöpfe."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

9. September 1805.

„Der letzte Brief, den ich Ihnen schrieb, wurde unterbrochen, weil ich zu meiner armen Stiefmutter, Madam Bayley[1]) gerufen wurde, um ihr in ihren letzten Augenblicken beizustehen. Ich wurde mehrere Tage in der Stadt zurückgehalten. In Wahrheit, mein theurer Antonio, habe ich allen Grund, Sie zu lieben und zu jeder Stunde des Tages meine Hände flehend für Sie zu Gott zu erheben, wenn ich bedenke, daß er Sie erwählte, um als treuer Freund meine Seele zum Lichte des heiligen Glaubens zu führen. Wenn ich diese armen Menschen ohne Sacramente, ohne Gebete sterben sehe, wie sie in den letzten Augenblicken ihrer schwachen Natur überlassen sind, der himmlischen Tröstungen beraubt, die der allmächtige Gott uns so reichlich spendet, dann fühle ich eine unerklärliche Freude. Zwar ist mein Herz erfüllt mit Schmerz

---

1) Charlotte Amalia Barclay, mit welcher Elisabeths Vater, Richard Bayley in zweiter Ehe vermählt gewesen war. Sie war vermählt 1778, hatte sieben Kinder gehabt und war 1801 Witwe geworden.

im Hinblick auf diese Armen, aber ich fühle mich so überaus glücklich in dem Gedanken, welch' andere Aussichten uns dagegen, durch die Güte und Erbarmung Gottes, für diese letzte Stunde eröffnet sind.

„Ich könnte über diesen Gegenstand viele Blätter schreiben, ohne jemals ausdrücken zu können, was mein Herz empfindet.

„Das gelbe Fieber ist hier neuerdings erschienen, und zeigt sich so bösartig, daß die Stadt beinahe unbewohnt ist. Gott möge uns barmherzig sein. O wie danke ich ihm dafür, daß Sie so weit von hier entfernt sind; denn da es zu Philadelphia eben so aussieht wie hier, hätten Sie nie einen besseren Zeitpunkt für Ihre Reise nach Montréal wählen können, als den gegenwärtigen. Ich zweifle nicht daran, daß der gute Engel, der Sie dorthin geführt hat, Sie auch ferner beschützen werde; meine Seele flehet ihn aus allen Kräften darum an. H. O'Brien war sehr gefährlich krank; aber er ist jetzt genesen. Er gedenkt Ihrer mit größter Verehrung und erkundigt sich mit vielem Interesse nach Ihnen. Theurer, theurer Antonio, seien Sie sorgsam, denken Sie an Alle, welche Sie lieben und schätzen, ohne von den lieben und mächtigen Banden der Natur zu reden, durch welche Sie noch fester und inniger gebunden sind."

## Dieselbe an denselben.

2. October 1805.

„Mein Gewissen macht mir wirklich Vorwürfe, mein theurer Antonio, daß ich Ihnen noch nicht nach Boston geschrieben habe, wie Sie wünschten. Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, ich war so beschäftigt, Winterkleider für meine Kinder anzufertigen, daß die Stunde, die ich bestimmte, um an den besten der Brüder zu schreiben, stets wieder auf eine oder andere Weise ausgefüllt wurde. Und doch arbeite ich bis Mit-

ternacht, bisweilen sogar bis ein Uhr Morgens. Es ist auch wahrlich keine kleine Arbeit, diese Lumpen umzuwenden und zu flicken, so gut es eben gehen will, um noch etwas ordentliches daraus zu machen. Auch fahre ich fort, diesen Kleinen, die mich den ganzen Tag umringen, beizubringen, was sie zu fassen vermögen. Sie werden mir wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es in Mitte dieses Gewirres leichter ist zu beten als zu schreiben. Wenn ich Ihnen dieses alles erzähle, so geschieht es nur, damit Sie mich nicht zanken, wie ich es doch wirklich verdient zu haben eingestehe. Aber Sie müssen Mitleid mit mir haben, Antonio, denken Sie, daß ihre arme kleine Schwester immer auf dem Kriegsfuße steht. Wollten Sie mit ihr unzufrieden sein, so wäre sie untröstlich.

„Sagen Sie mir vielmehr, daß Sie glücklich darüber sind, zu wissen, daß die theuren Freunde, deren Gesellschaft und Zuneigung Ihnen so sehr gefallen, wohl sind, und daß Sie mit Dank die Güte Gottes gegen Sie erkennen, welcher die Stadt, in der Sie weilen, verschonte, während es bei uns so traurig aussieht[1]). Wie oft habe ich ihm dafür gedankt, daß Sie nicht hier sind, und daß Sie uns bereits vor dem ersten Ueberfall der Krankheit verlassen hatten. Der Besuch, den sie uns machte, war ganz unerwartet. Mein lieber Tonino hätte sich ja leicht um einen Tag länger aufhalten können. Aber die lieben Engel, deren Fest ich heute in meinem Herzen, so gut wie nur eben möglich gefeiert, haben Ihre Abreise beschleunigt. Auch habe ich das Vertrauen, dieselben werden Sie gesund und wohl erhalten. Sie sind ja stets bei uns, in allen Gefahren, denen ein Christ auf seinem Wege immer begegnet, besonders ein Christ, der wie Sie kämpft, um gut zu werden. Meine lieben Kleinen erheben Morgens uud Abends ihre Händ-

---

[1]) Das gelbe Fieber wüthete fortwährend in New-York. Elisabeth hatte mit ihren Kindern die Stadt verlassen und wohnte augenblicklich zu Staten-Island.

chen zum Himmel empor, für den theuren Antonio; sie beten, daß die göttliche Gnade ihm helfe, stets den heiligen Willen Gottes zu erfüllen und ihn endlich zum Himmelreiche führe. Und dies ist es, was auch ich täglich, und oft unter Thränen für Sie erflehe.

„Sie können sich schwerlich eine Person vorstellen, die mehr von äußern Hülfsmitteln entblößt wäre, als ich es in diesem Augenblicke bin. Keine liebe Kirche und keine der Tröstungen, die mit ihr verbunden sind. Aber in Mitte der unzähligen Schwierigkeiten, die sich jetzt vor mir aufthürmen, erlaubt derjenige, welcher in meiner Seele lebt, nicht, daß ich darauf vergesse, wie ich das was ich jetzt in Thränen säe, dereinst in Freuden ernten werde. Diese Zuversicht verläßt mich nicht; sie hilft mir, leichten Schrittes über Stacheln und Dornen hinweg zu gehen.

„Dann halte ich oft mitten im Laufe inne, um meinen Heiland anzurufen, und ihn zu bitten, er wolle mir die Gewißheit geben, es sei dies keine Versuchung, und nicht gestatten, daß mein Feind mich täusche, den Frieden dort zu suchen, wo kein Friede ist. . . Er antwortet mir dann immer, ich solle mich nicht fürchten. — Weil du deinen Frieden nur in mir findest, sagt er mir, so kann es kein falscher Frieden sein. — Zur Zeit, wo ich noch die Frau des theuren William war, hörte ich ihn oft darüber seufzen, daß ich zu viel thue; dann war ich so glücklich, indem ich ihm antwortete: Die Liebe macht jede Arbeit leicht. Mit welch größerem Gefühle des Glückes muß ich nicht also sagen zu demjenigen, der mir zugleich Vater, Bräutigam, Bruder und Freund ist!

„Sie wissen, lieber Bruder, daß ich Ihnen von nichts anderem zu erzählen habe, als von meiner geringen, wenig interressanten Persönlichkeit. Sie müssen mir diese Selbstsucht verzeihen und nach diesem Beispiele mir so viel möglich, von ihrer Seele und von allem übrigen mittheilen. Und nun, theuerster Tonino, beweisen Sie mir Ihre echte Liebe dadurch, daß

Sie allen ihren Kredit dazu verwenden, meine beiden Knaben irgendwo unterzubringen, wenn es möglich ist. Könnten Sie wissen, in welcher Lage sie sich hier befinden, so würden Sie, auch abgesehen von dem großen Interesse für mich, aus bloßer Liebe für deren Seele, mit ihnen Mitleiden haben. Gezwungen zu hören, wie man unsere heilige Religion in's Lächerliche zieht, unsere Kirche und ihre Diener verspottet, ist ihre Seele stets in Gefahr, das Gift schlechter Grundsätze in sich aufzunehmen. Es ist mir unmöglich, immer gegenwärtig zu sein, um dem Uebel zu steuern, ich kann es nicht einmal immer entdecken.

„Die Nachricht von der Krankheit des Herrn Matignon hat mich mit Kummer erfüllt; er wolle mir erlauben, ihn meiner aufrichtigsten Verehrung zu versichern. Sie finden beiliegend einen Brief an unsern theuren und hochgeschätzten Hrn. v. Cheverus. Ich zittere immer, wenn ich Ihnen mein Schreiben nicht erst zeigen kann, weil ich fürchte, in meinen Ausdrücken gegen die schuldige Achtung zu verstoßen. Sie wissen ja, daß mein Herz mich bisweilen über die Grenzen fortreißt. Sollte es mir auch dieses Mal geschehen sein, so bitten Sie doch für mich um Nachsicht."

In unsern Tagen herrscht ein solcher Geist der Duldung in den Vereinigten Staaten, daß die Kinder der besten protestantischen Familien, nicht nur von katholischen Laien geleiteten Schulen anfüllen, sondern auch die Gymnasien und die Klöster, in denen sie ihre Erziehung von Priestern und Ordensfrauen erhalten. Dieser Fortschritt hat nur allmählig statt gefunden, im Anfange dieses Jahrhunderts durfte man ihn noch nicht erwarten. Zu dieser Zeit konnte in New-York eine von Katholiken geleitete Erziehungsanstalt nicht gedeihen, mochte sie auch noch so ausgezeichnet sein; Herr White und Elisabeth mußten diese Erfahrung machen Ihre Schule, die anfänglich zu erblühen schien, leerte sich bald. Schon am Ende des Monats Oktober wurde sie geschlossen. Die Personen, welche

sich für Elisabeth und ihre Kinder interessirten, ungeachtet sie die sogenannte Verirrung der armen Madam Seton beklagten, suchten ihr in einer protestantischen Schule, bei einem Herrn Harris die Stellung zu verschaffen, welche Herr White ihr nicht mehr sichern konnte. Die Hauptsache war, zu erfahren, ob Herr Harris die Convertitin als Mitarbeiterin anzunehmen gesinnt wäre. Er nahm die ersten Anfragen, die man wagte, sehr kalt auf. Man hatte es nicht erwartet. Diese Enttäuschung erregte üble Laune, welche dann gegen Elisabeth geäußert wurde. Antonio Filicchi war der Vertraute dessen, was sie damals zu leiden hatte. „Man sagt mir, schrieb sie ihm, es sei zweifelhaft, ob Herr Harris, der Besitzer der Schule, in Gemeinschaft mit einer Katholikin zu wirken gewillt sei, und ob die Eltern wohl ihre Kinder meiner Obsorge anvertrauen würden. . . Ich habe mir alles sagen lassen, ich habe sie demüthig und mit geheimer Freude darüber angehört, daß ich gewürdigt wurde, für Jesu Namen Vorwürfe zu ertragen. Am Ende habe ich geantwortet, ich sei bereit, jede ehrbare Beschäftigung zu ergreifen, um für unsern Unterhalt zu sorgen."

Die mit Herrn Harris im Interesse Elisabeths angeknüpften Unterhandlungen dauerten mehrere Wochen, ohne zum Ziele zu führen. Diejenigen, welche sich daran betheiligten, ermüdeten und verloren wegen deren langer Dauer den Muth. Indem sie Antonio erzählt, welche Verdrießlichkeiten sie diesen Personen bereitet, ihre resultatlosen Bemühungen, die neuen Pläne, die man ihr vorlegt, ohne daß sich davon etwas erwarten ließe, sagt sie: „Mit einem Worte, Tonino, sie wissen nicht, was sie mit mir anfangen sollen. Aber Gott weiß es; und wenn der bestimmte, glückliche Augenblick gekommen sein wird, dann werden wir es auch wissen. Bis dahin gibt er dem schwächsten, dem ärmsten seiner Geschöpfe die nothwendige Kraft. Die Freude wird am Morgen kommen[1]). Alle sehen indessen

1) Psalm XXIX.

mit Verwunderung auf eine Person, die vor wenigen Jahren noch ihre Ungeduld nicht zu bemeistern wußte, und die jetzt ruhig lächelt, bei Schwierigkeiten, die Jedermann erkennen und fühlen muß."

Herr Harris traf indessen endlich eine Vereinbarung mit Elisabeth. Zwar wollte er sie nicht bei dem Unterrichte und der Erziehung in seinem Hause thätig sein lassen, aber sie kamen dahin überein, daß sie in einem gemietheten Hause, in der Nähe des seinigen, eine gewisse Anzahl Kinder aufnehmen würde, welche seine Schule besuchten. Diese Uebereinkunft wurde für drei Jahre abgeschlossen, und sie versprach, für die Dauer derselben, das Fortkommen Elisabeths sicher zu stellen.

# Zehntes Kapitel.

Zwei Schwestern von William Magee Seton, Henriette und Cäcilia. — Anhänglichkeit und Bewunderung derselben für Elisabeth. — Krankheit Cäciliens. — Elisabeth erhält die Erlaubniß, dieselbe zu besuchen. — Cäcilia vertraut ihrer Schwägerin ihren Wunsch, katholisch zu werden. Staunen Elisabeths, Klugheit ihres Betragens. — Cäcilia wird in den Schooß der wahren Kirche aufgenommen. — Verfolgungen und Strenge, welche sie zu ertragen hat. — Aus dem väterlichen Hause verjagt, sucht sie bei Elisabeth eine Zufluchtsstätte. — Brief des Herrn Carroll. — Briefwechsel zwischen Elisabeth und Antonio und Filippo Filicchi. — Uebernatürliches Glück in Mitte der Leiden. —

1806—1807.

Die fünf Waisen, welche William Magee Seton hinterließ, waren alle noch sehr jung. Zu derselben Zeit, als er im Lazareth zu Livorno starb, erreichte William, der älteste seiner beiden Söhne, erst sein achtes Lebensjahr[1]). Wir können also wohl sagen, daß zwei Jahre später, dem Zeitpunkte, bei welchem wir jetzt angekommen sind, James, jüngerer Bruder William Magees, das Haupt der Familie Seton war.

Weil dieser sich aus Geschmack und nach dem Gebrauch der Familie für den Militärstand entschied, erhielt er im Alter von vierzehn Jahren eine Fähnrichsstelle im englischen Heere. Die amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung und die darauf folgende Revolution, überraschten ihn in England, wo

1) Geboren 25. November 1796, gestorben 20. Januar 1868, hinterließ 3 Söhne und 4 Töchter.

er neben dem Dienste seine Studien vollendete. Die Biederkeit verbot ihm, seine Fahne zu verlassen; aber der Gedanke, gegen sein Geburtsland zu streiten, kam ihm nicht in den Sinn. Genöthigt wieder ins Privatleben zurückzutreten, hatte er sich in New-York niedergelassen, wo er sich, noch jung, verheirathet hatte, und wo er ein sorgenfereies, angesehenes Leben führte. Nach ihm kamen sein Bruder Henry, Offizier in der Marine der Vereinigten Staaten und seine Schwester Anna Maria, die mit dem achtbaren Herrn John Vining vermählt war, der im Senate Amerikas den Staat Deleware vertrat. Madame Vining wurde zu den ausgezeichnetsten Schönheiten ihrer Zeit gerechnet und mit Recht. Man kann darüber urtheilen nach ihrem Portrait, welches mit einer biographischen Skizze in dem berühmten Werke erschienen ist, das den Titel führt: Der republikanische Hof von Washington. Aus seiner Ehe mit der Schwester seiner ersten Frau, hatte William Seton, Vater von William Magee, James, Henry und Madam Vining noch fünf andere Kinder gehabt: Eliza, die an Herrn Maitland von New-York verheirathet war; Charlotte, Gemahlin des Gouverneurs Ogden[1]); Henriette, welche jetzt kaum zwanzig Jahre zählte; Cäcilia, die in ihr fünfzehntes Jahr trat und den noch jüngeren Samuel.

Henriette und Cäcilia hatten für ihre Schwägerin Elisabeth stets eine zärtliche Liebe gehabt. Auch wurde weder die Bewunderung noch die Anhänglichkeit, welche sie für dieselbe hegten, vermindert, als sie zur katholischen Kirche übertrat. Der Tadel, den man auf Elisabeth warf, betrübte sie sehr. Sie erhoben die Stimme, um sie zu vertheidigen, aber dadurch wurde sie noch größeren Ungerechtigkeiten ausgesetzt.

---

1) Gouverneur muß hier nur als Ehrentitel aufgefaßt werden. Früher ließ man den englischen und holländischen Colonien Nordamerikas diesen Titel nicht nur demjenigen, welcher eine Provinz im Namen der Krone verwaltet hatte, sondern man legte denselben auch den ältesten Söhnen früherer Gouverneure aus Höflichkeit bei.

Um ihr also nicht zu schaden, bezwangen sie ihr edles Herz und blieben stumm, wenn man sie beschuldigte. Sie hatten keine andere Vertheidigung, als Thränen. Nach und nach wußte man ihr Schweigen und ihre Sanftmuth zu schätzen. Von Zeit zu Zeit erhielten sie die Erkaubniß, Elisabeth zu besuchen. Aber es geschah nur äußerst selten, und nur auf kurze Augenblicke, die sie gleichsam stehlen mußten. Beide aber schrieben ihr so oft sie konnten. Ein Brief Elisabeths an die jüngste dieser liebenswürdigen Freundinnen, wird uns am besten den Charakter dieser ihrer Freundschaft schildern.

## Elisabeth an Cäcilia Seton.

22. October 1805.

„Die süßesten und unschuldigsten Freuden dieses Lebens schwinden schnell. So erscheinen mir die schönen Augenblicke des Friedens und der Zärtlichkeit, die ich heute Morgen bei Cäcilia genoß, jetzt nur wie ein Traum. Aber es geschieht oft, daß ein angenehmer Traum unserm Geiste einen Vorgeschmack des Glückes gibt, nach dem derselbe sich sehnt. Dies empfinde ich augenblicklich, mein Herz wendet sich der süßen Hoffnung zu, selbst noch in dieser Welt die Freude zu genießen, mit dir vereint zu sein. Sollte aber der himmlische Vater es anders angeordnet haben, dann bleibt uns noch eine andere Aussicht: die weit sicherere Hoffnung unserer ewigen Wiedervereinigung bei Gott. Diese kann uns nicht geraubt werden. Wir können sie nur verlieren durch eigene Schuld, durch eine strafbare Nachlässigkeit, gegen die wir uns durch ununterbrochenes Gebet waffnen müssen, welches durch keine Beschäftigung, durch keine Veranlassung gestört wird. Ich verstehe, wie du weißt, das Gebet des Herzens, welches unabhängig ist von Zeit und Ort, welches vielmehr eine Gewohnheit ist, sein Herz zu Gott zu erheben und sich mit ihm zu unterhalten. So wirst Du es z. B. machen, wenn Du, indem

Du an Deine Studien gehst, einen Blick der Liebe auf ihn richtest, indem Du leise sagst: „O Gott, wie eitel wäre diese Wissenschaft, wenn sie nicht darauf zielte, meine Geistesfähigkeiten auszubilden, damit ich dir würdiger dienen, meinem Nächsten nützlicher werden und so die Aufgabe besser erfüllen könne, welche deine Vorsehung mir aufbewahrt hat.“ — Oder auch, wenn Du im Begriffe stehst, Dich in eine Gesellschaft zu begeben, oder wenn Du in einer Versammlung bist, die Dir nicht zusagt, und Du Dich dann an denjenigen wendest, der Dein Herz kennt, und der weiß, wie weit glücklicher Du Dich fühlen würdest, wenn Du nur ihm angehören könntest. Kommt Dir ein solcher Gedanke, dann sprich nur ganz einfach: „Lieber Gott, Du hast mich hier hingestellt, und ich muß mich von ganzem Herzen denen unterwerfen, denen du Gewalt über mich gegeben hast. Aber, ich beschwöre dich, gib nicht zu, daß ich durch irgend etwas von dir getrennt werde! — Fühlst Du Dich zur Ungeduld gereizt, dann denke einen Augenblick darüber nach, wie weit mehr Grund Gott hätte, über Dich aufgebracht zu sein, als Du hast, über andere zu zürnen. Siehe, wie groß seine Geduld und Langmuth sind. — In allen Deinen kleinen oder großen Verdrießlichkeiten, laß Dein liebes Herz Schutz suchen, bei unserm süßen und guten Heilande. Wirf Dich ganz und gar in seine Arme, da wirst Du Hülfe finden gegen jeden Kummer und jegliches Leid. Er wird sich nicht zurückziehen, Dich niemals verlassen.“

Im Monat Januar 1806 wurde Cäcilia gefährlich krank, man fürchtete während mehrerer Tage für ihr Leben. Als die Gefahr überstanden, ging die Genesung nur sehr langsam vorwärts. Gleich im Anfange ihrer Krankheit hatte sie gebeten, man möge Elisabeth erlauben, sie zu besuchen. Ihre Umgebung hatte nicht den Muth gehabt, ihr diese Bitte zu verweigern. Elisabeth eilte auf den ersten Ruf herbei. Wie erstaunte sie aber, als man sie eines Tages mit der lieben Kranken allein gelassen hatte und diese ihr mittheilte, sie sei entschlossen, ih-

rem Beispiele zu folgen und den katholischen Glauben anzunehmen. Hier hatte die Gnade ganz allein durch innere Antriebe gewirkt. Dieses Kind von fünfzehn Jahren hatte nur ihr eigenes Nachdenken zu Rathe gezogen. Die Gradheit ihres Herzens hatte ihr diesen Entschluß eingegeben und ihr den edlen Muth dazu eingeflößt. Alles in ihrer Umgebung sagte ihr, daß sie die Freude der Bekehrung würde theuer erkaufen müssen. In dem Alter, wo man nur Vertrauen kennt, wo man sich so leicht schmeichelt, war sie durch die Erfahrung, diese mächtige Lehrmeisterin, belehrt worden. Hätte ihre Jugend sich auch wieder den früheren Täuschungen hingeben können, ein Blick auf Elisabeth mußte sie alsbald wieder zerstreuen. Aber der Augenblick war für sie noch nicht gekommen, ihren Entschluß auszuführen. Ihre Ungeduld mußte sich der Nothwendigkeit eines Aufschubes fügen. Man kam überein, daß sie Niemanden ihr Geheimniß anvertrauen solle. Elisabeth ihrerseits verbarg ihre Verwirrung, und verschloß die Freude in ihrer Seele. Sie fuhr fort, ihre Schwester oft zu besuchen. Erlaubte man ihr nicht, sie zu sehen, dann flößte sie ihr aus der Ferne Muth ein, indem sie ihr schrieb.

## Elisabeth an Cäcilia Seton.

2. März 1806.

„O hätte ich die Flügel des Engels des Friedens, um mein liebes Kind zu besuchen, so würden Trauer und Leiden schwinden. Müßten sie aber als Boten unsers erbarmungsreichen Vaters bei Dir bleiben, Cäcilia, um Dich loszureißen von diesem Leben der Versuchungen und des Elendes, und Dich auf den Besitz der unendlichen Seligkeit vorzubereiten, dann würde ich Dich hinweisen, meine Schwester, auf das Beispiel dessen, der Leiden und Schmerzen erwählte, damit sie ihn begleiten sollten von der Krippe bis zum Kreuze, an welchem er für uns sterben wollte. Ich würde Dir helfen, Dein Herz

von weltlichen Gedanken zu reinigen, diesen sündigen Leib unter der verdienten Strafe zu beugen, und um die heiligende Gnade zu bitten, welche die gegenwärtigen Leiden in unvergängliche Herrlichkeit umwandelt. O Gott! könnten wir uns nur gegenseitig aneifern, jener göttlichen Gebote eingedenk zu sein, welche wir zusammen lasen in der letzten, glücklichen Nacht, in welcher ich bei Dir wachte!

„Meine Cäcilia, ich bitte Dich, opfere alle Deine Leiden und Widerwärtigkeiten unserm anbetungswürdigen Erlöser auf, damit er sie vereinige mit der Verlassenheit, den Leiden und Qualen, die er am Kreuze für uns erduldet hat. Flehe ihn an, daß er auf Dich herabfallen lassen möge einen Tropfen dieses kostbaren Blutes, welches er vergossen hat, damit wir dadurch gestärkt und erleuchtet würden. Er allein wird hinreichen, Deine Seele in diesem Leben aufrecht zu erhalten, indem er ihr die Versicherung ihres ewigen Heiles verleihet. Er kennt unsere Schwäche und die Gebrechlichkeit unseres Herzens. Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über uns. Hat er denn nicht selbst verheißen, daß er diejenigen nicht verlassen werde, welche auf ihn ihr Vertrauen setzen?"

Die erste Sorge Cäcilia's, nach ihrer Genesung, ging dahin, sich über die Lehren der wahren Kirche Christi Aufklärung zu verschaffen. Von diesem Augenblicke an begann, was man voraussehen konnte, und zwar in der heftigsten Weise: Drohungen, Zornausbrüche, liebevolle Vorwürfe, zärtliche Liebkosungen, alles wurde versucht, aber vergebens. Zu welchen Verirrungen reißt der blinde Eifer nicht sogar die Besten hin. Man sperrte Cäcilia in ein enges Gemach; sie blieb zu verschiedenen Malen mehrere Tage lang abgesondert, wobei man ihr noch strengere Maßregeln androhete, wenn sie nicht versprechen würde, jede Verbindung mit derjenigen abzubrechen, welche man die Verführerin ihres Geistes nannte. Im Hafen von New-York lichtete ein Schiff für Westindien die Anker,

man stellte sich, als nehme man Maßregeln, sie dorthin einzuschiffen. Aber Schrecken ohne Grund und fortwährendes Quälen waren die mindesten ihrer Leiden. Man folterte ihr Herz, indem man ihr vorstellte, sie werde die Veranlassung sein zum vollständigen Ruin Elisabeths, der man das Brod für sich und ihre Kinder rauben könne, wenn man von der Regierung New-Yorks ihre Verstoßung aus der Stadt erwirke.

Aber die muthige Cäcilia, überzeugt, daß weder das größte Unglück, noch der wichtigste menschliche Vortheil zwischen Gott und das Gewissen treten dürfe, erklärte, sie sei zu jedem Opfer bereit. Der Allmächtige war ihre Stütze, er ordnete die Sachen dergestalt, daß sie, ungeachtet aller erdenklichen Hindernisse, am 20. Juni 1806, in den Schooß der wahren Kirche aufgenommen wurde.

Als sie erklärte, sie sei katholisch und nichts werde im Stande sein, ihre neuen Bande zu lösen, sagten ihre Verwandten ihr, sie solle ihr Haus verlassen und dasselbe nie mehr betreten. In dem Augenblicke, wo dieses strenge Urtheil ausgesprochen wurde, zeigte das schwache, feinfühlende Kind, das bis dahin der Abgott der ganzen Familie gewesen war, eine Festigkeit, die der ersten christlichen Jahrhunderte würdig war. Von ihren natürlichen Beschützern verlassen, schmerzlich bewegt von dem Zorne derer, die sie lieben mußte, verließ sie schweigend die Wohnstätte, aus der sie verstoßen wurde. Sie pries sich innerlich glücklich wegen ihrer Armuth, die der Armuth des Heilandes glich, der da sagte: „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, aber des Menschensohn hat nicht einmal einen Stein, worauf er sein Haupt legen könnte.“ Sie pochte an die kleine Thür Elisabeths. Es ist unnöthig zu sagen, daß sie von ihr mit offenen Armen empfangen wurde. Aber durch diese Aufnahme erfüllte sie zwar die ihr süßeste, aber auch die gefahrvollste Pflicht.

Wir hatten gedacht, das Folgende wohl der Vergessenheit anheim geben zu können. Aber die treue Erzählung darf nichts

Unwahres sagen und nichts Wahres verschweigen. Diejenigen, von denen Elisabeth schon so viel zu leiden gehabt, verschworen sich zu deren Verderben. Vor allen andern waren es ihre früheren Hirten, der Bischof Moore und Henry Hobart, die nämlichen, welche ihr noch vor kurzer Zeit gesagt hatten: Handeln Sie nach ihrer eigenen Einsicht und thun Sie, was Sie für das Beste halten[1]). Sie widerriefen jetzt ihre Worte und erhoben sich heftig gegen sie. Taub gegen Gerechtigkeit und Mitleid, gingen sie zu allen denen, die Elisabeth ihre Kinder anvertraut hatten, zu denen, welche auf Herrn Harris irgend welchen Einfluß übten, zu allen, die ihr in irgend einer Weise nützen oder schaden konnten. Und sie begnügten sich nicht damit, Hohn und Verläumdung auf Elisabeth zu werfen, sondern sie verboten, irgend ein Kind bei ihr zu lassen und verlangten, man solle sich gänzlich von ihr zurückziehen. Es ist nicht zu sagen, bis wohin ihr Fanatismus sie geführt haben würde, hätte die Vorsehung nicht erlaubt, daß die so harten, gegen die Katholiken gerichteten Gesetze von New-York, gerade in diesem Jahre 1806 aufgehoben worden wären.

In materieller Hinsicht war die Lage Elisabeths in diesem ersten Augenblicke der Aufregung mehr bedroht, als ernstlich gefährdet, aber von der andern Seite wurde das Leben für sie ein beständiges Marterthum. Aber sie unterlag nicht; die göttliche Gnade hält gleichen Schritt mit unsern Prüfungen. Wie oft hat sie solches erfahren. Der Herr, für den sie so vielen Hoffnungen und Neigungen entsagt hatte, ließ sie die Wahrheit seiner Verheißungen erproben. „Wer aus Liebe zu mir, hatte er gesagt, alles verlassen hat, Vater, Mutter, Brüder, Weib, Kind oder Haus und Acker, der wird es hier hundertfach wiedererhalten und das ewige Leben besitzen.“ Schon hienieden gab er ihr neue Freunde, deren Hingebung sie für

---

1) Siehe den Brief Elisabeths an Antonio Filicchi vom 8. September 1804, Seite 154.

die Verlassenheit von ihrer Familie entschädigte. Der Schutz der edlen Filicchi begleitete sie dnrch alle ihre Prüfungen. Die Tröstungen des Glaubens erfüllten ihr Herz mit überströmender Freude. Ihr Muth gewann neue Stärke durch das Beispiel Cäcilias, die mit überraschender Festigkeit ein Kreuz trug, das nicht weniger drückend war, als das ihrige.

Antonio Filicchi hatte seinen wechselnden Aufenthalt in Amerika dazu benutzt, sie mit hingebenden Freunden zu umgeben. Er hielt sich abwechselnd in New-York und Philadelphia, Boston und Baltimore auf. An den beiden letztgenannten Orten stand er in engem Verkehr mit den Herren v. Cheverus und Matignon, und mit dem Bischofe John Carroll. Alle kannten und bewunderten seine theure Convertitin, obgleich noch keiner von ihnen sie gesehn hatte. Was ihnen Antonio von ihrem Unglücke und ihren Tugenden erzählte, erregte ihre Theilnahme und bestimmte sie, sich ihrer dauernd anzunehmen. Ohne Elisabeth zu sehen, leiteten und ermuthigten sie dieselbe; sie waren ihre treuen Führer. Die Entfernung von New-York, Baltimore uud Boston war nicht so groß, daß sie einem schnellen Briefwechsel hinderlich sein konnte. Elisabeth war zwar von ihren sorgsamen Freunden getrennt, aber sie war für sie doch nicht abwesend.

Die Sorge für ihre tägliche Führung hatte sie in die Hände eines französischen Priesters, Herrn Tisserand gelegt. Er war ihr von Herrn v. Cheverus bezeichnet worden als sehr achtungswerth, liebenswürdig und nicht weniger ausgezeichnet durch Wissenschaft als durch Tugend. Der Hochwürdige Michael Hurley, aus dem Orden des h. Augustin, der erst kürzlich von Europa gekommen und der Kirche St. Peter überwiesen war, nahm ebenfalls ein lebhaftes Interesse an ihren geistigen Angelegenheiten. Er war es, welcher Cäcilia unterrichtete und ihre Schritte leitete, als sie der wahren Kirche einverleibt zu werden wünschte. Herr und Madam James Barry, irländische Katholiken, welche seit lange New-York bewohnten,

Leute von lebhaftem, aufrichtigem, mittheilendem Charakter, hatten sich Elisabeth angeschlossen. Die Verbindung mit ihr datirte von der Zeit ihrer Bekehrung. Von diesem Tage an kamen diejenigen, welche sie liebten, oft in die Gelegenheit, ihr Beweise davon zu geben. So oft sich aber eine solche Gelegenheit fand, um welche die Freundschaft gegen Glückliche die Freunde Unglücklicher beneidet, wußte die Familie Barry dieselbe mit der Freundlichkeit, Großmuth und Wärme zu ergreifen, welche dem irländischen Charakter eigen sind. Auch ihre Frömmigkeit entsprach dem Geiste ihres Vaterlandes, sie war glühend und mittheilsam. Sie verbanden mit den edelsten Sitten die größte Anmuth. Liebenswürdige Kinder und ältere Verwandte belebten ihre Häuslichkeit; ihr Heerd war angenehm und gastfrei. Bei ihnen versammelte sich die Geistlichkeit der kleinen, katholischen Gesellschaft zu New-York. Der Bischof von Baltimore stand in ununterbrochenem Verkehr mit dieser Familie. Alle, welche sie kannten, achteten und liebten sie.

Dies waren die Freunde, dies die neuen Schätze, welche Elisabeth besaß, in dem Augenblicke, wo durch die Abreise Antonio Filicchis, die unerbittliche Entfernung und die Zeit, sich zwischen sie und diesen unvergleichlichen Freund drängen sollte.

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

28. Mai 1806.

„Mein theurer Bruder wird denken, ich sei sehr nachlässig, weil ich nicht früher auf seinen lieben, freundlichen Brief geantwortet habe. Aber da ich Ihnen nichts über Herrn Tisserand mittheilen konnte, wartete ich von Tag zu Tag auf Nachrichten von ihm. Heute empfing ich nun einen langen Brief, den er mir für Sie zuschickt. Der Hauptinhalt ist, daß er abzureisen gedenkt und zwar allem Anscheine nach, in zehn Tagen ungefähr, zugleich mit Herrn und Frau Belain; an Bord des Sea-maid, Kapitain Hovard. Aber es war noch

nicht ganz entschieden. Er wiederholt, daß er sich mit der Hoffnung schmeichle, daß Sie in ihrer Begleitung sein werden. Herr und Frau Belain wünschten, daß Sie deren Verlangen kännten, sich in Ihrer Gesellschaft zu befinden, und Ihre Bekanntschaft zu machen. Denn sie behaupten, Ihren Charakter bereits zu kennen durch das, was eine ihrer wärmsten Freundinnen ihnen gesagt. Aber Sie wissen, Tonino, wie partheiisch Freunde sind!

„Stellen Sie sich vor, wie glücklich ich mich in dieser Woche fühlte, unter der Leitung unsers verehrten Bischofs und am Sonntage nach Ostern durch den Empfang der Gnade, nach der ich mich so lange schon sehnte[1]). Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß nur Ihre Gegenwart fehlte, um mein Glück vollständig zu machen. Herr Tisserand konnte nicht gegenwärtig sein. Herr Kelly[2]) hatt statt seiner Pathenstelle bei mir vertreten. Er hat den Namen Maria meinen früheren Namen Anna Elisabeth hinzugefügt. Diese drei Namen erwecken in ihrer Vereinigung in unserm Geiste die ermuthigendsten Gedanken; sie sind ein Memento der Geheimnisse unsers Heiles. Werden Sie kommen? O beeilen Sie sich, theurer Antonio, bevor unser Bischof uns verläßt. Ich werde Sie nur wiederfinden, um Sie abreisen zu sehen, und dann werden wir uns auf dieser Erde nie mehr sehen. . . . Der Brief muß fort. Darum bin ich genöthigt, mich zu beeilen, sonst würde ich mit der nächsten Post noch Vorwürfe von Ihnen bekommen. Der Bischof Carroll sagt, Sie möchten so sehr als möglich eilen, damit er Sie noch sehen könne."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

10. August 1806.

„Mein Herz ist Ihnen über den atlantischen Ocean gefolgt. Wie viele, viele Gebete habe ich schon zum Herrn

1) Das Sakrament der Firmung.
2) Einer der Priester der katholischen Congregation zu New-York.

gesandt, und mit welchem Eifer, damit er Sie begleite und Sie sicher ans Ziel führe. Seit Ihrem Abschiede habe ich ein wahres Meer von Kummer und Unruhe durchschifft; aber der Stern, der mich führte, hörte nicht auf zu glänzen, und der Meister, welcher dem Sturme gebietet, blieb mir gegenwärtig. Der Zorn der S... T... und der übrigen, darüber, daß Cäcilia nicht nur katholisch, sondern auch so unerschütterlich ist, als der Felsen, auf den sie sich stützt, läßt sich nicht beschreiben. Sie drohen ihr, sie aus dem Lande zu jagen, und mich und meine Kinder an den Bettelstab zu bringen. Noch viele andere Drohungen stoßen sie aus — Abgeschmacktheiten, wie Sie sagen — die zu wiederholen nicht der Mühe werth ist. Sie haben einen Familienrath gehalten und darin beschlossen, daß, wenn Cäcilia beharrlich bliebe, ein Jeder sich persönlich verpflichtet halten soll, weder mit der einen noch der andern von uns zu sprechen, noch auch zu erlauben, daß sie die Schwelle ihrer Häuser überschreite.

„An jenem Morgen, an welchem man sie, wenn sie nicht nachgäbe, verstoßen wollte, hat sie ganz ruhig, in aller Frühe, einige ihrer Kleidungsstücke zusammengepackt und ist dann zu mir gekommen. Man schickte ihr Briefe nach mit den größten Schmähungen gegen unsern Glauben, gegen den Aberglauben, die Frömmelei und die schlechten Priester, ꝛc... Herr Hurlei zeigte sich bei dieser Gelegenheit wie ein Engel und wie unser wahrer Freund. Wie hätte auch sonst Ihre arme, kleine Schwester wissen können, wie sie sich verhalten sollte. Aber der allmächtige Gott leitet alles. Ihm übergebe ich die Sorge für mich."

## Antonio Filicchi an Elisabeth Seton.

London, 5. September 1806.

„Meine geliebte Schwester!

„Obschon ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe und sehr träge bin, ungeachtet ich mir selbst mißtraue, und Ihre Sprache verstehe wie ein Kind, oder vielmehr wie ein unwissender Alter, so sollen Sie doch einen kurzen, englisch geschriebenen Brief von Ihrem wahren, beständigen Freunde und Bruder haben. Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden, meine Gesundheit läßt wie gewöhnlich, nichts zu wünschen übrig. Von der Seekrankheit hatte ich glücklicher Weise nur während der Hälfte der Ueberfahrt bis Bristol zu leiden, welche drei und vierzig Tage dauerte.

„In dieser großen Stadt London hatte ich viele Mühe, Herrn Tisserand aufzufinden. Seine Wohnung ist 6 Meilen[1]) von der meinigen entfernt, und wir konnten uns bis jetzt nur ein einziges Mal begegnen. Er will, daß man sein Andenken bei Ihnen auffrische, ich habe ihm aber gesagt, er müsse Ihnen schreiben. Sie werden ihn bald in Amerika wiedersehen.

„In der nächsten Woche gedenke ich nach Liverpool zu gehen, und im künftigen Monate werde ich wieder auf dem Meere sein, um über Holland der Heimath zuzueilen. Wenn ich so glücklich wäre, während dieser Zeit einen Brief von Ihnen oder Ihren Kindern zu erhalten, und wenn die Antwort auf sich warten ließe, so dürfen Sie über diese Trägheit nicht erschrecken. Ich werde mich meinen übernommenen Verpflichtungen nicht entziehen; sie sind mir heilig. Und wie ich glaube, daß Sie mich mit sich zum Himmel ziehen werden, eben so bin ich entschlossen, Sie unbeschadet durch die Wirren dieses Lebens zu führen. Alle Ihre Bedürfnisse muß ich kennen.

---

1) Die englische Meile hat 1600 Meter.

Meine Seele wird ihren Stolz darin setzen, Ihre Lage zu erleichtern, und dieses wird für mich der beste Paß sein für die letzte Reise. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf die Sorgfalt des Herrn James Barry, dem Sie mich empfehlen wollen, wie auch der Madam Barry. Ich hoffe, Sie werden mit dem Bischofe von Georgetown[1]) alles zum Besten angeordnet haben."

Ihr Freund und Bruder für immer.

## Antonio Filicchi an Elisabeth Seton.

London, 3. November 1806.

„Theure Schwester!

„Vor wenigen Tagen erst erhielt ich Ihren so lange erwarteten Brief vom 10. August. Wenn diejenigen, welche weinen, glücklich zu nennen sind, dann sind Sie, meine geliebte Schwester, in der That sehr glücklich. Muth und Ausdauer! Sie wissen, daß die Krone der Unsterblichkeit nur denen verheißen ist, welche ausharren bis ans Ende. Ohne sich durch falsches Mitleiden, gegen wen immer, aufhalten zu lassen, nehmen Sie Ihre heiligmäßige Cäcilia in Ihre glückliche Familie, und beten Sie für Ihre Verfolger. Ihre Mäßigung und Nächstenliebe, Ihr Muth und Ihre Frömmigkeit werden dieselben am Ende beschämen. Gott ist Ihr Beschützer. Und ich, Ihr Freund, werde ich es nicht auch sein? Wen wollten Sie also fürchten? Mein Schutzengel hat mir eingegeben, den einliegenden Brief an meine Freunde Murray zu schreiben. ich lasse ihn offen, damit Sie ihn lesen, auf daß Ihr Herz dadurch gestärkt werde. Ich bin gewiß, daß Sie sich gern meinem Verlangen fügen werden. Verzeihen Sie mir meinen lakonischen Styl, in einem Augenblick werde ich London ver-

1) Antonio meint Herrn Carroll, Bischof von Baltimore, Stifter des Kollegiums von Georgetown.

lassen, um mich auf dem Wege zur Heimath, nach Gravesend und Rotterdam zu begeben. Die Zeit entflieht mir so rasch, daß ich genöthigt bin, mein, Herrn Tisserand gegebenes Wort, zu brechen. Darum bitte ich Sie, mich bei ihm zu entschuldigen, sobald Sie Gelegenheit haben, ihn zu sehen. Adressiren Sie mir Ihre Briefe nach Livorno. Sie müssen mich aber alles wissen lassen, was Sie, Ihre Familie und Ihre Cäcilia, die ich so sehr bewundere, betrifft. Je länger Ihre Briefe sind, desto angenehmer werden sie sein Ihrem aufrichtigen Freunde und Bruder."

Antonio Filicchis Brief an die Herren Murray, welcher in dem vorhergehenden, an Elisabeth Seton adressirten Brief eingeschlossen war.

„An Herren Murray und Sohn in New-York.

„Die christliche, auf Liebe gegründete Religion ist von Leuten in Ihrer Nachbarschaft so wenig verstanden, daß sie das Recht zu haben glauben, die Tugend, welche sich im Unglück befindet, zu schmähen und zu verfolgen, anstatt ihr die verdiente Tröstung und Hülfe zu gewähren. Ich habe hierbei meine tugendhafte und unglückliche Freundin, Madam Seton im Auge, sie ist die Verfolgte. Die Verfolger sind ihre Verwandten, ihre vorgeblichen Freunde, und es ist die Religion, welche sie in ihrer beklagenswerthen Blindheit als Vorwand gebrauchen. Ich bekenne mich, Gott sei Dank, zu bessern Grundsätzen. Abgesehen von den Anweisungen, die ich Ihnen bei meiner Abreise von Amerika gegeben, beauftrage ich Sie, an Madam Seton jede verlangte Summe auszuzahlen, wann sie solche, zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt fordern mag. Vielleicht wird sie sich entschließen, zu uns zu kommen, um bei uns unvernünftigen Katholiken Ruhe und Frieden zu suchen. Es würde uns auch nicht schwer sein, für sie und die ihrigen einen Zufluchtsort zu finden, sei es zu Gubbio[1]) oder an einem

1) Siehe die Note Seite 178.

andern Orte. Sollte dieses geschehen, so bitte ich Sie, meine geehrten Freunde, ihr behülflich zu sein. Meine größte Dankbarkeit und vollständige Verantwortlichkeit sichere ich Ihnen im Voraus zu und zwar mit der größten Bereitwilligkeit, der fähig ist Ihr gehorsamer Diener und Freund

A. F.

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

4. Dezember 1806.

„Ihr Brief von London, datirt vom 5. September, hat mein Herz neu belebt, er hat mich stolz gemacht. Als ich den letzten Absatz den Barry und meinen andern Freunden vorlas, konnte ich der Freude keinen Einhalt thun, welche die Gewißheit mir verursachte, einen Freund, wie Sie, zu besitzen. Es waren aber nicht so sehr zeitliche Rücksichten, theurer Antonio, denn Sie wissen, daß die Vorsehung stets die Armen beschützt, die ohne Stütze sind. Aber ich freue mich, daß in Ihnen, dem besten und zärtlichsten Freunde, dem Werkzeuge der göttlichen Erbarmungen, diese dreimal gesegnete Barmherzigkeit erglänzt, und Ihre Seele in Ehre und Ruhm strahlen läßt.

„Ich schreibe Ihnen nach Livorno, indem ich hoffe, daß Sie sich jetzt gesund und wohlbehalten in den Armen Ihrer Amabilia, des sanften Patrizio und Ihrer andern Lieben befinden. Sie werden wohl, bevor Sie diese Zeilen erhalten, meinen theuren Giorgino hundertmal geküßt haben, für seine arme Signora Seton, die keine Hoffnung hat, ihn eher wiederzusehen, als mit Erlaubniß des h. Petrus. . . Ist es möglich, Antonio, daß wir uns in dieser Welt nicht mehr sehen werden? Gütiger Gott! ich darf mich bei diesem Gedanken nicht anders aufhalten, als um mich mehr anzutreiben, meine Aufnahme ins Paradies zu verdienen. Dort haben Sie mir das erste Stell-dich-ein zugesagt. Erinnern Sie sich dessen noch? Sie wissen, mein Bruder, daß dorthin alle meine Hoffnungen gerichtet sind. Da hinzugelangen, und Sie und die

lieben Ihrigen dort zu finden, ist einer meiner heißesten Wünsche.

„Ich habe Ihnen die vorzüglichsten Begebenheiten, die sich seit Ihrer Abreise zugetragen, theilweise mitgetheilt. Haben Sie meinen Brief erhalten, so genügt er, wenn nicht, werde ich mich doch schon hüten, auf diese Dinge zurückzukommen, die nicht werth sind, daß man sich daran erinnere; um so mehr, weil ich sie Ihrem Filippo erzählt habe. Niemals habe ich mich so glücklich gefühlt und so zufrieden mit meiner Lage. Ich hoffe, daß dieses die Zeit der Erndte für mich ist; jede Stunde bringt neue Opfer mit sich. Ihr Freund, Herr v. Cheverus und Herr Matignon haben sich ganz und gar meinem Vorhaben, mich von hier zu entfernen, widersetzt. So bleibe ich denn, zufrieden in dem Bewußtsein, daß ich den Willen Gottes erfülle, indem ich ihnen gehorche, und darauf kommt ja alles an.

„Herr Tisserand hat mir von London aus mehrere Male geschrieben. Er spricht viel von Ihnen und läßt mich seine Rücklehr für das nächste Frühjahr hoffen. Ein einziges Wort, das die Liebe einem dieser guten Herren für mich eingibt, hat für mich einen größeren Werth, als die kalten Herzen, welche ich verloren habe.

„Sagen Sie Ihrer Amabilia, daß ich sie ewig lieben werde; sagen Sie ihr auch, sie möge für mich beten und auch ihren kleinen, sanften Giorgino lehren, seine unschuldigen Hände zum Heilande zu erheben, für die entfernte Freundin. Sie soll ihm sagen, daß ich ihn nach seiner guten Mutter am meisten liebe, und daß ich, sollte er je nach Amerika kommen, dort seine Mutter sein werde. Daß doch auch Ihr Liebling und Ihre lieben Töchter für mich beten, Antonio; beten Sie für Ihre Schwester.

„Eine wüthende Menge hatte sich hier am Weihnachtsabend versammelt, um unsere Kirche niederzureißen oder in Brand zu stecken. Sie wurde vertrieben, aber ein Polizist ist

getödtet und mehrere andere Personen sind verwundet worden. Es war Zeit, daß man dazwischen kam, das Kreuz war schon abgerissen. Der Maire hat eine Proklamation erlassen, wodurch dem Uebel Einhalt geschah. Es war ein trauriger Augenblick für unsere geistlichen Herren.

„Sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten, im Leben wie im Tode, werde ich nicht aufhören für Sie, mein Bruder, zu beten und Sie von ganzem Herzen zu lieben."

## Antonio Filicchi an Elisabeth Seton.

Livorno, 2. Januar 1807.

„Meine gute, geliebte Schwester und Freundin!

Ihre Gebete sind erhört worden, meine gute, theure Schwester; ich bin endlich gesund und wohlbehalten, am 22. vergangenen Monats um 9 Uhr Abends, wieder in Livorno angekommen. Ich habe meine geliebte Piccinina[1]) und meine Kinder, meinen guten Bruder und die Signora Maria im besten Wohlsein angetroffen. Ebenso unsere Camilina und Giacomo[2]), welche einige Tage früher von Gubbio eingetroffen waren, um den Reisenden zu empfangen und wegen der glücklichen Heimkehr zu gratuliren.

Von Holland aus bin ich durch Frankreich hierher gekommen, ich reisete stets wie ein Courier, welcher Depeschen zu überbringen hat. Auch ein Abenteuer habe ich erlebt. Ich mußte über den Cenis in einer stockfinsteren Nacht mit dichtem Nebel, Regen und Schnee; dazu kam noch, daß alle unsere Lichter erloschen, als wir erst die Hälfte des Weges zurückge-

---

1) Piccinina, meine geliebteste Kleine. — Es war dieses der zärtliche Name, den Antonio fast immer Amabilia beilegte, welche in der That sehr klein war. Es ist schwer, in der Uebersetzung die zarte Anmuth auszudrücken, welche dieses italienische Wort bezeichnet.

2) Camilla, Schwester von Filippo und Antonio; Giacomo, ihr ältester Bruder.

legt hatten. Es war an einem Sonntag Abend, den 7. Dezember, dem Vorabende des Festes der allerseligsten Jungfrau Maria. Der Postillon vermochte den Weg nicht mehr vom Abgrunde zu unterscheiden. Alle verzweifelten an unserer Rettung. Meine amerikanische Schwester betete, denke ich, in diesem Augenblicke für ihren italienischen Bruder. Da erschien uns plötzlich ein armer Landmann mit einer Laterne in der Hand, der den Berg erstieg. Dieser Zufall erscheint fast wunderbar, er befreite uns Alle aus der Todesangst. Um Mitternacht erreichten wir Susa, am Fuße des Berges. Selbst diejenigen, welche am wenigsten zum Nachdenken geneigt schienen, lobten und dankten Gott wegen unserer Rettung.

„Ich schicke Ihnen hierbei, für den Fall der Noth, eine Abschrift meines Briefes an die Herren Murray vom 3. Dezember. Schreiben Sie mir so oft und so ausführlich, wie es Ihnen nur möglich ist, sowohl über Ihre eigene Person, als über Ihre Kinder und die neue h. Cäcilia. Die Herren Hurley, Matygnon und Cheverus werden stets bereit sein, Ihnen mit ihren Rathschlägen beizustehen und Sie zu trösten. Ich für meinen Theil werde nicht ermangeln, Sie ihnen neuerdings zu empfehlen. Auch hoffe ich, daß durch ihren Einfluß Ihre beiden Knaben, zu Montreal oder im Kollegium von Georgetown, Aufnahme finden werden.

„Meine Empfehlungen an die Herren Dr. O'Brien, Kelly und Barry. Meine Piccinina schickt Ihnen und Amerika ihre zärtlichsten Grüße zu. Die Gefühle, welche mein Bruder Filippo für Sie hegt, sind fast den meinigen gleich. Wir rechnen es uns beide zur Ehre an, Ihre Beschützer zu sein. Wir werden Sie auch nicht vergessen, glauben Sie mir, für die Zeit, wo wir nicht mehr sein werden."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

14. März 1807[1]).

„Einen Tag wie den heutigen kann ich unmöglich beschließen, ohne meinem Bruder einige Augenblicke geschenkt zu haben. Ruft er mir doch ein Glück ins Gedächtniß, an welchem er einen so großen Antheil genommen hat. Erinnern Sie sich wohl des Tages, an welchem Sie das arme, irrende Schäflein zur Heerde gebracht und zu den Füßen des zärtlichen Hirten geführt haben? Wer hat mich zuerst ermahnt durch die Worte: Meine Schwester, Sie befinden sich auf der breiten Straße und nicht auf dem rechten Wege? Es war Antonio. — Wer hat mich beschworen, den rechten Weg zu suchen? Antonio. — Wer hat mich mit so vieler Güte und Sanftmuth gestützt? Antonio. — Und als ich wieder umkehren wollte, wer hat da durch seine beharrliche Liebe meine Schritte vom Irrwege zurückgehalten, und mein armes Herz gestärkt? Antonio war es. — Welcher ist der Freund, den ich nie vergebens suche, mein Beschützer, mein Wohlthäter? Antonio, Antonio! der Gesandte des Himmels, der Bote des Friedens, das Werkzeug der Erbarmungen Gottes. Gott, mein Gott, vergilt es ihm! Die flehende Stimme der Wittwe, die unschuldigen Hände der Waisen erheben sich zu Dir, um Deinen Segen für ihn zu erflehen. Seine Zärtlichkeit ist die Quelle aller ihrer Freuden, laß ihn die ewigen Wonnen deiner Liebe genießen.

„Sie können wohl denken, Antonio, daß ich heute Morgen die h. Kommunion empfangen habe. Stellen Sie sich vor, was mein Herz für Sie und Filippo gesagt hat. . . . Es ist nicht leicht auszudrücken. Unsere kleine h. Cäcilia ist eben so eifrig im Gebete für Sie, als sie eifrig ist für die Religion.

---

1) Es war der zweite Jahrestag ihrer Aufnahme in den Schooß der Kirche.

Sie ist wirklich eine ihrer schönsten Zierden durch ihre Unschuld und Frömmigkeit. Sogar diejenigen, welche ihre Weisheit für Thorheit halten, bewundern sie.

„In letzterer Zeit waren wir genöthigt, einige Mal mit unseren früheren Verwandten und Freunden, am Sterbebette der armen Madame Maitland, zusammen zu treffen.. Da die Pflege äußerst beschwerlich war, und sie in den letzten Augenblicken alle ihre Liebe auf Cäcilia und mich geworfen hatte, hat man gern zugeben wollen, daß wir unsern Theil von der Last trugen. Gewiß würde man es in noch größerem Maaße gethan haben, hätte man uns für diese Zeit stumm machen können. Indessen ist alles gut abgelaufen. Ich erschien nie, als zur Nachtzeit, gleich dem Vogel der Weisheit. Cäcilia ging im Tage hin. Sie waren entzückt über ihr sanftes und demüthiges Wesen, und über die Klugheit, die sie bewies. Alle ihre Schwestern und Madame James S. . . haben sie sogar eingeladen, sie zu besuchen, was sie allmälig und gelegentlich thun wird. . . Jedesmal wenn ich ihnen begegne, thue ich, als habe ich sie erst gestern gesehen. Jetzt, nach dem Tode der armen Leidenden, werde ich sie wahrscheinlich nicht mehr sehen. Ich war im letzten Augenblicke allein da, ich habe ihr die Augen zugedrückt. Antonio! o mein Bruder! wie schrecklich ist es doch, ohne Gebete, ohne Sacramente . . niedergeschmettert, ungeduldig, erbärmlich . . .! Wie vermöchten wir die große Barmherzigkeit genugsam zu preisen, welche uns im Schooße unsers Meisters unsern Platz angewiesen hat."

## Dieselbe an denselben.

Ostermontag, 30. März 1807.

„Ich wünsche Ihnen und Ihrem lieben Bruder ein glückliches Auferstehungsfest. Möchten Sie schon zum Voraus jenes Glück genießen, welches uns einst vereinigen soll, um nie mehr getrennt zu werden, weder durch Meerengen oder Meerbusen, noch

Meere, auch nicht durch die Dunkelheit. Werden Sie sich an diesem glänzenden Morgen nicht erfreuen! O ja, ganz gewiß! und das Lächeln unsers Freundes Petrus wird unsere Freude noch erhöhen. . . Sagen Sie der theuren Amabilia, daß ich mich an alles erinnere, an das kleine Lamm, an die Mahlzeit bei ihrer Mutter, mit ihr und ihren lieben Angehörigen, an Rosina und die Verlobten, an ihren Bruder und die kleine Kapelle neben dem großen Kreuze[1]). Diese Erinnerung weckt in mir tiefe Betrübniß. Was mich aber am meisten schmerzt, ist der Gedanke, daß ich zu jener Zeit ihrer Güte und Zuneigung so unwürdig war.

„Ich habe den Tag in der Kirche und bei den lieben Barry zugebracht, deren Zärtlichkeit und Freundschaft für die arme Schwärmerin macht meine größte Freude hienieden aus. Herr Hurley bleibt sich in Beziehung auf mich immer gleich, aber er macht Fortschritte in Rücksicht auf seinen priesterlichen Charakter. Die Eigenheiten, welche wir so ungern an ihm sahen, haben sich gänzlich verloren. Er ist mein Freund, strenge und ernst zur Zeit der Ruhe, aber der nachsichtigste und theilnehmendste, wenn ich von Verwirrung heimgesucht werde. Wir haben Herrn Kelly jetzt immer hier, es ist dieses eine große Errungenschaft für unsere Kirche. Die H. von Cheverus und Matignon haben mir in ihrer trostreichen und himmlischen Sprache geschrieben. Sie beweisen mir die nämliche Geduld und Liebe, wie ich sie von Herrn Tisserand

---

1) Anspielung auf einen alten frommen Gebrauch, der bei den Filicchi immer treu beobachtet wurde. Jedes Jahr am Ostertage frühstückten Madame Amabilia, ihr Mann und ihre Kinder mit ihren Gästen bei ihrer Mutter, welche Kinder, Enkel und nahe Verwandte an ihrem Tische versammelte für die Segnung des Osterlammes und der Ostereier.

Rosina, von der Elisabeth redet, war Madame Filicchis Schwester; die Verlobten die Frau ihres Bruders und eine andere Schwester, die beide damals erst kurze Zeit verheirathet waren. Elisabeth hatte sie nur als Verlobte gekannt.

gewohnt war, der, wie man glaubt, sich auf der Reise hierher befindet. Wie überglücklich werde ich sein, ihn wiederzusehen!

„Es ist fürwahr sonderbar, den Namen einer Verfolgten zu tragen, während man so große Süßigkeit verkostet; arm und elend und zugleich reich und glücklich zu sein; von den Seinigen verlassen und verstoßen zu sein, indessen man mit Zärtlichkeit und Liebe behandelt wird von den auserwählten Dienern und Freunden Gottes! Wenn Ihre Schwester in diesem Augenblicke nicht die glücklichste und freudigste Miene von der Welt zeigte, dann wäre sie in Wahrheit eine Heuchlerin. „Erfreuet euch im Herrn immerdar, erfreuet euch, erfreuet euch."

## Elisabeth an Filippo Filicchi.

10. April 1807.

„Es ist mir sehr heilsam, daß ich gezwungen bin, mir in Mitte der Widerwärtigkeiten jene Ruhe des Gemüthes zu erwerben, welche mich auf dem Wege befestigen wird, den ich wandele. Darum geht mein Bemühen täglich dahin, mich an einen Ihrer ersten Rathschläge zu halten, denjenigen des heiligen Franz von Sales nämlich, daß wir alle Ereignisse unsers Lebens mit friedlichem, freudigem Herzen ertragen, und daß wir allen Widerwärtigkeiten gute Laune und Fröhlichkeit entgegen setzen sollen. Dieses gelingt mir auch so vollständig, daß man die feste Ueberzeugung hegt, Frau William Seton befinde sich in der glücklichsten Lage. In dieser Voraussetzung wiederholt Herr Wilkes, der schon zwei oder dreimal seine Religion gewechselt hat, immer: Wahrlich die Vorsehung thut nicht so viel für mich als für Frau Seton, denn man sieht sie in allen Verhältnissen zufrieden und glücklich.

„Ich, für meinen Theil gestehe Ihnen aber, daß Frau William Seton sehr über sich wachen muß, und zwar mit größter Anstrengung, um stets den Frieden zu bewahren, wel-

chen sie zur Schau trägt. Sie wissen, Filicchi, was dazu gehört, immer zufrieden und glücklich zu sein, wenngleich diese Stimmung, hat man sie sich zu eigen gemacht, ein wahrer Schatz ist. Beten Sie, ich beschwöre Sie darum, hören Sie nicht auf für diese Seele zu beten, deren Heil Ihnen schon so viele Sorge gemacht hat.

„Ich bin im Besitze des größten, auf Erden denkbaren Glückes, indem ich oft die h. Kommunion empfange. Bisweilen wird es mir bis zu drei Malen wöchentlich zu Theil, wenn die Sorge um meine Kinder oder das schlechte Wetter mich nicht verhindern, zur Kirche zu gehen. Nichts vermag Ihnen die glühenden Ergießungen meines Herzens auszudrücken, seine zärtlichen Gefühle, seine Freude und Dankbarkeit, sein Siegesbewußtsein, wenn es erwägt, daß nichts auf der Welt im Stande ist, seinen unendlichen Schatz zu schmälern oder zu vergrößern. Theurer Schatz! welcher einer hingebenden und vertrauenden Seele, die jede Betrübniß, jeden irdischen Verlust als ein sicheres Unterpfand ihrer ewigen Seligkeit ansieht, Alles ist.

„Und nun, wer hat mir das Verständniß dieser Dinge verschafft? Wessen Hand hat meine Schritte zu meinem einzigen Schatze geleitet? Wer hat meine schwache Seele ermuthigt? Wer hat mich voran geführt, als ich für mein eigenes Heil zitterte? . . Und meine lieben Kinder! O ich leite sie an, daß auch diese Sie, als die Ursache aller unserer Freuden ansehen."

## Der Bischof von Baltimore an Elisabeth.

23. Mai 1807.

„Obschon Sie verfolgt sind, weil Sie der Stimme Ihres Gewissens folgten und wenn Ihnen selbst die Freiheit fehlt, mit den Personen zu verkehren, die mit Ihnen durch die engsten und theuersten Bande verknüpft sind, so werden Ihr Beispiel, Ihre Geduld, ja ich darf sagen, Ihre Freude im Leiden,

doch ihre Früchte tragen. Sie haben schon angefangen, solche hervorzubringen in den Gewissen derer, welchen das ewige Heil höher steht als irdische Interessen. Ich fürchte durchaus nicht für Ihre Beharrlichkeit, aber ich bin sehr besorgt wegen Jener, welche die Lehre, die Ihr Beispiel ihnen gibt, von sich weisen, und sich so des Brodes des Lebens berauben. Dennoch vertraue ich auch in dieser Beziehung auf die Vatergüte Gottes, welcher mit Leichtigkeit die Hindernisse forträumen und die Finsterniß verscheuchen kann, welche der Irrthum auf den Pfad der Auserwählten wirft.

„Alles was ich von Ihnen erfahre und höre, vermehrt mein Interesse, meine Achtung und Bewunderung. Aber hüten Sie sich, sich selbst das Verdienst von dem, was Sie thun, zuzuschreiben. Alles was an Ihnen lobenswerth ist, sowohl in der Ordnung der Natur, als der Gnade, ist eine Gabe Gottes. Es wäre weit unter der Würde einer christlichen Seele, die häufig die Verkehrtheit des Hochmuthes betrachtet hat, wollte sie sich einen Ruhm anmaßen, der nur Gott gebührt.

„Ich will nicht schließen, ohne Ihnen neuerdings die Versicherung zu geben, daß Sie in allen Verhältnissen auf mich rechnen können, wo es nur immer in meiner Macht stehen wird, etwas für Sie zu thun. Ebenso werde ich es nicht daran fehlen lassen, wenn Sie der Ermuthigung bedürfen sollten, um auszuharren in der Festigkeit, welche Sie seit unserer Trennung in allen Prüfungen bewiesen haben."

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

22. Juni 1807.

„Ein Brief des Herrn v. Cheverus benachrichtigt mich, daß Sie ihm unterm ....[1]) geschrieben haben. Ein Satz desselben

---

1) Das Datum fehlte. Der Platz, den Elisabeth beim Beginne des Briefes dafür gelassen hatte, ist offen geblieben, sie hat vergessen, ihn

ist mir wieder ein Beweis Ihrer fortdauernden Zuneigung für Ihre Familie in Amerika. Der Herr möge Sie dafür belohnen, Antonio, denn er allein vermag es. Mein letzter Brief vom vergangenen Märzmonat theilte Ihnen die Nachricht vom Tode der Madame Maitland mit, durch den heutigen erfahren Sie den viel betrübenderen der Madame James Seton. Ich entbehre dadurch die angenehme Gesellschaft Cäcilias und ihre tröstliche und zärtliche Sorgfalt; sie ist sofort nach Hause berufen worden, um die Sorge für die Kinder zu übernehmen. Was sie nun leidet, ist so drückend, daß ich hoffe, das Ende ihres Kummers werde dadurch herbeigeführt werden. Sie ist indessen in Mitte aller Verdrießlichkeiten wie ein Engel des Friedens. Die Erzieherin der Kinder bemühet sich schon, Herrn Seton zu überzeugen, daß Cäcilia das Gift unserer Grundsätze in die Seele seiner ältesten Tochter träufelt. Dieses hat ihr vielen Kummer verursacht und alle die schmerzlichen Wunden wieder aufgerissen, die sie im Augenblicke ihrer Bekehruug empfangen hatte. Wir sind neuerdings der Gegenstand der Unterhaltung, der Beobachtung und des Tadels geworden. Vom Morgen bis zum Abend macht man uns lächerlich. Sie würde sich eben so wenig daraus machen wie ich, wenn es sich dabei nur um unsere Person handelte. Aber es ist ein wahres Martyrium für sie, zu sehen, wie unsere Religion unter ganz falschen Farben dargestellt wird, und zugleich die große Verblendung derer zu erkennen, welche unsern Glauben verachten. Aber alles liegt in der Hand dessen, der die Finsterniß in Licht zu verwandeln weiß, und welcher uns verleiht, unsere Freude in dem Zeugnisse unsers Gewissens zu finden. Keine von uns beiden würde das kleinste Theilchen unseres

---

auszufüllen. Da sich hier die Gelegenheit bietet, wollen wir gleich bemerken, daß sie wenig Gewicht, auf die Angabe des Datums zu legen schien. Es sind uns neue Dokumente eingehändigt worden, welche uns gestatten, einige Auslassungen in ihrer Correspondenz zu ergänzen und Irrungen zu verbessern.

Schatzes gegen Millionen Welten vertauschen, und noch viel weniger gegen die, welche uns durch ihre harte Behandlung zur Freiheit verholfen hat.

„Ich wiederhole es, mein Antonio, — damit Sie sich hierüber nicht beunruhigen — dies sind meine glücklichsten Tage. Bisweilen seufzt die arme, niedergedrückte Seele nach einer Veränderung, wenn sie sich nämlich wie erschöpft fühlt durch alle die Hindernisse, die sich ihrem Verlangen nach Einsamkeit, Ruhe und Schweigen entgegen stellen. Aber fünf Minuten des Nachdenkens genügen, um sie zur Ergebung zu stimmen, so sehr ist sie überzeugt, daß solche Tage, Tage des Heils sind! Wollte ich, gleich einem feigen Soldaten vom Kampfplatze fliehen, so würde, ich weiß es, dieser Friede, den ich suche, sich mir entziehen. Ich würde dann ganz gewiß wünschen, mich wieder in diesen Zustand der Buße versetzt zu sehen, welcher durch die Ergebung in den göttlichen Willen geheiligt ist, weil ich ihn als den sichersten und besten ansehe.

„Mein Befinden ist viel besser als bei Ihrer Abreise. Wenn ich esse, bin ich wie mit fünfzehn Jahren, wenn ich lache, bin ich noch eben so munter. Ich sage dieses, um Ihre Sorge, welche sie hatten und die sie, wie ich hoffe, immer für Ihre liebe Schwester haben werden, zu beschwichtigen. Aber denken Sie nicht mehr daran, mir zu schreiben? Der letzte Brief, den ich von Ihnen erhalten habe, ist derjenige, in welchem Sie mir anzeigen, daß Sie wohlbehalten heimgekehrt und im Besitze des Glückes sind, das Sie so sehr verdienen. Theure, glückliche Amabilia! Sie mußte sich wahrhaft entzückt fühlen, nach den vielen bitteren Stunden der Trennung von Ihnen! Herr v. Cheverus sagt mir, daß nach dem, was Sie ihm versprochen, Ihre Söhne wohl nach Amerika kommen könnten. O Antonio, wenn dieses bei meinen Lebzeiten geschähe, würde ich alle Staaten durchwandern, um sie zu suchen, und sie würden auch in diesem Welttheile eine Mutter finden.

„Ich hoffe, Sie werden immer gut bleiben, nachdem Sie

durch das Feuer der Prüfungen gegangen sind. An drei Tagen der Woche, in jener gnadenreichen Stunde, wo der Glaube alles erlangt, flehe ich von ganzer Seele für Sie. Sehen Sie Ihre arme, irrende Schwester jetzt auf dem Felsen stehen, wie sie sich so oft der Quelle des Lebens nähert, die Balsam ist für alle Wunden. Wahrlich! hätte ich auch eine erdrückende Kette zu schleppen, hätte ich zum Leben nur Brod und Wasser, so müßte ich doch von Dankbarkeit erfüllt sein. Aber der Seelenfrieden mit einem gewissen Grade von äußerm Wohlstand, verbunden mit jenem unendlichen Schatze, sind mehr als hinreichend, um meine Seele zu verpflichten, unausgesetzt Vergleiche anzustellen, zwischen dem, welcher gibt und der, welche empfängt, zwischen der vergangenen und der jetzigen Zeit. Unterdessen erwacht die Hoffnung in mir, welche mir Barmherzigkeit verheißt für die Folge, unzweifelhafte Barmherzigkeit wie für die Vergangenheit! Antonio! wer hat mich dahin gebracht, daß meine Blicke sich auf diese wonnevolle Aussicht zu richten vermögen? Wer hat zuerst die Binde gelichtet, welche meine Augen bedeckte? . . Wird es einer Antwort darauf bedürfen?

„Ich verlange so sehr, daß Sie mir Nachricht von Ihrem Filippo geben. Mein Herz hegt die nämlichen Gefühle für Sie beide. Sie nur haben die sonderbare Verkettung meines Daseins erfahren. . . O welche Geduld haben Sie mit mir gehabt! Der allmächtige Gott möge Sie und die Ihrigen segnen, immerdar! Ihre Schwester betet unaufhörlich für Sie; immer, immer, es ist ja alles, was ich thun kann, und dies ist mir so natürlich, als wäre es für mich selbst.

„Gerade jetzt erhalte ich einen Brief vom Bischofe Caroll. Es ist der Brief eines zärtlichen Vaters, der mit seinem Kinde spricht. Sie sind Alle so gut gegen mich, Alle. Ja alle Jene, deren Neigungen wohlgeordnet sind. Lieben Sie mich, theurer Antonio. Sagen Sie H. Filippo, er möge mir seinen Segen senden."

# Elftes Kapitel.

Besorgniß Elisabeths für ihre beiden Söhne. — Sie denkt daran, Newyork zu verlassen und nach Canada zu ziehen. — Arbeiten der Väter der Gesellschaft Jesu und Stiftungen des Herrn Olier in Neu Frankreich im XVII. Jahrhundert. — Lage der katholischen Canadier unter englischer Herrschaft. — Elisabeth wird durch den Rath der Herren Carroll, Matignon und von Cheverus in Newyork zurückgehalten. — Ihr Gehorsam, ihr Glaube, ihr Vertrauen auf Gott. — Herr dü Bourg, Vorsteher im Collegium der Sulpitianer Sancta Maria in Baltimore. — Seine Begegnung mit Elisabeth Seton. — Neue Hoffnungen auf eine Verbesserung ihrer Lage. — Zweite Reise des H. dü Bourg nach Newyork. — Abreise Elisabeths für Maryland.

1807—1808.

Wir sehen, daß Elisabeth mit heldenmüthiger Festigkeit, oder besser gesagt, mit der heiligen Freude eines in der Schule Jesu Christi gebildeten Herzens, die Entbehrungen und Beschwerden ihrer neuen Lebensweise ertrug. Alles war ihr jetzt leicht. Armuth, Leiden, Unzufriedenheit ihrer Freunde, alles diente dazu, sie zu Gott zu führen, alles entzündete in ihrer Seele das Verlangen, sich mit ihrem einzigen Gute inniger zu vereinigen[1]). Ein Gedanke indessen beunruhigte sie. Als wahrhaft christliche Mutter war ihr Herz von leidenschaftlicher Liebe zu ihren Kindern erfüllt, sie verlangte nach derem Heile

1) Siehe den an Amabilia Filicchie geschriebenen Brief vom 16. April 1805, Seite 202.

eben so eifrig, als nach ihrem eigenen. Sie waren mit ihr in die Arche der Wahrheit eingetreten. Sie belehrte selbe alle Tage, sowohl durch ihre Worte als durch ihr Beispiel, die himmlische Gabe des Glaubens höher zu schätzen, als alle Güter, welche die Erde uns für diese Zeit bietet. Sie war stets bei ihnen und durfte daher überzeugt sein, daß sie durch ihre Wachsamkeit geschützt, diesen Schatz bewahren würden. Aber, dachte sie oft mit Schrecken, wenn ihnen die Mutter durch den Tod entrissen würde, was würde aus diesen armen, noch so jungen Kindern werden, in der ganz protestantischen Stadt Newyork? — Die Antwort auf diese Frage konnte nicht zweifelhaft sein. Sie mußten in Hände fallen, die ihrem Glauben feindlich waren, und die göttliche Fackel, welche in ihren Herzen loderte, mußte ihren Glanz verlieren oder wohl gar erlöschen.

Diese Furcht verfolgte Elisabeth vom Beginne ihrer Bekehrung und darum hegte sie das Verlangen, ihre Söhne wenigstens möchten in einem katholischen Lande erzogen werden. Sie hatte gehofft, ihnen diesen Vortheil zu sichern, indem sie um die Aufnahme derselben in eines der Kollegien nachsuchte, welche in Baltimore von der Geistlichkeit geleitet wurden. Als dieser ihr Wunsch nicht in Erfüllung ging, wendete sie ihre Blicke nach dem fernen Canada. Dort konnten ihre Söhne die reine Luft des Katholicismus einathmen.

Canada, oder Neufrankreich, dieses war der Name, den das Land seit seiner Entdeckung durch den großen Seefahrer Jakob Bartier bis zu dem Augenblicke trug, wo es von Frankreich getrennt wurde, war im Beginne des XVI Jahrhunderts durch die Franziskaner und die Jesuiten bekehrt worden. Diese Letzteren waren es, welche, indem sie Seelen aufsuchten, bis in das Innere des Landes drangen, und das Land, jenseits von Montreal, entdeckten.

Unter andern heldenmüthigen Missionären waren es die Väter Le Jeune, Bressany, Marquette, Lallemand, Johann

v. Brebeuf, Anton Daniel, Garnier, Isaak Jogues, du Jaunay, welche das Land durchzogen, von den Ufern des St. Laurentius bis zum Illinois und Missouri. Die Einen vergossen ihr Blut für den Namen Jesu Christi, die Andern fielen dem Hunger, der Kälte, der Anstregung zum Opfer. Sie duldeten ein zwar unblutiges aber wahres Martyrium, welches dieselbe Krone erlangt, deren Preis gewöhnlich das Blut ist. Zu der nämlichen Zeit erwählte die Vorsehung Herrn Olier, Gründer der Seminarien und der Congregation der Sulpitianer, um das Werk zu vollenden, welches die Missionäre der Gesellschaft Jesu begonnen hatten. Aus seinen eigenen Mitteln und denen der durch ihn gestifteten, frommen Genossenschaft, kaufte er die an den Ufern des Flusses St. Laurentius gelegene Insel Montreal. Er bewegte in einer Entfernung von tausend Meilen die Steine durch die Energie seines auf Gott vertrauenden Willens, und legte den Grund zu einer Stadt, die der allerseligsten Jungfrau geweihet wurde und deren Namen trug. Heute heißt sie Montreal. Sie ist der Mittelpunkt der Missionen für den Norden, die Schutzmauer der Civilisation gegen die Einfälle der Wilden, und der Sitz des Handels für die benachbarten Völker.

Kaum erhob sich die neue Stadt über dem Boden, als Herr Olier dort schon drei kirchliche Institute errichtete, die einer großen Zukunft entgegen gingen. Zuerst ein Seminar oder Kollegium, welches durch Weltpriester geleitet wurde, die es sich zur Aufgabe machten, den französischen Kolonisten geistliche Hülfe zu spenden, deren Kinder zu erziehen, Missionäre für die umliegenden Völkerschaften zu bilden, und die Söhne der Wilden zu unterrichten. Dann eine Zufluchtsstätte für die Kranken der Kolonie. In derselben richteten sich die barmherzigen Schwestern vom hl. Joseph ein, welche durch eine muthvolle Dienerin Gottes, Fräulein Mance aus der Diöcese Langres in Frankreich, nach Canada geführt wurden. Endlich eine Schule für kleine Kinder. Die Congregation von unserer

lieben Frau, welche hierfür bestimmt war, entstand in der Stadt-Marie selbst. Sie bestand aus Lehrerinnen, welche auf den Ruf eines einfachen Mädchens aus Troyes, der Schwester Margaretha Bourgeoys gekommen waren, deren mühevolle Beschäftigung zu theilen. Sie hatte ihr Land ganz allein verlassen und, wie sie selbst sagte, ohne Geld und ohne Koffer, nichts besitzend, als ein kleines Packet, das sie unter dem Arme tragen konnte.

Die vom H. Olier geschickten Missionäre hatten als erstes Heiligthum eine, aus Baumrinde gebauete Kapelle gehabt. Weil Oel und Wachs in diesem Lande unbekannt waren, sah man, anstatt der Lampen und Kerzen, in Mitte derselben ein gläsernes Gefäß, welches durch einige jener glänzenden Insekten erleuchtet war, welche man Feuerfliegen nennt. Noch nicht hundert Jahre später zählte man in dieser Kolonie hundert und zwei Kirchen, sechs und siebenzig Priesterversammlungen, fünfhundert Priester, fünf und vierzig Ordensfrauen und hundert achtund fünfzig Schwestern.

Ein unglücklicher Vertrag entzog den Franzosen Neu-Frankreich im Jahre 1763 und brachte dasselbe in die Hände der Engländer. Die neuen Herren dieses Landes verkannten anfänglich ihr eigenes Interesse. Die Klugheit verlangte, daß sie durch gute Behandlung die Erinnerung an das Mutterland aus dem Herzen des Volkes zu verwischen suchten, von welchem es seinen Glauben, seine Einrichtungen, Sitten und Sprache, ja selbst den Namen empfangen hatte. Damals war der Name Franzose gleichbedeutend mit Canadier. Im Vertrage von Paris war festgesetzt, daß den Bewohnern dieser Kolonie, Canadier, Acadier und bekehrte Wilde, die freie Ausübung ihrer Religion gestattet werde. Diese Bedingung wurde übertreten und zwar mit Hintansetzung des geleisteten Schwures und mit einer Grausamkeit, welche zu den schmerzlichsten Erinnerungen der Geschichte gehört. In England selbst erhoben

sich beredte Stimmen, um die Führung der Lawrance, Loudoun und Cornwallis zu verdammen. Endlich führte die Furcht vor einem Aufstande der Canadier, eine zwar eigennützige und späte, aber vollständige Gerechtigkeit herbei.

Die vorläufige Bewegung, welche der Freiheitserklärung der amerikanischen Kolonien voranging, erschreckte die englische Regierung. Sie sah sich dadurch genöthigt, den Katholiken Canadas die größten Zugeständnisse zu machen, um ihnen das Verlangen zu benehmen, ihre Klagen mit denen der sogenannten Rebellen zu vereinigen. Die Urkunde von Quebeck, die 1774 veröffentlicht wurde, rief für sie die früheren bürgerlichen Gesetze und die französische Rechtspflege wieder ins Leben. Ein Jahr später war der Krieg zwischen England und seinen alten Kolonien ausgebrochen. Das Blut floß und die Insurgenten hofften, die Canadier werden sich in dem Streite zu ihnen schlagen. Hier tritt John Caroll zum ersten Male auf. Obschon noch einfacher Priester, war er schon in die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes hineingezogen worden. Die erste Division der amerikanischen Armee, welche Montgomery befehligte, war in Canada eingebrochen und bis zu den Mauern Quebeks vorgedrungen. In diesem Augenblicke sandte der Congreß den berühmten Franklin, Samuel Chase und Carl Carroll von Carrolton als Bevollmächtigte zu den Canadiern. John Carroll, Vetter Carl Carrolls wurde eingeladen, die drei Commissäre zu begleiten, aber ohne offizielle Sendung, um auf die Geistlichkeit einzuwirken. Die Ankunft neuer Verstärkungen bei den Engländern, der Tod Montgomerys, sowie die Unfälle der Amerikaner, nach den früheren glänzenden Erfolgen, vereitelten die Mission der Gesandten des Congresses. Aber wenn sie auch in politischer Beziehung kein Resultat erzielte, so hatte sie einen Erfolg in anderer Rücksicht, der uns nahe berührt. Sie brachte Carrolls Talente und Tugenden ans Licht, und knüpfte seine innige Verbindung mit Benjamin

Franklin[1]). Es entstanden zwischen dem katholischen Priester und den protestantischen Vertretern des Congresses Bande der Achtung und Zuneigung, die ihn später in den Stand setzten, den größten Interessen der Religion so wesentliche Dienste zu leisten.

Vom Jahre 1776 an befestigte sich die englische Herrschaft in Canada; aber weil die alten Gesetze dort Geltung behielten, blieb das Land katholisch und französisch. Ihrem Ursprunge getreu, behielten die Canadier die französische Sprache, eben so französische Sitten und Gebräuche bei; und mit besonderer Treue bewahrten sie die heilige Hinterlage des Glaubens. Die Sulpicianer hielten sich im Besitze der Herrschaft der Insel, auf welcher die Stadt Montreal liegt, eben so der benachbarten Insel von Jesus[2]). Dieser Theil Canadas wurde unter ihrer wohlwollenden Regierung recht blühend und das gelobte Land des Katholicismus; das wahre gottgeweihete Land, wozu es vom Ursprunge an berufen war[3]).

Man wird es begreiflich finden, daß eine Neubekehrte wie unsere Elisabeth, die sich in Mitte der Ihrigen so wenig

---

1) Um sich von Philadelphia nach Montreal zu begeben, hatten die Abgesandten des Congresses vieles zu ertragen. Die Wege waren kaum kenntlich, die Transportmittel fehlten oft, die Jahreszeit war sehr herbe. Oft mußten sie die Nacht in den Wäldern zubringen. Ihre Reise dauerte über einen Monat. Franklin, dessen Gesundheit schon vor der Abreise angegriffen war, wurde ernstlich krank. Auf der Rückreise mußte er sich von seinen Gefährten trennen. John Caroll blieb bei ihm, umgab ihn mit Sorgfalt und begleitete ihn vom Fort Saint-Jones bis nach New-York.

2) Die Insel Montreal liegt am Zusammenflusse des Ottawa und des St. Laurent und ist von der Insel von Jesus nur durch den Canal getrennt, der durch letzteren Fluß gebildet wird. Ihre größte Länge beträgt 14, ihre größte Breite 5 französische Stunden.

3) Im Jahre 1677 unterzeichnete der König zu St. Omer den Befehl zur Errichtung des Instituts von St. Sulpice. Er verzichtete zu Gunsten des Seminars zu Montreal, für ewige Zeiten, auf den Besitz und die Herrschaft der Insel Montreal, als Gott geschenkt und geweihet.

glücklich fühlte, ihre Blicke nach Montreal wandte, in der Ueberzeugung, dort den gewünschten Zufluchtsort zu finden, zuerst für ihre Kinder und in der Folge für sich selbst. Aber da sie in gar keiner Verbindung stand mit diesem Lande, welches durch die englische Regierung von der amerikanischen Bewegung fern gehalten wurde, war sie sehr in Verlegenheit wegen der Art und Weise, ihre Wünsche verwirklichen zu können. Es wurde ihr eine unerwartete Hülfe geboten und zwar durch ihren beständigen Freund Antonio Filicchi. Da er kurz vor seiner Abreise aus den Vereinigten Staaten, durch die Angelegenheiten seines Hauses, nach Canada geführt wurde, machte er Elisabeth den Vorschlag, um die Aufnahme ihrer beiden Söhne ins Collegium zu Montreal nachzusuchen. Er verwendete sich für sie bei den Sulpicianern und erlangte von diesen Herren die Zusage, daß sie die beiden Knaben unter sehr günstigen Bedingungen aufnehmen würden.

In der Zwischenzeit ereignete sich aber ein sehr widriger Zufall: eine Feuersbrunst zerstörte einen Theil der Gebäude des Collegiums von St. Sulpice. In der dadurch hervorgerufenen Beschränkung hatte die Aufnahme neuer Zöglinge, für den Augenblick, ihre Schwierigkeiten. Die beiden Söhne Elisabeths, William, zehn Jahre und Richard, kaum acht Jahre alt, wurden, in eine mildere Gegend, als das kalte und ungesunde Canada, versetzt. Man schickte sie in das Collegium von Georgetown in Maryland. Es war eine neue Anstalt; Herr Caroll hatte sie 1791 gegründet. Er hatte die Leitung derselben eifrigen, frommen und gelehrten Priestern anvertraut, welche wie er, der Gesellschaft Jesu, vor deren Aufhebung, angehört hatten.

Elisabeth war glücklich darüber, dieses Asyl für ihre Söhne gefunden zu haben; sie spricht sich darüber aus in einem Briefe an Antonio Filicchi.

„Ihre Schwester empfand wie einen Vorgeschmack des Friedens des Paradieses, als sie sich von der Angst befreit

sah, welche sie in Bezug auf ihre lieben kleinen William und Richard hatte. Herr Barry wird sich ihrer annehmen. Scheint es nicht, als sei es so geordnet, um meine Freude vollkommen zu machen? Er selbst wird sie nach Georgetown bringen. Ich habe an Herrn Kelly geschrieben und ihn gebeten, alles anzuschaffen, was die Kinder bedürfen und was ich vergessen haben könnte. Auch an den Bischof Carroll habe ich geschrieben, aber ich versichere Sie, mit zitternder Hand."

Nun war es nicht mehr die Rücksicht auf ihre Söhne, welche Elisabeth nach Montreal ziehen konnte. Sie dachte indessen ernstlich daran, sich dorthin zu begeben, aber sie wurde durch andere Gründe gedrängt. Ihre Stellung in New-York war nach der Bekehrung Cäcilias beunruhigend und schwierig geworden. Die protestantische Unduldsamkeit war thätiger als je, um ihr zu schaden, was auch leicht gelang. Ihre Wohnung war fast leer, die auswärtigen Schülerinnen von Herrn Harris waren nach und nach fortgegangen. Man bezeichnete Elisabeth nur noch als ein gefährliches Wesen. So handelte es sich dann für sie nur noch darum, in der Ferne eine Zuflucht und die Mittel zu finden, ihr Brod zu verdienen.

Es kam ihr der Gedanke, einen Versuch zu machen, um in einer der weiblichen Genossenschaften, die sich in der Stadt Montreal der Erziehung widmeten, für sich und ihre drei Töchter Aufnahme zu finden. Sich ohne Rückhalt der Sorge und dem Unterrichte der Kinder weihen zu wollen, welche in dem Hause, das ihr Gastfreundschaft erweisen könnte, erzogen würden, dies war es, was sie als Entgeld bieten konnte. In ihren Augen war es wenig. Reich an Verdiensten vor Gott, mit den schönsten Gaben des Geistes ausgestattet, im Besitze glänzender Talente, welche die Welt hochschätzt und mit neidischen Blicken betrachtet, betrübte sie sich über ein Unvermögen, daß sie sicher allein an sich wahrnahm. Rührende Blindheit! Demuth der Vollkommenen, die ihren Reichthum nicht kennen! Ganz demüthig, beugt sie sich unbewußt unter dem Gewichte

ihres eigenen Ueberflusses, gleich dem mit Früchten beladenen Zweige.

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

10. August 1807.

„Die Familie Barry, welche die einzigen menschlichen Wesen sind, die mich einigemal bei sich sehen, wünschen lebhaft, daß mein Projekt für Canada gelingen möge. Herr Barry hat sich selbst dafür verwendet. Da Sie mich aber unsern Freunden zu Boston ganz und gar anvertraut haben, so will ich ohne deren Zustimmung nichts unternehmen. Ich erhalte stets die besten Nachrichten über die Aufführung und die Fortschritte meiner Knaben. Herr Kelly, welcher bei der letzten Prüfung im Collegium war, sagte mir, daß sie andern Zöglingen voraus seien, die schon viel länger studirt haben. Im Lateinischen sind sie weiter, als die meisten andern Kinder, welche im Alter und in den Studien weiter vorgerückt sind, als sie. Herr Barry war sehr zufrieden darüber, sie gesehen zu haben, wie sie sind. Es befinden sich dort ausgezeichnete Professoren, die erst kürzlich aus dem Collegium in Europa geschickt wurden, ebenso ein neuer Vorsteher. Meine kleinen Mädchen machen mich sehr glücklich durch ihre Fortschritte in der Religionslehre, und durch ihre Gefühle und Gesinnungen. Allein, wie ich auf der Welt stehe, wörtlich allein, — denn Niemand hier bekümmert sich um mich und um meine Angelegenheiten, — lege ich alles in die Hände des Allmächtigen. Da es nun einmal feststeht, daß das arme Geschöpf aus Frömmigkeit närrisch ist, so stellt mir Niemand mehr die geringste Frage, oder versucht mich zu beunruhigen. Meine geliebte Cäcilia, unsere glänzende Bekehrte, wohnt bei ihrem Bruder James Seton. Er ist erstaunt über ihren Werth, aber natürlicher Weise sehr in Furcht wegen des Einflusses, den ihr Beispiel auf seine Kinder haben könnte. Wie lange wird sie dort bleiben? Das ist nur dem bekannt, der alles weiß.

„Doch nun genug von den äußerlichen Dingen. Aber was im Innern vorgeht, der Friede, der Troſt, welche ich täglich, ja ſtündlich genieße, und die fortwährende Anwendung der himmliſchen Grundſätze, wie ich ſie von meinem theuren Bruder erlernte, ihr Einfluß auf mein Leben, ihre Verheißungen für die Stunde des Todes machen, daß alle andern Dinge mir als nichts erſcheinen. Wenigſtens ſehe ich ſie von dem richtigen Geſichtspunkte aus an, als vorüberziehende Wolken, welche die Sonne nur für wenige Minuten verdunkeln können, während ſie ihren Lauf in majeſtätiſcher Ruhe fortſetzt.

„Könnten Sie, mein lieber Bruder, ſich meine Lage genau vorſtellen, ſo würden Sie erkennen, daß ich darin gar keinen Grund zu Kummer finde, ausgenommen die Sünde. Ich empfinde keinen andern Schmerz, als zu ſehen, wie ich keine Fortſchritte mache in Erfüllung der Pflichten, die ich übernommen habe. Nie, ſelbſt nicht in den glänzendſten Tagen meines Lebens, war ich ſo glücklich wie jetzt. Keine der Freuden, die ich je genoſſen, iſt zu vergleichen mit einem Augenblicke des Glückes bei der Communion. Sie, theurer Antonio, können ſich davon keinen Begriff machen, da Sie ſtets an dem Buſen dieſer guten Mutter ruheten, deren Zärtlichkeit mir ſo neu iſt.

„Lieber, theurer Bruder, Lebewohl... . Ich bitte Ihren Filippo um ſeinen Segen, denn ich weiß, daß ſeine liebevolle Zuneigung und ſeine beſten Wünſche für uns ſind. Wenn unſere Gebete Erhörung finden, dann wird er hundertfachen Lohn erhalten. Ich kann Ihnen nicht die geringſte Neuigkeit mittheilen, da ich kein anderes Haus betrete, als das der Familie Barry. Die Kirche und das Haus Barry ſind meine ganze Welt. Ich habe Herrn Hurley verloren, er wurde vom Biſchofe für die Kirche zum h. Auguſtin in Philadelphia beſtimmt; Alle, die ihn kannten, bedauern ſeine Abreiſe. Sein Stellvertreter iſt Herr Sibour, ein Freund des Herrn Matignon. Frau Sadler und Frau Düplex ſind nach Irland

abgereiſet, Letztere mit dem ſtets zunehmenden Verlangen, katholiſch zu werden. Aber nur Einer vermag es, die Gnade zu verleihen, Alles zu opfern und es willig zu ertragen, von Jedermann verſtoßen zu werden, wie dies bei ihr der Fall ſein würde. Beten Sie für uns, mein Bruder. — Ich bete für Sie mit der größten Inbrunſt meiner Seele."

Der Wunſch Eliſabeths, New-York zu verlaſſen, erhielt nicht die Zuſtimmung ihrer Freunde zu Boſton. Der Biſchof von Baltimore, der es ſich auch angelegen ſein ließ, ſie mit ſeinem Rathe zu unterſtützen, hielt dafür, daß ihr Vorhaben, ſich in Canada niederzulaſſen, ernſten Schwierigkeiten begegnen würde. „Bedenken Sie, ſagte er ihr, was ſie thun würden, wenn ihre noch ſo jungen und zarten Kinder von der Strenge des Klimas in Montreal litten. Wenn Sie dann alle vier genöthigt wären, das Land zu verlaſſen, — denn ich weiß, daß Sie nie einwilligen würden, Ihre Kinder allein abreiſen zu laſſen; welche Schwierigkeiten würden Sie finden, ſich neuerdings in New-York anzuſiedeln!"

Ungeachtet der Entfernung und der Zeit blieb Filippo Filicchi und Antonio nichts fremd von dem, was ihre Schweſter in Amerika betraf. Früher waren ſie, namentlich Antonio, einverſtanden mit ihrer Abſicht in Bezug auf Canada; aber nun ſchrieben ſie ihr, daß ſie dem erleuchteten Urtheile derer beipflichteten, welche im Stande geweſen, die Sache in der Nähe zu erwägen. Die Klarheit ihrer Anſicht, die Weisheit der Gründe, welche ſie dazu bewogen, beſtärkten Eliſabeth in dem Gedanken, die Zeit ſei noch nicht gekommen, wo die Vorſehung ſie anderwärtig haben wolle. „Was Sie mir ſagen, ſchrieb ſie an Filippo Filicchi, kommt ganz aus Ihrem Herzen! Ich leſe es öfter wieder, um daraus Muth und Kraft zu ſchöpfen, da ich mich getäuſcht ſehe in der Hoffnung, in Canada ein ruhiges Aſyl zu finden.

„Dieſe Hoffnung war mir theuer! Schon ſeit lange nährte ich ſie in mir. Die erſte Idee verdankte ich der Güte Anto-

nios und seiner Vorsorge für uns. Mit meiner weiblichen Einbildung, die, wie Sie wissen, lebendig genug ist, hatte ich dieselbe als eine der süßesten Anordnungen der Vorsehung betrachtet. Und in diesem, wie in so manchen andern Anläßen, liebte ich es, Antonio als von Gott erwählt zu sehen, um uns zu Hülfe zu kommen. Ihre Meinung, in Vereinigung mit dem Willen jener, deren Anordnungen für mich Gesetze sind, haben aus meinem Geiste sogar den Gedanken an das Vorhaben verbannt. Ich rede von dem freiwillig festgehaltenen Gedanken, denn unfreiwillig stellt er sich mir dar, so oft ich mich den unzähligen Schwierigkeiten gegenüber sehe, welche meine Lage mit sich bringt. Freilich zweifle ich nicht daran, daß ich auch dort unten viele Unannehmlichkeiten finden würde, aber es gibt keine, welche meiner Natur so ganz und gar entgegen gesetzt wären, als die, welche ich augenblicklich trage."

„Lieben wir unsere Kreuze, denn sie sind lauteres Gold, wenn wir sie nur von der rechten Seite betrachten. Sehen wir auf der einen Seite den Gegenstand unserer Liebe gekreuzigt und sterbend, zwischen Nägeln und Dornen, so finden wir eine Menge kostbarer Edelsteine, bestimmt, an der uns verheißenen Krone der Herrlichkeit zu glänzen[1])."

Elisabeth bemühete sich mit immer größerem Eifer, die Kreuze, welche Gott ihr schickte, mehr und mehr zu lieben, sie von der rechten Seite zu betrachten. Der Gehorsam und mehr noch die Nothwendigkeit, fesselten sie an eine Stellung, welche fast unerträglich war, sie fügte sich darin mit wahrer Großmuth. Wenn dann und wann die Anstrengung ihre Kraft brach, dann suchte sie, geduldig gegen sich selbst, ihr Herz wieder aufzurichten und lenkte wieder ein in die Bahn gänzlicher Hingabe an Gott. Ueberzeugt, daß unsere Last nie über unsere Kräfte geht, harrte sie, zwar gebeugt aber nicht erdrückt,

1) Der h. Franz von Sales. Geistliche Briefe.

unter dem Gewichte derselben aus. Ohne Unruhe, ohne Hast wartete sie voll Glauben, Geduld und Einfalt, nach den schönen Worten der Schrift. Sie verharrte im Gebete: „Erbarme dich meiner, mein Gott, erbarme dich meiner, denn meine Seele nimmt zu dir ihre Zuflucht. Ich werde mich verbergen unter dem Schatten deiner Flügel und warten, bis die Prüfung vorüber gegangen ist. — Ich werde anrufen den Allerhöchsten, den allmächtigen Gott. — Er wird vom Himmel herab Hülfe senden und mich befreien. Gott wird seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit hernieder senden.

„Richte du, o Herr, über den Armen und Verlassenen, laß Gerechtigkeit widerfahren dem Armen und Bedrängten. Befreie den Armen und Geringen, erlöse sie aus der Hand der Gottlosen.

„Du hast mich angerufen zur Zeit der Trübsal, spricht der Herr, und ich habe dich errettet. Ich habe dich erhört in Mitte des Sturmes. Ich habe dich geprüft durch die Wogen der Widerwärtigkeit.

„Ich will dir Verstand geben, spricht Gott der Herr, und dich die Wege lehren, die du wandeln sollst. Meine Augen werden immerdar auf dir ruhen.

„Der Herr ist getreu in seinen Verheißungen und heilig in allen seinen Werken. Der Herr hält aufrecht die, welche wanken, er erhebt die, welche gefallen und verwundet sind. — Die Augen aller deiner Geschöpfe schauen mit Vertrauen auf dich, o Herr, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit. — Du öffnest deine Hand und erfüllest alles was da lebt mit Segen."

Diese bestimmte Zeit, die sichtbare Zeit der unsichtbaren Hülfe Gottes, der uns stets begleitet, wie verborgen es auch sei, sollte für Elisabeth anbrechen. Sie fühlte die ersten Tröstungen derselben an dem Tage, wo die erbarmungsreiche Vorsehung sie mit einem verdienstvollen, großherzigen Priester zusammenführte, welcher aus Frankreich ausgewandert und nach

den Vereinigten Staaten gekommen war. Wir wollen von Herrn dü Bourg reden. Er war Vorsteher im Collegium der Sulpicianer zu Baltimore, später wurde er Bischof von Louisiana. In späteren Zeiten hatte er in Frankreich den bischöflichen Stuhl in Mantauban und darnach den erzbischöflichen Sitz von Besançon inne. Einige Worte über diesen echten Apostel werden hinreichen, denselben zu zeichnen.

Unter den Arbeitern, welche sich zuerst anboten, in der evangelischen Ernte in den Vereinigten Staaten zu arbeiten, war Herr dü Bourg einer derjenigen, welche am Tage der Vergeltung die reichsten Garben aufzuweisen haben werden. Er war auf der Insel St. Domingo von französischen Ansiedlern geboren. Da er sich sehr jung schon zum h. Dienste der Kirche berufen fühlte, wünschten seine Eltern, er möge seine theologischen Studien in Frankreich machen. Beim Ausbruche der Revolution war er eben zum Priester geweihet und sogleich von Herrn Emery, frommen Andenkens, dazu ausersehen worden, die Schule von Issi zu leiten, wo die jungen Kleriker der Pfarre von St. Sulpicius erzogen wurden.

Am Vorabende der schaudervollen Tage des 2. und 3. Septembers, wurde das Haus von den Verbündeten des 10. August und von den Verbrechern der Marseillaise, eingenommen. Herr dü Bourg war abwesend, ein unvermuthetes Ereigniß hatte ihn nach Paris geführt. Früh genug von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, langte er, als Spielmann verkleidet, bei Herrn Emery an, wo er eine Zufluchtsstätte fand. Sechszehn Priester und Vorsteher aus der Gesellschaft der Sulpicianer wurden zu dieser Zeit eingezogen und im Gefängnisse der Carmeliter umgebracht. Herr dü Bourg mit den meisten jener, denen die Vorsehung die Marterkrone vorenthalten hatte, verließ Frankreich und suchte ein Asyl in der Fremde. Er erreichte Spanien, verweilte dort zwei Jahre und schiffte sich dann ein nach Amerika. Eine erste Abtheilung Sulpicianer hatte sich schon 1791 in Maryland, zu Baltimore,

niedergelassen. Unter der Leitung des Herrn Nagot hatten diese Priester den Grund zu einem Seminar gelegt nach dem Muster desjenigen zu Paris. Herr dü Bourg schloß sich ihnen an. Aber bald wurde er durch Herrn Caroll von seinen Vorgesetzten erbeten, und an die Spitze des neu gegründeten Collegiums zu Georgetown gestellt. Er hatte diese Stelle, welche eben so viel Tüchtigkeit als Eifer forderte, drei Jahre inne. Dann wurde er nach Havanna gesandt, um dort ein Collegium der Sulpicianer zu errichten. Dieses Unternehmen gelang über alles Erwarten gut, bis zu der Zeit, wo ihm durch die Spanier, boshafter Weise, Hindernisse geschaffen wurden. Diese waren eifersüchtig darüber, daß die Erziehung der Jugend auf der Insel in französische Hände kam.

Es war ein zu ungleicher Kampf; Herr dü Bourg bestand nicht darauf. Er kehrte nach Baltimore zurück und brachte mehr als dreißig Kinder mit sich, welche die Eltern nicht zurückziehen wollten, und unter diesen die Calvo, Castillo 2c. Hierdurch kam er auf den Gedanken, eine Schule oder Akademie zu gründen, deren Kern diese jungen Leute werden sollten. Sein Vorhaben erhielt die Gutheißung seiner Mitbrüder. Er begann also kühn den Bau weiter Gebäulichkeiten, welche dem Plane eines großen Kollegiums angepaßt waren; das Grundstück war Eigenthum des Seminars der Sulpicianer. Die Arbeiten wurden schleunigst beendigt, und die Anstalt eröffnet. Die Professoren begannen ihre Thätigkeit, und das Kollegium Sta. Maria genoß eines solchen Ansehens bei der Bevölkerung, daß die Regierung von Maryland dasselbe schon im Jahre 1805 zum Range einer Universität erhob und ihm große Privilegien gewährte. Aber der Eifer des Herrn dü Bourg beschränkte sich nicht auf die Grenzen der Universität Sta. Maria. Er war die Seele vieler guten Werke in der Stadt. Seine Beredsamkeit als Prediger und Controversist, versammelte um seine Kanzel die Katholiken, welche er im

Glauben befestigte und die Protestanten, deren Vorurtheile er zerstreute.

Gegen Ende des Monats August 1807 befand sich dieser eifrige Diener Gottes in New-York und brachte an einem der Altäre in der Kirche St. Peter das hl. Meßopfer dar. Eine Frau, in Trauer- und Witwenkleidern, nahete sich, um aus seinen Händen die h. Kommunion zu empfangen. Sie schien ganz in Gott versenkt, ihr Angesicht war mit Thränen benetzt. Der Priester wurde betroffen von ihrer Haltung. Am nämlichen Tage, nur wenige Stunden später, als er sich zum Besuche bei Herrn Sibour, einem der an der Kirche St. Peter angestellten Priester, befand, hörte man ein leises Klopfen an der Hausthür. Es war Elisabeth. Einen Augenblick darnach trat sie ein.

Sie trat mit der ihr eigenen natürlichen und bescheidenen Würde auf, welche ihr so wohl stand und die sich mit einem gewissen vornehmen Wesen vereinigte. Sie kniete vor dem Priester nieder und beugte das Haupt, um seinen Segen zu empfangen. Herr dü Bourg erkannte in ihr die Person, welche ihm am Morgen in der Kirche aufgefallen war. Er war ihr bis dahin noch nie begegnet, aber er kannte sie durch das, was man mit Bewunderung von ihrer Bekehrung und ihrem erbaulichen Leben erzählte. Sie setzte sich, die Unterhaltung kam in Fluß. Nach und nach that sich ihr Herz auf; sie sprach von den Schwierigkeiten ihrer Lage in New-York und von dem Verlangen, wodurch sie sich gedrängt fühlte, ein Asyl in Canada zu suchen. Herr dü Bourg hörte ihr mit wohlwollender Aufmerksamkeit zu, sie oft durch Fragen unterbrechend, welche sein Interesse ausdrückten. Er erfaßte vollkommen ihre Lage, die sie ihm eben darstellte. So viele Geduld und so viel Starkmuth, verbunden mit einem so festen Glauben, zeichneten sie ganz und gar und ließen erkennen, was man von ihr in jeder Gelegenheit erwarten durfte.

Indem er sie bewunderte, zog er sie selbst zu Rathe in

Betreff einer Idee, welche in seinem Geiste erwachte. Es fehlte in Baltimore an einer guten, katholischen Schule für junge Mädchen. In der ganzen Stadt gab es nur eine geistliche Genossenschaft, die sich der Erziehung widmete. Wenn man ein neues Institut gründete, oder eine Versammlung frommer Frauen, welche die Regel einer der schon anderwärtig bestehenden Institute adoptirte, würde man dadurch nicht das Gute vervollständigen, welches die Sulpicianer bereits für einen Theil der Jugend Marylands wirkten? Und wenn man die Leitung der neuen Genossenschaft und Schule Madame Seton anvertraute, würde man nicht dadurch den Erfolg eines so ausgezeichneten Werkes sichern, indem man zugleich die interessanteste Persönlichkeit aus ihrer peinlichen Lage zöge?

Das war der Plan, welcher in dem großmüthigen Herzen Herrn dü Bourgs entstand. Er theilte denselben ohne Aufschub an Elisabeth mit. Sie hörte mit Aufmerksamkeit und Rührung zu. Indessen wurde bei dieser ersten Besprechung noch nichts entschieden. Auch war dieses noch nicht thunlich, aber alles wurde ins Auge gefaßt. Man darf wohl sagen, daß an diesem Tage, in das bestbereitete Erdreich im Weinberge des Herrn, jenes kleine Senfkörnchen niedergelegt wurde, welches später zu einem großen Baume werden sollte. Ein Baum, sagt das Evangelium, auf dessen Zweigen die Vögel des Himmels ruhen.

Ihrer vollständigen Unterwürfigkeit treu bleibend, befragte Elisabeth zuerst den Bischof von Baltimore um seine Meinung. „Ich mögte auch nicht einen Schritt in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit thun, ohne Ihren Rath eingeholt zu haben und ohne Ihres Beistandes versichert zu sein. Dadurch werde ich, ich bin davon überzeugt, den Segen Desjenigen erlangen, welcher weiß, daß mein sehnlichstes Verlangen dahin geht seinen Willen zu erfüllen." Sie theilte dann im Verfolge ihres Briefes Herrn Caroll mit, welche Verdrießlichkeiten sie in letzter Zeit wieder in New-York gehabt hatte. Zu-

gleich gab sie ihm die Versicherung, daß sie die Nachgiebigkeit gegen die Feindlichgesinnten so weit getrieben, wie solches möglich sei, nämlich soweit es geschehen konnte, ohne das Gewissen zu belasten. „Ich bitte Sie, geehrter Herr, sagte sie, an die Stunde meines Todes zu denken in dem Augenblicke, wo Sie mir vorschreiben werden, was ich für das Wohl meiner kleinen Kinder thun soll. Sie scheinen jetzt in Sicherheit zu sein, — ich spreche von den Knaben; — aber wenn ich stürbe, so würde man ihnen unsern theuren Glauben, als die Ursache ihres Unglückes und einen Abgrund von Irrthümern, rauben.

„Was mich betrifft, so habe ich nur die einzige Furcht, es könne sich zu viel Selbstsucht in die Lebhaftigkeit mischen, mit welcher ich diese Idee vertrete. Indessen überlasse ich gern und freudig die Entscheidung dem Willen des Allerhöchsten. Da ich kein anderes Verlangen habe, als das, meinem guten Meister zu gefallen, so weiß ich, daß ich in meiner Hoffnung nicht getäuscht werde, auf welche Weise er mich zu seinem Dienste verwenden möge.

„Schon seit langer Zeit, ja schon während meines Aufenthaltes zu Livorno, kannte ich keine andere Hoffnung, kein anderes Verlangen, worin ich hätte Trost gefunden, als das, mich dem klösterlichen Leben zu weihen. Ich habe mich in dieser Beziehung so wenig geändert, daß ich, hätte ich nur für mich zu sorgen, keinen Augenblick anstehen würde, neuerdings den Ocean zu durchschiffen, um mir dieses Glück zu sichern. Aber es handelt sich jetzt vorzugsweise um meine Kinder, welche sich in Verhältnissen solcher Art befinden, daß ich nicht ruhig sterben könnte. Und doch wissen Sie es, verehrter Herr, daß wir gerade nach diesem Ziele streben müssen, ohne das Geringste, zu vernachläßigen, was uns dazu verhelfen kann. Nein, ich könnte nicht ruhig sterben, ohne die feste Ueberzeugung, alles gethan zu haben, was in meinen Kräften stand, um sie in Sicherheit zu bringen. Hätte ich nur diese

Ueberzeugung, dann würde ich sie ohne Unruhe den Händen Gottes überlassen."

Bevor der Bischof von Baltimore auf diesen Brief antwortete, ließ er H. dü Bourg bitten, ihn selbst mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Nachdem er dasselbe recht erfaßt und sorgfältig geprüft hatte, besprach er sich darüber mit den Herren Matignon und v. Cheverus. Sie waren alle einer und derselben Ansicht. „Wir halten dafür, schrieb H. v. Cheverus an Elisabeth, daß der Plan des H. du Bourg der bei weitem vortheilhafteste ist von allen denen, die man bereits für Sie entworfen hat. Er entspricht nicht nur dem Interesse Ihrer Familie, sondern auch dem Interesse unserer h. Religion in den Vereinigten Staaten. Wir rathen Ihnen dennoch, nichts zu übereilen, sondern eine noch deutlichere Kundgebung des göttlichen Willens abzuwarten; dieses Willens eines zärtlichen Vaters, der seine Hand nie dem Kinde entzieht, welches fürchtet, allein auf seinem Wege zu gehen." — „Ich bitte Gott, sagte seinerseits der ehrwürdige Herr Matignon, er wolle Ihr Vorhaben segnen, das er selbst eingegeben hat. Ich flehe ihn an, er wolle Ihnen die Gnade geben, es zu seiner größeren Ehre auszuführen. Es scheint mir, daß Sie dazu bestimmt sind, sehr viel Gutes in den Vereinigten Staaten zu stiften. Ihr Aufenthalt hierselbst ist dem, an jedem andern Orte vorzuziehen. Im Uebrigen hat Gott seine Augenblicke, denen wir nicht vorgreifen sollen. Ein weiser Aufschub bringt die Entschlüsse zur Reife, die Gott in uns erzeugt."

Indem sich Elisabeth vor den Ansichten ihrer ausgezeichneten Führer beugte, konnte sie in ihrer Demuth durchaus nicht begreifen, wie man glauben könne, sie sei bestimmt, der Kirche zu dienen und in den Vereinigten Staaten viel Gutes zu wirken. „Eine solche Idee schrieb sie an Antonio Filicchi, wäre im Stande, einen tüchtigeren Kopf schwindeln zu machen, als der meinige ist; aber ich weiß, daß Gott die Dinge anders ansieht, als dies die Menschen thun. Da überdies der Gehorsam

das Opfer ist, welches unserm höchsten Herrn am meisten wohlgefällt, so bin ich versichert, nicht irre zu gehen, wenn ich meine Handlungsweise dem Gehorsam unterwerfe. Ich schaue weder zur Rechten noch zur Linken, sondern gerade aus, und halte mich, meiner Gewohnheit gemäß, nicht bei menschlichen Berechnungen auf."

So war fast ein Jahr verflossen, ohne die geringste Veränderung in ihrer Lage herbeizuführen. Gott hatte die Prüfungen seiner getreuen Dienerin in nichts erleichtert. Seine Hand lehrte sie in dieser Prüfung geduldig ausharren. Sie hatte Herrn du Bourg nicht wieder gesehen. Als er endlich wieder nach New-York kam, war man schon im Frühjahr 1808. Und um die Wahrheit zu sagen, sein Vorhaben, in Baltimore eine Schule zu eröffnen, war trotz seines guten Willens, noch im Stadium der Wünsche. Als er sich, im Hause des Herrn Barry, mit Elisabeth darüber besprach, wurde Jemand, der bei der Unterhaltung gegenwärtig war, veranlaßt, sich nach gewissen Einzelheiten, betreffend das Collegium Sta. Maria und einige unbenutzte Grundstücke, welche Eigenthum der Sulpicianer waren, zu erkundigen. „Unbenutzte Grundstücke, sagte Elisabeth scherzend, wenn ich dort hinginge und um dieselben bäte?" — Herr dü Bourg nahm solches im Ernst auf, indem er durch die Entschiedenheit, welche sich im persönlichen Auftreten Elisabeths äußerte, veranlaßt, auf einen guten Erfolg rechnete. Zudem interessirte er sich für sie und ihre Familie, wie er sich, nach dem Ausdrucke Elisabeths, für die geringsten Geschöpfe Gottes interessirte, von dem Augenblicke an, wo er ihnen in etwa nützlich sein konnte. „Kommen Sie zu uns, Madame Seton, sagte er ihr, wir werden Ihnen behülflich sein, eine Lebensweise zu finden, durch welche Ihre Kinder gegen die Gefahren gesichert werden, die ihnen hier drohen. Sie selbst werden in Baltimore weit mehr Nahrung für Ihre Frömmigkeit finden, als an irgend einem andern Orte. Es liegt uns sehr daran, die Schule zu eröffnen für solche Kinder,

die nach dem Wunsche ihrer Eltern christlich fromm erzogen werden sollen. Warum noch länger zögern? Es ist nicht nothwendig, etwas zu kaufen oder zu bauen, man kann ein Haus miethen. Es fehlt Ihnen ja nicht an Muth, um das Werk zu beginnen. Die Erfahrung des ersten Jahres wird Ihnen und Ihren Freunden Aufklärung über die später zu ergreifenden Maßnahmen geben."

„Man kann sich leicht denken, sagt Elisabeth, daß ich keine weitern Einreden machte, nur erinnerte ich an meine Unfähigkeit. Herr dü Bourg antwortete mir darauf: „Fürchten Sie nicht, wir bedürfen mehr des Beispiels als der Talente!" Gestützt auf die reife, in großen Unternehmungen erlangte Erfahrung, zeigte ihr der gute Priester mit größter Klarheit und Bestimmtheit, daß ihr Plan, obgleich gewagt, doch nicht unverständig sei. Nun schwankte sie nicht mehr. Der Augenblick war gekommen: „Die guten Absichten, welche von der Gnade erzeugt wurden, waren durch einen vernünftigen Aufschub reif geworden."

In diesem entscheidenden Augenblicke finden wir Antonio Filicchi wieder. Nicht daß Elisabeth die Freude gehabt hätte, Nachrichten von ihm zu erhalten, sie war im Gegentheil seit einem Jahre derselben beraubt; — wir werden später den Grund davon angeben; — aber Herr von Cheverus, mehr begünstigt als sie, war in der Lage, ihr Muth einzuflößen. Er schrieb ihr: „Vergessen Sie nicht, daß Herr Filicchi Sie bevollmächtigt hat, bei seinem Correspondenten in New-York jede beliebige Summe zu erheben, welche Ihnen zur Ausführung eines Unternehmens erforderlich sein könnte. Derselbe achtungswerthe Freund hat mir mit eigenen Worten geschrieben: „An Geld wird es nicht fehlen." Sie kennen die Aufrichtigkeit dieser Anerbieten, und Sie können, in den von der Klugheit gebotenen Grenzen, davon ohne allen Zweifel Gebrauch machen. Ich sage der Klugheit und nicht übertriebenen Zartgefühls. Zwar kenne ich die Vermögensumstände dieser

beiden Brüder nicht, aber statt dessen ist mir das edle, großmüthige Herz unsers ausgezeichneten Freundes vollkommen bekannt, eben so seine zarte Zuneigung gegen seine Schwester Madame Seton."

Nach wenigen Wochen, welche zur Vorbereitung für die Abreise benutzt wurden, verließ Elisabeth mit ihren drei Töchtern New-York, diese Stadt, in welcher sie so viel gelitten hatte. Sie sagte, daß ihr nur der Abschied von ihrer geliebten, neubekehrten Cäcilia schwer wurde, da sie ihre andern Schwestern nicht sehen durfte; und von der Familie Barry, diesen lieben und hingebenden Freunden. Die übrigen hätten ein solches Mißtrauen gegen sie, da sie ihre relgiösen Grundsätze mit Recht als die Bewegursache ihrer Handlungen ansähen, daß sie eine Beruhigung darin fänden, sie entfernt zu sehen, gleichviel wo und in welchen Verhältnissen sie sich befinden möge.

# Zwölftes Kapitel.

Journal Elisabeths während der Ueberfahrt von New-York nach Baltimore. — Die Familie des Herrn dü Bourg. — Elisabeth schickt sich an, eine neue Schule zu eröffnen, — Zustimmung und Theilnahme, deren Gegenstand sie ist. — Schwierigkeiten des Verkehrs zwischen Amerika und Europa. — Grenzsperre. — Leiden der Kirche. — Pius VII. vervollständigt in der Gefangenschaft die kirchliche Hierarchie in den Vereinigten Staaten. — Baltimore zum Sitze eines Erzbischofs erhoben. — Abbruch der Verbindung zwischen Amerika, Frankreich und England. — Ein lange erwarteter Brief von Livorno kommt in Baltimore an. —

1808.

## Journal Elisabeths

## während ihrer Ueberfahrt von New-York nach Baltimore.

(In einem Briefe an Cäcilia Seton geschickt.)

10 Uhr, Donnerstag, 9. Juni 1808.

„Meine theure Cäcilia wird schwerlich glauben, daß wir eben den Leuchtthum, dreißig Meilen von New-York passiren. Alle körperliche und geistige Ermüdung ist verschwunden. Der glänzende Himmel über unsern Häuptern, der belebende Hauch des Seewindes, das muntere Treiben der Matrosen, würden, glaube ich, das noch auf mir lastende Gewicht früherer Sorgen zerstreuen, hätte ich die fünf geliebten Wesen um mich, von denen ich in dem kleinen Zimmer Abschied nahm. Deine kleinen Lieblinge spielen oder essen, bis zu dem Augenblicke, wo sie vom Schaukeln des Schiffes krank werden, dann ver-

senken sie sich in einen eben so tiefen als ruhigen Schlaf. Die arme Anna leidet fortwährend, wenn sie wach ist.

„Wie gut hier Jedermannn gegen uns ist! Wir waren kaum eine Stunde an Bord, als sich schon ein junger, liebenswürdiger Mann mir vorstellte mit den Worten: „Madame, mein Name ist James Cork; rufen Sie mich, wann Sie wollen, ich bin bereit, Ihnen bei jeder Gelegenheit behülflich zu sein. Und er hat sein Versprechen gehalten. O milde Erbarmung meines Gottes! wie gütig vermischest du deine Süßigkeit mit dem bittersten Kelche. Wie tröstlich ist doch der Aufblick zum Himmel und der Gedanke an all dieses. Immer und immer wieder erneuere ich die Hingabe meines armen Herzens, auf daß er darüber verfüge, wie es ihm gefällt. Es ist dies freilich nur ein geringer Tribut in Vergleich zu der täglichen Schuld."

Montag, 13. Juni.

„Meine geliebte Cäcilia, theure Freundin meiner Seele! Freitag, Samstag und Sonntag sind vorüber gegangen unter vielen Gebeten und vielen Seufzern. Nur ein beständiges Schaukeln und Schwanken des Schiffes, ohne weiter zu kommen. Anna ist fortwährend leidend. Sie ist sehr schwach und will nicht auf das Verdeck gehen. — Die Damen, welche auf dem Schiffe sind, Madame Smith und ihre Tochter, sind sehr gütig gegen uns. Sie verwöhnen uns mit frischen Mandeln und schönen Trauben. Du kennst die menschlich schwache Seite Deiner armen Schwester! . . Kitty[1]) und Rebecka sind nicht halb so krank als Anna. Gestern haben wir während eines Windstoßes die Vesper gebetet, und du darfst es glauben, mit großer Andacht. — Heute Morgen befinden wir uns wieder im Angesichte der Küste, dem Vorgebirge Henry gegenüber.

„Stelle Dir eine auf den Boden geworfene Matratze vor,

1) Kitty, Verkleinerung von Katharina, zweite Tochter Elisabeths.

die uns von allen Seiten als Polster dient, um darauf zu sitzen. Am einen Ende befinden sich die gute Madame Smith und ihre Tochter, an der andern Seite die arme Anna, welche wir genöthigt haben, aufs Verdeck zu kommen. Die beiden lieben Kleinen singen. Von Zeit zu Zeit verlangen sie, man solle sie wieder zu Cäcilia bringen, oder sie strengen ihre Augen an und schauen nach dem Lande hin, um zu sehen, ob sie nicht endlich William und Richard entdecken werden. Das Herz der Mutter aber, von einem festen, unerschütterlichen Vertrauen erfüllt, schaut nach Oben. O, wie oft, wie oft, seitdem wir an Bord sind, hat es sich auf den Tod vorbereitet! Mit welch' zärtlichem Vertrauen übergibt es die drei kleinen Geschwister demjenigen, welcher seine einzige Hoffnung ist."

Dienstag, 14. Juni.

„Nachdem wir die ganze Nacht von den Wellen hin und her geworfen worden, gehen wir jetzt mit vollen Segeln vorwärts. Die beiden lieben Kleinen waren an meinen Seiten in meiner engen Kabine, Anna war eingeschlafen, während meine Hand auf ihrem Kopfe ruhete. Ich hörte nicht auf zu beten und Gott ein Leben zum Opfer zu bringen, welches zu verlieren ich schon so oft verdient hätte. Jetzt scheint unser Schiff über den Spiegel der Chesapeake[1]) zu fliegen. Sie wurde vielleicht nie bei besserem Winde und mit leichtern Herzen durchschifft. Die Kleinen singen, während sie die Beeren ihrer Traube absuchen. Sie machen Schiffchen von Papier und werfen sie über Bord, um sie nach New-York zu schicken. Die Sonne geht herrlich glänzend unter. Betrachtest Du dieselbe jetzt auch, Geliebteste? Meine Seele erhebt sich himmelwärts im Gebete des Miserere. . . Es scheint mir, als umfasse sie Deine Seele und die der lieben Zita. Sie entsendet einen Seufzer zu unserm theuren Hatche. . .

---

1) Die Bucht der Chesapeake ist eine der größten Buchten Nordamerikas.

„Werde ich mich also morgen in Mitte lauter fremder Personen befinden? Nein. . . Ist ein Gedanke des Zweifels oder der Furcht in meiner Seele aufgestiegen? Nein. . . . Ein erhabenes und süßes Opfer wird mein Herz verbinden mit allen Jenen, welche Opfer zu bringen haben. Furcht und Zweifel müssen weichen aus einem Herzen, wo Gott seine Wohnung aufgeschlagen hat. Es gibt keine Täuschung für die Seele, welche keine andere Erwartung, kein anderes Verlangen hat, als seinen anbetungswürdigen Willen zu erkennen und zu vollziehen. In acht und vierzig Stunden werde ich mit der Danksagung ein Opfer der Liebe vereinigen, indem ich Euer Aller gedenke. Du wirst in meinem Herzen sein, geliebte, theure Cäcilia und Du wirst daselbst den Herrn finden. Wer vermögte dies Geheimniß auszusprechen, wer die Süßigkeit dieser Hoffnung?"

Mittwoch, 15. Juni.

„Noch eine gute Nacht, mein liebes Herz, eine Nacht am Bord des großen Sachem; und doch sind wir noch nicht im Hafen von Baltimore. Die Hoffnung hat ihre Schwingen über uns ausgebreitet in der Erwartung des morgigen Tages. Was machst du in diesem Augenblicke? . . Meine geliebten Kinder schauen zum Himmel, indem sie an Cäcilia denken. . . Glücklich das Kind, dessen Geist mit dem Gedanken an Gott erfüllt ist! Welcher Gegensatz mit dem Leichtsinn, der sein zeitliches und ewiges Glück aufs Spiel setzt! Fahret fort und harret aus, ihr vom Himmel geliebten Kinder. Der reichste Segen Gottes komme auch über Dich, theure Cäcilia."

Donnerstag, 16. Juni, Morgens 9 Uhr.

„Wir liegen seit gestern Abend 11 Uhr vor dem Ankerplatze, aber wir können das Schiff nicht verlassen, bis unsere Sachen im Zollhause niedergelegt sind. Es regnet in Strömen. . . Wie das Herz der armen Mutter pocht! Selbst ihre Hand zittert. . . In Zeit von einer Stunde werden

wir uns zu Sta. Maria befinden[1]). Wie oft hat meine Seele den auf diesem Altare gegewärtigen Gott besucht! Aber es gibt hier nicht einen einzigen, einsamen Altar, sondern eine große Anzahl derselben, die wir bald sehen werden. Cäcilia, meine geliebte Schwester, es gibt keine Entfernung für die Seelen, welche wie die unsrigen vereinigt sind!"

Donnerstag Abend, Frohnleichnamsfest.

„Meine theure, theure, theure Cäcilia, ich kann Dir nichts sagen, als daß ein Wagen uns zum Seminar brachte. Zuerst hörten wir die feierlichen Töne der Orgel, dann plötzlich den ausgezeichneten Chorgesang. Es wurde nämlich die Kapelle konsekrirt. Wir traten ein, ohne ein Wort zu sprechen und lagen fast im nämlichen Augenblicke auf den Knien. Das Kyrie eleison wurde von einer bezaubernden Stimme gesungen, man hätte glauben sollen, einen Chor der Engel zu hören. Keine Einbildungskraft ist vermögend, sich von der Größe und dem Glanze dieser Feierlichkeit einen Begriff zu machen. Alles, was ich Dir von Florenz erzählt habe, ist nur ein Schatten davon. Als die Messe beendigt war, befand ich mich in den Armen der Schwester Herrn dü Bourgs, es ist die reizendste Frau, die man sehen kann; sie überhäufte mich mit Zärtlichkeit und Glückwünschen."

Freitag Morgens, 17. Juni.

„Ich habe mein Alles empfangen. O mit welcher Andacht! So viel auf einmal! Alles vereinigt! Mein armer Geist könnte darüber in Verwirrung gerathen! . . Messen von der Morgenröthe an bis acht Uhr. . . Meine so bequeme und reizende Wohnung stößt fast an die Kapelle. — Jeden Tag Vesper und Segen. . . Alle Herzen sind uns zärtlich zugethan. Jedes Auge blickt uns mit Wohlgefallen

---

1) Sta. Maria, Institut der Sulpicianer zu Baltimore. Kirche, Seminar und Collegium.

an. . . Montag gehe ich nach Georgetown, um meine beiden lieben Knaben zu sehen. . . Schweige meine Seele. . . Cäcilia, meine Cäcilia, diese Seele, sie ruft nach Dir. Von dir entfernt, ist sie unvermögend zu Allem. Im Leben und im Sterben verlangt sie nach Dir.

„Hinter der Kapelle hier befindet sich ein kleiner Hügel, man nennt ihn den Calvarienberg, er ist mit Oelbäumen bepflanzt und trägt ein Kreuz. Am Fuße des Kreuzes sieht man schon vier Grabhügel. Als wir diesen Morgen dort vorübergingen, sagte mir Herr dü Bourg: Hier ist der Ort der Ruhe für sie. Er muß aber auch Dein Ruheplatz werden, meine geliebte, meine theure Cäcilia. Bereite die Wege. Elisa! Henriette! Wäre es möglich! Göttlicher Heiland, erbarme dich unser!"

Herr dü Bourg hatte seine Mutter bei sich mit seiner Schwester und deren Töchterchen, einem allerliebsten Kinde, ungefähr gleichen Alters mit Katharina-Josephine und Rebecka[1]), den beiden jüngsten Kindern von Madame Seton. Aglae empfing ihre Gespielinnen mit größter Freude. Man redete verschiedene Sprachen, deren Ausdrücke gegenseitig fast fremd waren; aber man war entzückt, sich zu sehen und verstand sich sehr gut. Der erste Tag des Zusammenseins war noch nicht verflossen und die drei kleinen Mädchen schienen schon eine solche Liebe zu einander gefaßt zu haben, als hätten sie sich ihr ganzes Leben hindurch gekannt.

Am Abende dieses ersten Tages nach der gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeit, bewillkommente Aglae ihre beiden Gefährtinnen in einem französischen Gedichte. Die kleinen Amerikanerinnen erfaßten viel besser die Absicht als den Sinn desselben. Aber es war niedlich gesetzt und wurde hübsch vor-

---

1) Katharina, geb. den 28. Juni 1800, war, bis auf einige Tage, acht Jahre alt, Rebecka, geboren 24. September 1802, zählte fünf Jahre zehn Monate.

getragen, und hatte das besondere, seltene Verdienst, daß man alles hielt, was darin versprochen wurde.

In dem Augenblicke, als Elisabeth zu Baltimore ankam, begannen die Ferien, sie konnte deshalb auch keine Schülerin vor dem Wiederbeginn der Schulen erwarten. Sie benutzte diese Zwischenzeit zur bescheidenen Einrichtung des für sie gemietheten Hauses. Es war ein neues, zweistöckiges, aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude, in der Nähe des Collegiums Sta. Maria. Die jährliche Miethe betrug zwei hundert fünfzig Dollar[1]); es bot Platz genug, um außer der Familie Elisabeths, ungefähr zehn Personen aufzunehmen[2]). Sie fühlte sich von dem ersten Tage an unaussprechlich wohl darin.

„Mein Leben ist so verschieden von demjenigen, welches ich früher führte, schrieb sie, daß ich kaum begreifen kann, daß es dasselbe Leben ist. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, von denen ich gänzlich entwöhnt war, werden mir stündlich von der Familie des Herrn dü Bourg erwiesen. Seine Mutter und Schwester ermüden nicht in ihrer Sorgfalt für mich. Täglich verschaffen sie uns die kleinen Annehmlichkeiten, die wir sonst entbehren mußten, als gehörten wir zur Familie. Es kommt mir wirklich vor, als sei ich zu einem neuen Leben geboren!

---

1) Etwas über zwölfhundert und fünfzig Franken. Der Dollar ist die gangbare Münze der Vereinigten Staaten, er wird in hundert Cents getheilt. Seitdem das Gold Californiens in den Handel gekommen ist, werden Dollar in Gold geprägt.

2) Herr dü Bourg hatte geschwankt in der Wahl zwischen diesem und einem größeren Hause, um dort das katholische Institut anzufangen, welches er mit Hülfe Elisabeths gründen wollte. In dem größeren hätte man leicht dreißig Kinder aufnehmen können, aber man hatte auch die Last einer jährlichen Miethe von vierhundert Dollar. Dies schreckte ihn zurück. Kurze Zeit vor ihrer Abreise von New-York schrieb er an Elisabeth: Ich bin geneigt zu glauben, daß das kleine Haus für das erste Jahr genüge; zudem wünsche ich nicht, daß die Zahl Ihrer Schülerinnen zu schnell wachse. Je weniger Sie anfänglich haben, desto leichter ist Ihre Aufgabe. Sie werden um so besser den Geist der Ordnung und Frömm-

Die dünne Hecke allein, welche unsere Grenze bildet, trennt uns von der herrlichen Kapelle, welche von der Mörgenröthe an bis neun Uhr Abends offen ist. Unser Haus ist recht nett, es liegt zwischen zwei Obstgärten, bei zwei Meilen von der Stadt entfernt."

## Henriette Seton an Elisabeth.

„Wie könnte ich mich, geliebte Schwester, meinem eigenen Schmerze hingeben, da ich Dich im Schooße des Friedens glücklich sehe. Es scheint mir, als erblicke ich von hier aus Dein von Freude strahlendes Antlitz, indem Du, von Deinen andern Kindern umgeben, Deine liebenswürdigen Knaben William und Richard an Dein Herz drückst, die ja jetzt bei Dir sind. Ach ich kann wohl für einen Augenblick meinen Kummer über Deine Abwesenheit unterdrücken, aber ich erbebe, wenn ich bedenke, daß allem Anscheine nach, unsere Trennung ewig dauern wird. . . Ich muß diesen Gedanken verscheuchen. Nein, dies kann nicht sein. . . Gott ist zu gütig, zu liebreich, als daß er diejenigen zu trennen vermöchte, welche sich so zärtlich lieben. Er wird uns auf die eine oder andere Weise wieder

---

migkeit einführen können, der der Hauptzweck Ihres Unternehmens ist. Wir haben genug, vielleicht zu viel jener gemischten Schulen, wo der alleinige Zweck der Erziehung darin besteht, das Aeußere zu bilden. Meines Wissens aber keine einzige, wo die Sorge für das Aeußere sich mit der Frömmigkeit verbindet und derselben untergeordnet ist, wie dies in einer frommen Anstalt sein muß, was die Ihrige, Ihrem Verlangen gemäß, werden soll. Um dies Resultat zu erzielen, müssen Sie, nach meiner Meinung, nur katholische Kinder aufnehmen oder solche, die mit Erlaubniß der Eltern eine katholische Erziehung empfangen sollen. Freilich wird, bei diesen Bedingungen, die Zahl ihrer Zöglinge beschränkt sein, es werden vielleicht Jahre vergehen, bevor die Einnahme für die Kosten genügen wird. Um diesen Ausfall zu decken, müssen wir auf die Vorsehung zählen, welche Ihnen durch das großmüthige Anerbieten Ihrer Freunde zu Livorno schon hinreichende Sicherheit gegeben hat, so daß man Sie nicht der Vermessenheit wird beschuldigen können.

vereinigen. Ich will mich an diese süße Hoffnung anklammern. Sie wird mich in allen Prüfungen aufrecht erhalten, alle meine Leiden versüßen."

Elisabeth eröffnete im Laufe des Monats September ihre Schule, und es wurde ihr nicht schwer, die geringe Anzahl von Schülerinnen zusammen zu bringen, welche ihr Haus fassen konnte. Die zahlreiche und eifrige katholische Gesellschaft von Baltimore bezeigte ihr die lebhafteste Theilnahme. Die Beweise der allgemeinen Wohlgewogenheit, welche ihr gegeben wurden, waren für sie ein gutes Vorzeichen und ein um so wichtigerer Grund der Ermuthigung, da, nach menschlichen Urtheilen, ihr Unternehmen nicht frei von Vermessenheit war.

In den letzten Jahren ihres Aufenthaltes zu New-York, waren ihre großmüthigen Anstrengungen, welche, wie wir wissen, auf so viele Hindernisse stießen, nie von bessern Erfolgen gekrönt, als daß sie ihr eben das tägliche Brod verschafften. Um die Kosten der Ueberfahrt und ihrer ersten Einrichtung zu bestreiten, um zu leben, bis sie Hülfsquellen gefunden, hatte diese Mutter von fünf Kindern ungefähr tausend Dollar mitgebracht. Der größte Theil dieser Summe war vom Hause Murray, den Geschäftsfreunden der Filicchi in Amerika, genommen worden.

Elisabeth hegte die Hoffnung, sie werde für die Zukunft sich selbst genügen können. Daß diese Hoffnung vollkommen gegründet war, zeigte sich im Verlaufe der Zeit. Aber im Beginne ihres neuen Unternehmens hätte sie gern auf die bereitwillige Hülfe der Gebrüder Filicchi vertrauen mögen, die ihr, trotz der Entfernung, stets nahe standen durch ihre fortwährende Theilnahme und die nie ermüdende Hingebung, welche sie für sie bewahrten. Aber diese Geistesruhe war ihr entschwunden. Sie hatte einer großen Besorgniß Platz gemacht. Grade in dem Augenblicke, als sie in Baltimore ankam, wurde die seit lange beschwerlich gewordene Verbindung zwischen

Amerika und Europa gänzlich abgebrochen. Das europäische Festland, die civilisirte Welt, stand in Flammen.

Wenn wir von dem Elende sprechen, welches über Europa hereinbrach durch die Ruhmsucht eines Eroberers, der auf dem Gipfel seiner Größe angekommen war, so geschieht es, weil selbst die Vereinigten Staaten dadurch gezwungen wurden, aus ihrer Neutralität heraus zu treten, und die Leiden des Krieges zu erdulden. Wir werden sagen, was sie zu extragen hatten. Weil wir im Verfolge unserer Geschichte aber grade bis zur Hälfte des Jahres 1808 angelangt sind, werden wir uns zuerst mit einem Ereignisse beschäftigen, welches in kirchlicher Beziehung äußerst wichtige Folgen für Amerika hatte.

Durch ein Breve vom 8. April 1808 hatte der Papst Pius VII. das Bisthum Baltimore in eine Erzdiöcese verwandelt und vier Suffragan-Bisthümer gegründet: New-York, Philadelphia, Boston und Bardstown in Kentucky. Diese große und wichtige Maßregel wurde zuerst durch John Caroll angeregt, dessen großer Geist die Fortschritte voraussah, welche der Katholicismus in den Vereinigten Staaten machen würde. Erkennend, daß die größeren Bedürfnisse größere Anstrengungen des Eifers von seiner Geistlichkeit fordern mußten, hatte der ausgezeichnete Bischof es an der Zeit gehalten, für das weite, seiner Jurisdiction unterstellte Land, die Einsetzung einer neuen kirchl. Hierarchie zu beantragen.

Zwei der neu ernannten Bischöfe waren französische Priester: Herr Flaget, ein Sulpicianer und Herr v. Cheverus; der Erstere bestimmt für den Stuhl von Bardstown, der Andere für Boston[1]). Der für Philadelphia bestimmte Bischof, der Pater Egan, war ein irländischer Franziskaner. Der Pater Concanen, für den bischöflichen Stuhl von New-York ernant, war ebenfalls ein Irländer, ein Dominicaner, welcher

---

1) Herr Flaget war geboren zu Billom in der Auvergne, Herr von Cheverus in Mayenne.

seit mehreren Jahren in Rom lebte. Dieser Ordensmann empfing die bischöfliche Weihe in Rom, durch den Cardinal Bischof, welcher Präfekt der Propaganda war. Ihm ließ der h. Vater die Einsetzungs-Bullen für die andern Bischöfe Amerika's einhändigen, um sie denselben zu überbringen. Diese Bullen waren von der Hand eines Gefangenen unterzeichnet. Sie waren geschrieben wie jene Briefe, welche die Apostel Petrus und Paulus in Banden an die ersten Gläubigen richteten; und diejenigen, an welche diese ruhmreichen Gefangenen schrieben, wurden durch diese Bande gekräftigt. Freilich wurde der erhabene Pius VII., der in seinem eigenen Pallaste gefangen gehalten, und von den Soldaten seines unversöhnlichen Verfolgers strenge bewacht war, in diesem Augenblicke noch mit scheinbarer Achtung behandelt[1]). Aber es nahete schon die Stunde, in welcher er aus seinen Staaten fortgeschleppt wurde, um die Herbe einer vollständigen Haft zu fühlen[2]). Als Grund für die an ihm verübten Gewaltthätigkeiten galt seine Weigerung, sich dem Verlangen des Beherrschers von Europa zu fügen. Schwach und wehrlos, wie er war, weigerte sich Pius VII. als Landesherr, die Oberhoheit einer fremden Macht anzuerkennen. Als Statthalter eines Gottes der Eintracht und des Friedens, wollte er dem Bunde nicht beitreten, welchen Napoleon gegen England geschlossen hatte. Eben so wenig wollte er sich herbeilassen, mehrere beim h. Stuhle beglaubigte Gesandte der christlichen Völker, aus seinen Staaten zu verjagen, die man ihm als Feinde der kaiserlichen Regierung bezeichnete.

Der Hauptzweck der Politik Napoleons, vom Beginne seines Streites mit England an, war, diese Nation von den

---

1) Die Gefangenschaft Pius VII. begann thatsächlich an dem Tage, an welchem Rom durch die Truppen des Generals Miollis besetzt wurde, am 2. Februar 1808.

2) Der Papst wurde in der Nacht des 5. Juli 1809 aus dem Quirinal gerissen und zuerst nach Savona geführt.

übrigen Mächten ächten zu lassen, damit sie keine Rhede mehr finde, um ihre Schiffe in Sicherheit zu bringen, und keinen Hafen, um ihre Waaren auszuladen. Die Anmaßung, das Uferland der päpstlichen Staaten absperren zu wollen, war ein nicht weniger schmählicher Vorwand für die Verfolgung eines Papstes durch einen Kaiser. Wenn man aber auch eingestehen muß, das das heftige Verlangen, England zu isoliren, nur ein Vorwand zu den Feindseligkeiten gegen den Kirchenstaat war, dessen Haltung nur wenig Gewicht hatte, so ist es doch eben so gewiß, daß dieser Wunsch die wahre Ursache der strengen Maßregeln war, welche die französische Regierung gegen die großen See- und Handelsmächte unternahm, besonders gegen die Vereinigten Staaten.

Als auf dem europäischen Festlande die Krisis ausgebrochen, hoffte der Präsident Jefferson jenseits des Meeres geschützt zu sein; er bemühete sich, wie einst der berühmte Washington gethan, dem Staate, mit der Neutralität, die Ruhe zu sichern, da er ja so weit vom Theater jenes großen Weltbrandes entfernt war. Die beiden Mächte, welche sich die Herrschaft der Welt streitig machten, wurden durch diese Unpartheilichkeit gleich sehr aufgebracht, und bedienten sich der herausfordernsten Mittel, um das amerikanische Volk zu zwingen, an ihrem Streite Theil zu nehmen. Nachdem Napoleon, damals Herr von fast ganz Europa, die Continentalsperre decretirt hatte, welche den brittischen Inseln jeden Handel mit dem Festlande abschneiden sollte[1]), verbot England den neutralen Staaten, in den Häfen, die seinen eigenen Schiffen verschlossen waren, Handel zu treiben. Die Dekrete von Mailand, Bayonne und Rambouillet, welche den Neutralen alle Geschäfte mit England untersagten, waren die Antwort Napoleons. Um die Uebertretung seiner Befehle zu bestrafen, bemächtigte er sich aller amerikanischen Schiffe, welche in dem Augenblicke in

1) 21. November 1806.

den Häfen von Frankreich, Spanien und Neapel lagen. Von der andern Seite erließ die englische Regierung den Rathsbeschluß vom 7. November 1807, in Folge dessen man, fast sechszehn hundert neutrale Schiffe unter amerikanischer Flagge, mit Beschlag belegte.

Um diesen unsinnigen und schädlichen Bedrückungen ein Ende zu machen, ließ Jefferson am 22. Dezember 1807 und 9. März 1808 durch den Congreß die Sperrung aller amerikanischen Häfen decretiren. So wurden der auswärtige Handel und die Schiffahrt mit einem Schlage aufgehoben. Jede Verbindung mit Europa und den Bundesstaaten wäre gänzlich abgebrochen gewesen, wenn nicht einige verwegene Schiffer, durch die Aussicht auf außerordentlichen Gewinn bewogen, auf dem Meere geblieben wären. Es gelang ihnen auch häufig, die Hafensperre zu umgehen.

In Europa waren es die Küstenländer des Mittelmeeres, welche von dieser Grenzsperre am meisten zu leiden hatten. England, als Herrin von Gibraltar, hatte den Schlüssel zur Meerenge und benutzte seine Macht, um alle Häfen des französischen Kaiserreiches und der seiner Herrschaft unterworfenen Länder, verschlossen zu halten. Man begreift, daß in dieser Zeit kaum an eine Verbindung mit Italien zu denken war, wenn solche auch noch in etwa mit England, Frankreich und Spanien unterhalten wurde.

## Eisabeth an Antonio Filicchi.

Baltimore, 8. Juli 1808.

„Ganz gewiß werden Sie, mein theurer Antonio, mit Freude vernehmen, daß Ihre kleine Schwester in Amerika noch am Leben ist. Durch unsere lange Hafensperre werden Sie sich leicht erklären, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Aber wie konnte doch ein ganzes Jahr verstreichen[1]),

1) Wir werden später sehen, daß mehrere Briefe Antonio Filicchis nicht an ihren Bestimmungsort gelangt waren.

ohne daß ich eine einzige Zeile von Ihrer Hand erhielt? Es gibt keinen Grund, den ich nicht dafür aufsuche, ausgenommen die Möglichkeit, daß Sie diejenige vergessen hätten, welche Sie in den Weinberg des Herrn verpflanzt und für welche Sie seither so zärtlich gesorgt haben. Diesen Gedanken banne ich weit von mir!

„Sie haben alles erfahren; Sie wissen also auch die bestimmt ausgesprochene Meinung unserer Väter von Boston, in Bezug auf den Wechsel meines Wohnortes, der mich nach Canada geführt haben würde. Ich mußte dieses Vorhaben aufgeben. Sehen Sie die Ueberschrift dieses Briefes an ... Baltimore ... in der Nähe des von Herrn dü Bourg geleiteten Seminars. Wir stehen also unter den schützenden Flügeln frommer Wesen, welche nur athmen, um die Ehre Gottes zu fördern und den Verlassenen und Unglücklichen beizuspringen.

„Meine beiden Knaben habe ich von Georgetown zurückgezogen, da Herr dü Bourg sie in sein Kollegium aufgenommen hat, ohne daß es mir Kosten verursacht[1]). Ich bediene mich Ihrer großmüthigen Beisteuer zu unserm Lebensunterhalt[2]). Da unserm Plan gemäß nur katholische Zöglinge aufgenommen werden, dürfen wir nicht auf einen so raschen Erfolg rechnen, als der sein würde, welchen eine, nur auf menschliche Rücksichten gebauete Anstalt haben könnte. Indessen haben wir gegründete Hoffnung, daß das Unternehmen gelingen werde, wenn auch nur nach und nach, weil es allein auf der Vorsehung des Allmächtigen beruhet.

„Und was soll ich Ihnen, theurer Antonio, sagen von dem unaussprechlichen, unverhofften Glücke, welches ich empfinde,

---

1) Das Kollegium Sta. Maria zu Baltimore.

2) Seit 1806 hatte Antonio Filicchi die Verpflichtung übernommen, Elisabeth eine bestimmte Pension von vierhundert Dollar jährlich zu zahlen.

in einer Gesellschaft zu leben, wie die ist, die mich umgibt. Jede Seele athmet göttliche Liebe. Ich stehe in innigster Verbindung mit der liebenswürdigsten Person von der Welt, — es ist die Schwester des hochw. Herrn dü Bourg; sie will, daß ich sie als Schwester betrachte. Ganz in meiner Nähe eine wunderschöne Kapelle, die schönste von ganz Amerika und die nicht weit hinter denen zurückbleibt, welche ich zu Florenz so sehr bewunderte. Sie liegt so nahe bei meiner Wohnung, daß ich, ohne hinauszugehen, die kleine Altarschelle hören kann. O Antonio! wenn ich Ihnen alles erzählen könnte, so würden Sie, der Sie Ihre Schwester so sehr bedauern, mit ungemeiner Freude hören, welch' glückliche Veränderung in deren Lebensweise vorgegangen ist.

„Die Herren des Seminars bieten mir ein Grundstück an, um darauf zu bauen. Wir wollten, falls das Vorhaben ausführbar wäre, zuerst klein beginnen, aber nach einem Plane, der spätere Ausdehnung gestattet, denn man hofft, es werden sich genug fromme Seelen finden, welche geneigt wären, sich uns anzuschließen, um eine Anstalt für die Dauer zu gründen. Aber was vermag ein armes Geschöpf wie ich! Ich muß Alles der göttlichen Vorsehung anheimstellen. Da ich aber gegen Sie ganz offen sein muß und Ihnen keinen meiner Gedanken verbergen kann, so wage ich es, Sie mein Bruder, zu fragen, bis zu welchem Punkte, bis zu welcher Summe, ich in dieser Lage der Dinge auf Sie und Ihren verehrten Bruder rechnen darf? Was Sie schon für mich gethan, war so unverdient von meiner Seite, was Sie noch unaufhörlich für uns thun, übersteigt so sehr jede Erwartung, daß ich mir Gewalt anthun muß, um diese Frage an Sie zu richten. Indessen fühle ich, wie uuumgänglich nothwendig es ist, um meine Schritte darnach einrichten zu können und auch aus Rücksicht für die edlen Herren, welche mir ein so lebhaftes Interesse beweisen.

„Herr Matignon schreibt an Herrn dü Bourg so viel über das, was er von mir und meinen Töchtern erwartet und

. . . aber es ist besser, daß ich schweige, sonst möchten Sie für meinen Kopf fürchten. Aber in Wahrheit, alles was sie von einem so armseligen Geschöpfe sagen können, dient nur dazu, mich fühlen zu lassen, was ich eigentlich sein sollte. Sie kennen gewiß die Vergangenheit nicht. Denn wenn sie sie kännten, hätten sie wohl eine sehr geringe Meinung von der Gegewart. Da ich aber fast täglich unsern Herrn empfange, können Sie wohl denken, daß ich mir Mühe gebe, besser zu werden.

„Sagen Sie Ihrer Amabilia und Ihren geliebten Kindern viel Herzliches von mir. O Antonio! schreiben Sie mir recht bald und erzählen Sie mir von Ihnen Allen. Ich bitte Sie auch um Empfehlungen an Alle, die sich noch meiner erinnern, vorzugsweise an den Doktor Tuccoli und den Abbé Plunkett. Und was auch kommen möge, welches auch der Eindruck sei, den dieser Brief auf Ihr liebes Herz machen wird, gestatten Sie nicht, daß er auch nur für einen Augenblick das Gefühl beeinträchtige, welches meine größte Freude auf dieser Welt ausmacht. Schreiben Sie mir, ich beschwöre Sie darum, Antonio, und wenn Sie auch glauben, Ihre kleine Schwester sei jetzt im Unrecht, so verzeihen Sie ihr und lieben Sie dieselbe immer, wie Sie von ihr geliebt werden."

Der Brief, den wir so eben gelesen haben, war kaum abgegangen, als Elisabeth Nachrichten von Antonio Filicchi erhielt. Sie hatte seit beinahe vierzehn Monaten nichts von ihm gehört. Mehere Briefe, die er an sie geschrieben hatte, waren ihr nicht zugekommen; dieser war vom 10. April 1808 datirt. „Meine gute und geliebte Schwester, sagte Antonio, Sie haben Ursache und sind nur gerecht, wenn Sie mir die Versicherung geben, wie Sie dies in Ihrem letzten Briefe thun[1]), daß Sie nie der Furcht, ja nicht einmal dem Gedanken

---

1) Ein Brief, den Elisabeth im Sommer des Jahres 1807 geschrieben hatte.

— dem wirklich verkehrten Gedanken — Raum geben, daß ich jemals weniger Interesse, weniger Zuneigung gegen meine tugendhafte Schwester in Amerika hegen könnte. Ihre Bekehrung ist mein Ruhm! Ungeachtet der Entfernung und der Unterbrechung unsers Briefwechsels, war Ihr Andenken mir nie lebhafter gegenwärtig, nie meinem Geiste klarer eingeprägt. Da wir beide älter werden, bringt Jeder Tag uns unserm gemeinsamen Ziele näher, dem Himmel, wo wir uns, wenn es Gott gefällt, wiederfinden und uns die Hand reichen werden, um nie mehr getrennt zu werden. . . . . .

. . . . . .

„Ich nehme innigen Antheil an der Freude, welche Sie über die gute Aufführung Ihrer Söhne und Töchter empfinden; eine christliche Erziehung ist die beste Erbschaft, die Sie ihnen hinterlassen können. . . . . Meine Freunde Murray haben von mir neuerdings Weisungen erhalten, um das zu ergänzen, was in den früheren hätte mangelhaft sein können[1]). Sie müssen sich so regelmäßig an dieselben wenden, als wir es unter uns ausgemacht hatten und so oft, als Sie dessen bedürfen. Wenn Sie versuchen sollten, Ihrem Bruder in diesem Stücke ungehorsam zu sein, so werde ich Ihnen nie mehr schreiben, ja sogar versuchen, niemals mehr an Sie zu denken, wenn es möglich wäre. Es stehen mir jetzt doppelt so viele Mittel zu Gebote, als in dem Augenblicke, wo ich die Verpflichtung übernahm. In Mitte der allgemeinen Geschäftsstockung haben wir, durch glückliche Unternehmungen, reichlichen Ersatz gefunden für den Ausfall an Bestellungen, die wir sonst aus den Vereinigten Staaten erhielten. Die Vorsehung begünstigt sichtbarer Weise jeden unserer Schritte. Wenn der Himmel so Ihre Gebete für mich erhört, wie könnte ich dann so undankbar sein, um Sie auf dieser Welt zu verlassen!"

---

1) Siehe die zweite Note auf Seite 282.

Wir glauben nicht, daß die Freundschaft jemals eine liebenswürdigere und überzeugendere Sprache geführt habe, um zur Annahme solcher Zeichen von Großmuth zu bewegen, welche von einer so zartfühlenden Hand gegeben werden müssen. Elisabeth barg in ihrem großen und edlen Herzen Schätze von Liebe, um die Schuld der Dankbarkeit zu zahlen. Sie konnte sich immer leicht an die Stelle ihrer ausgezeichneten Freunde versetzen und fühlen, welche Freude es ihr verursachen würde, wenn sie das für sie thun könnte, was die Umstände ihrer Glücksgüter ihnen für sie zu thun erlaubte. Derjenige, welcher die Freude kennt, die das Geben mit sich bringt, leidet nicht dadurch, wenn er Gaben empfängt, welche die zärtliche Freundschaft bietet. Wie süß ist dies Vergnügen, zu geben! Wenn man daran denkt, wäre man versucht, zu sagen, daß, dürfte man die Erkenntlichkeit nach der Süßigkeit abmessen, die man empfindet, es vielmehr der Geber sei, welcher dem, der empfängt, zu Danke verpflichtet ist.

# Dreizehntes Kapitel.

Frommes, thätiges und glückliches Leben Elisabeths. — Ihre demüthige Ungeduld, sich im Interesse der Religion in den Vereinigten Staaten nützlich zu machen. — Briefe an Antonio und Filippo Filicchi. — Briefwechsel Elisabeths mit ihren beiden Schwägerinnen. — Zulassung der Vorsehung. — Herr Cooper. — Gabe, welche Herr dü Bourg empfängt, zur Gründung einer Schule und einer Zufluchtsstätte zu Gunsten der armen Katholiken Marylands. — Elisabeths Schule zu Baltimore. — Erste Kinder-Kommunion. — Fräulein Cäcilia O'Conway. — Beginn der Anstalt zu Emmettsburg. —

1808—1809.

Es gibt einen Zauber, den Niemand, der ihn empfunden hat, je vergessen kann. Abreisen, den kalten und düstern Winter des Nordens hinter sich lassen, den südlichen Regionen zueilen; dann plötzlich im lieblichen Scheine der Sonne erwachen, erstaunt und entzückt zugleich, weil man statt der beißenden Kälte die linde Berührung der Wärme fühlt: welch' entzückendes Gefühl! Wer dasselbe in seiner Erinnerung auffrischt, wird sich ein getreues Bild machen von dem, was ein Herz fühlen muß, das durch die Verlassenheit von denen, die es liebte, erstarrt, sich wieder sanft erwärmt fühlt in einer Atmosphäre von Wohlwollen und Zuneigung. Umgeben von der Sorgfalt einer zarten Freundschaft hörte Elisabeth nicht auf, Gott zu danken „für die glückliche Veränderung, die ihr Leben umgestaltet hatte." Die Ruhe und der Friede, deren sie genoß, tröstete über ihre Abwesenheit jene kleine Zahl von Freunden, die ihr immer treu geblieben und

welche ihretwegen so sehr gelitten hatten durch die Härte ihrer Familie. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft schrieb ihr ihre geliebte Henriette. „Wohin könntest Du gehen, theure Schwester, ohne Wohlwollen und Zuneigung zu finden? Diejenigen, welche Dich kennen könnten, ohne Dich zu lieben, müßten gefühllose Wesen sein. Die Beschreibung, die Du von Deiner Umgebung machst, ist entzückend, alle meine Gedanken, alle meine Hoffnungen eilen jenem glücklichen Orte zu, den Du uns beschrieben hast. O könnte ich mich eines Tages dort finden! Nicht wie ich jetzt bin, in meiner gegenwärtigen Lage, sondern um dort wahrhaft glücklich zu sein. . . Könnte ich mich eines Tages des Vorzugs erfreuen, Gott in eurer gesegneten Religion zu dienen! Theure Schwester, unterlaß nicht, für mich zu beten, vergiß meiner doch niemals, wenn Du in der Kirche bist. Eninnere Dich der untergehenden Sonne. Ich werde Dich immer am Fuße des Kreuzes zur Stunde des Miserere aufsuchen. Welch süße Erinnerung!"

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

20. August 1808.

„Obschon Ihre Schwester aus Amerika Ihnen im Laufe der beiden letzten Monate zweimal geschrieben hat, kann sie es sich doch nicht versagen, Ihnen für Ihren Brief vom 18. April zu danken, indem sie die sich darbietende, günstige Gelegenheit benutzt, um Ihnen einige Zeilen zukommen zu lassen. Ihr Brief war für mich wie der belebendste, tröstlichste Balsam. Er hat meine aufgeregte Einbildungskraft geheilt, welche sich wegen Ihres langen Schweigens tausend betrübenden Voraussetzungen hingab. Dem allmächtigen Gotte allein ist es bekannt, mit welcher Zärtlichkeit und Ausdauer ich Sie beide ihm empfohlen habe, Ihren Filippo und Sie, sowohl bei der Messe als bei meinen Kommunionen; ich wußte nicht, ob Sie noch in dieser Welt oder schon in der andern

lebten, als ich dann am vergangenen Sonntag den so lange ersehnten Brief erhielt, hätte ich nicht gewagt, denselben zu öffnen, ohne zuvor kniend und mit großem Eifer einen Act der Ergebung gemacht zu haben. Nachdem ich ihn dann gelesen und wieder gelesen hatte, umgaben mich die Kinder, denen ich meine Freude mitgetheilt hatte, knieten nieder und wir beteten zusammen aus ganzer Seele das Te Deum.

„Sie sind also nicht nur am Leben, Sie und Ihr lieber Bruder, sondern Sie halten auch Ihre arme, unwürdige Schwester in liebevollem Andenken. Das ist in Wahrheit ein sehr großer Trost! . . Und Amabilia, Ihre theure und ausgezeichnete Amabilia, Ihre lieblichen Kinder, alle befinden sich wohl. Dann der neue Schatz, welcher mein Verlangen, Sie alle noch einmal zu sehen, steigert[1]). Aber es ist nicht möglich, daß einer dem reizenden Georgino gleich komme. O wenn das liebe, entzückende Kind noch in meinen Armen läge, wie fest würde ich ihn umfangen. Theurer Antonio, umarmen Sie ihn bisweilen für mich. Ich habe sein Kleidchen, welches seine gute Mutter mir schenkte, schon oft mit meinen Thränen benetzt, und die kleine Haarlocke, die ich ihm indessen noch zu zeigen hoffe.

„Sie sagen mir nichts von Filippos Gesundheit; ich hoffe, daß es nicht schlimmer damit steht, als gewöhnlich. Seinen Brief, welchen er wie Sie sagen, von Bordeaux aus geschrieben, habe ich nicht erhalten. Wie sehr bedaure ich diesen Verlust. Doch könnte ich ihn möglicher Weise noch bekommen. Die Briefe, welche ich Ihnen seit meinem Aufenthalte in Baltimore geschrieben habe, sind der Sorgfalt der lieben Engel anvertraut worden. Es würde ein wirklicher Kummer für mich sein, wenn sie Ihnen nicht zukämen. Doch der heilige

---

1) Nicola Filicchi, der fünfte von den Kindern Antonios und Amabilias, welcher eben geboren war. Er starb 1837 zu Florenz, drei Monate vor seinem Bruder Giorgio-Giorgino.

Wille Gottes geschehe! Was das Gelingen meines Vorhabens oder vielmehr des Vorhabens dieser hochwürdigen Herren betrifft, so hängt dasselbe so gänzlich von Ihrer Mitwirkung und Unterstützung ab, daß ich nicht wage, einen Wunsch zu haben. Jeden Montag opfere ich bei der Messe und ich weiß, daß auch sie es thun, den Erfolg, welchen ich davon erwarten darf, demjenigen auf, dessen Segen allein es zu heiligen und fruchtbar zu machen vermag. Ich, für meine Person, wäre mehr geneigt, ein Mißlingen zu erwarten. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß das, was meinen Wünschen zuwider war, stets den Fortschritt meiner Seele förderte. Wenn also die Gründung der Anstalt gelingt, so werde ich in dem Erfolge nur ein Zeichen sehen, daß Gott viel Gutes wirken will; aber Gutes, das auf mein persönliches Interesse keinen Bezug hat, weil dieses immer in der Armuth und in den Thränen Gewinn gefunden hat. Ich meine die Armuth, in welcher die Seele leidet, weil man sich gedemüthigt fühlt, etwas als Almosen annehmen zu müssen. O Antonio! wie schlecht würden Sie über die Erniedrigungen urtheilen, welche ich erduldet habe, wenn Sie es eine Demüthigung für mich nennen, von Ihnen etwas zu empfangen. Im Gegentheil, als ich, am Tage meiner Abreise von New-York, Herrn Craihe[1]) Ihre letzte Anweisung auf Murray einhändigte, empfand ich ein lebhaftes Gefühl des Triumpfes in meinem Innern. Ich würde nichts anderes gefühlt haben, wäre Ihre Kasse die meinige gewesen und hätte ich zu geben gehabt. Aber es ist wirklich drückend und demüthigend, von denen abzuhängen, welche uns gar nicht lieben, weder um Gottes noch um unserer selbst willen. Doch, dem sei, wie ihm wolle, es ist vorüber; sollten wir dahin kommen, in Baltimore Almosen empfangen zu müssen, so wird es doch von solchen sein, die wissen, wie man selbes gibt. Wenn ich es wagte, Gott in zeitlicher Rücksicht um etwas zu

1) Ein Bankhalter des Hauses Murray in New-York.

bitten, so wäre es, daß wir nie gezwungen sein möchten, nach New-York zurückzukehren. Aber ich bitte um gar nichts. Sein anbetungswürdiger Wille erfülle sich in jeder Weise! . . . . Sagen Sie Amen.

„Es wird mir schwer, diese Seite unbeschrieben zu lassen, aber der Brief muß mit mehreren andern von Hrn. du Bourg abgehen, und darum muß ich ihn schnell fortschicken.

„Der gute Bischof Carroll erkundigt sich oft und mit vieler Zuneigung nach Ihnen und Ihrem verehrten Bruder. Umarmen Sie die liebe Amablila und die theuren Kleinen tausendmal für mich. Sie haben mir befohlen, Ihnen mit jeder sich bietenden Gelegenheit zu schreiben, sonst würde ich mich schämen, Ihnen ein Gekritzel zu schicken, welches das Porto nicht werth ist.

„Sagen Sie Ihrem lieben Bruder, daß ich nach einer kleinen Predigt von ihm, über die christliche Vollkommenheit, seufze; denn obgleich solches ein großes Unternehmen ist, so strebe ich doch mit dem heißesten Verlangen darnach. Er weiß, daß eine Seite von ihm besser auf seine Schülerin wirkt, als viele Bände, die aus einer fremden Feder hervorgegangen sind. Die Bücher, welche er mir gegeben hat, sind mir doppelt theuer. Wir haben hier einen ehrwürdigen Patriarchen, welcher mir oft predigt, und mich immer auf die Reden Bourdaloues hinweiset. Aber die Kinder geben mir wirklich so viele Beschäftigung, daß, käme man mir nicht etwas zu Hülfe, ich nach den Litaneien und der Nachfolge Christi selten noch etwas anderes beten oder lesen könnte.

Adieu. Gottes. Immer die Ihrige.

M. E. A. S[1]).“

---

1) Von dem Jahre 1805 an tragen die Briefe Elisabeths keine andere Unterschrift, als diese vier Anfangsbuchstaben M. E. A. S.. M. Maria war der Name, den sie bei der Firmung erhalten hatte. E. A. S. Elisabeth Anna Seton.

Dieser, am 20. August geschriebene Brief kam Ende Oktober in Italien an. Antonio Filicchi fand einige Monate später Gelegenheit, ihn zu beantworten, welche er eiligst benutzte. Aber in dieser bedrängten Zeit war die Verbindung so schwierig, daß der vom 30. September 1808 datirte Brief erst in Elisabeths Hände kam, als schon mehr denn ein Jahr verflossen war, nämlich am 18. Dezember 1809. Während dieses langen Zwischenraumes konnte keine Nachricht von ihren theuren Filicchi zu ihr gelangen. Diese harte Entbehrung war ein Vorspiel des vollständigen Stillschweigens, welches ihre Trennung dem Tode ähnlich werden ließ; es dauerte von 1810 bis zum Frühjahr 1814.

Wir werden noch einmal sehen, daß es nicht in den Absichten Gottes in Bezug auf Elisabeth lag, derselben Ruhe finden zu lassen im Schooße der reinsten und süßesten Freude. Schon im ersten Herbste nach ihrer Ankunft zu Baltimore erhielt sie von Newyork die betrübendsten Nachrichten. Cäcilia war neuerdings krank. Während mehrerer Tage verzweifelte man an ihrem Aufkommen; dann trat eine scheinbare Besserung ein, die man für eine wirkliche hielt. Von dieser, sie völlig niederdrückenden Besorgniß befreit, konnte Elisabeth ihr Herz der Freude erschließen, weil Cäcilia, von ihrer Familie weit milder behandelt, beinahe glücklich war. Die Furcht, dieselbe zu verlieren, hatte bei ihren Verwandten eine Zärtlichkeit hervorgerufen, die nur aufgeweckt werden durfte. Man umgab sie mit der zuvorkommendsten Sorgfalt, und überhäufte sie mit Beweisen von Zärtlichkeit, wie zu der Zeit, als man sie „den Abgott der Familie nannte." Nach einer dreijährigen harten Trennung hatte man ihr endlich erlaubt, Henriette wiederzusehen. Ob sie sich aber in Trauer oder Freude befanden, der erste Gedanke dieser beiden Schwestern war, ihre Elisabeth daran Theil nehmen zu lassen.

## Henriette Seton an Elisabeth.

New-York, 29. November 1808.

„Endlich bin ich hier bei meiner Cäcilia; in diesem Augenblicke sitze ich ganz nahe an ihrem Sessel, ich bin so glücklich, daß selbst ein König mich darum beneiden würde. Hier nur findet mein armes Herz einige Erleichterung in seinem Kummer. Welches Leiden würde nicht auch gemildert durch ihre süße Gegewart? Ihr bloßer Anblick wirkt bezaubernd auf meinen Geist. Fast vergesse ich in diesem Momente, daß der Kummer in meinem Herzen gewohnt hat. O theure Schwester! dürfte ich nur hoffen, daß man mir erlauben werde, hier zu bleiben, wie angenehm würden wir beide den Winter verleben, indem wir gemeinschafflich Deiner gedächten, von Dir redeten, an Dich schrieben. Wir würden die ganze Welt mit aller ihrer Eitelkeit vergessen, ja uns selbst würden wir vergessen in der Erinnerung an den Himmel und an Dich. . . Aber solches nur zu denken, ist schon zu viel! Und doch, welches Glück wäre mit dem meinigen zu vergleichen? Es gibt in Wahrheit nichts, was mir so innige Freuden gewähren könnte.

„Du kennst den bittern Schmerz, unter welchem ich seit mehreren Jahren seufze. Ich bedarf des Trostes, um nicht zu unterliegen. Aber grade darum bin ich versichert, daß meine Theure die Bitte erhören wird, die jene an sie richtet, welche sie mehr liebt, als Worte es auszudrücken vermögen. Um was ich Dich bitte, Elisabeth, ist, daß Du am 27. Dezember meiner gedenkest. Dieser Tag wird stets für Dich und für uns ein Tag schmerzlichen Andenkens bleiben[1]). Aber es war so der Wille unsers anbetungswürdigen Meisters, und wir müssen das Haupt neigen und die Ruthe küssen, welche uns züchtigt.

---

1) Der 27. Dezember war der Jahrestag des Todes William-Magee Setons, welcher 5 Jahre früher eingetroffen war.

„Frische die Erinnerungen in Deinem Geiste wieder auf, bedenke, daß dieses grade der Tag war, an welchem Deine Henriette in ein neues Leben eingeführt wurde, nicht um ferner auf Rosen zu ruhen, sondern auf Dornen. Gedenke daran, daß sie seit Jahren daran gewöhnt ist, Deine geheimsten Gedanken zu theilen, und für jedes beginnende Jahr von Dir einige Lebensregeln zu erhalten, liebevolle Briefe von Trost und Rathschlägen begleitet. Ich bedarf alles dessen mehr als je, und ich werde nach dem Tage seufzen, der mir einen Brief von Dir bringen wird, enthielte er auch nur eine einzige Zeile, die mir sagte, daß Du Dich am Fuße des Kreuzes meiner erinnert hast."

Cäcilia genoß nicht lange die Gegenwart Henriettens. Ganz allein, in Mitte einer protestantischen Familie, begegnete das arme Kind bald den nämlichen Vorurtheilen und wurde neuerdings der Gegenstand großer Härte. Diejenigen ihrer Verwandten, welche sich für die nachsichtigsten hielten, ersparten ihr nur die Vorwürfe, um sie mit jener kränkenden Ruhe zu behandeln, welche das Herz bis in's tiefste Innere verwundet, ohne ihm das tröstliche Recht zu gestatten, sich zu beklagen. Die Uebrigen, weniger Herr über ihre inneren Gefühle, hatten nach ihren eigenen Worten für sie „nur Ansdrücke des Zornes und scheele Blicke." Man griff in ihrer Gegenwart ihre Religion an, und zeigte die größte Verachtung für das, was man die Gräuel des Papismus nannte. Diese Beschimpfungen trafen ihre empfindlichste Seite. In Mitte jener, welche sie nicht mehr in New-York sehen mochten und derer, die sie dort behalten wollten, blieb ihr nichts anderes übrig, als schweigend, aus Liebe zu Jesus Christus, zu leiden." Ich würde es vorziehen, an jedem andern Orte zu sein, müßte ich auch dort die Stelle der letzten Magd einnehmen!

„Hätte ich nicht den festen Glauben, daß es einen weisen und allmächtigen Gott gibt, welcher alle Ereignisse hienieden lenkt, und einen Jesus, der alles, was wir gelitten, belohnt,

dann wüßte ich wahrlich nicht, was ich von meiner Lage denken sollte."

Der Gedanke, sie leide Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, tröstete die muthvolle Cäcilia und hielt sie aufrecht. Sie sah sich den Fußstapfen Jesu nachwandelnd, leidend für ihn und sich selbst täglich absterbend. Sie schrieb an Elisabeth, deren Beispiel sie mit fortgerissen hatte auf den königlichen Weg des Kreuzes: „Wie süß ist es, zu fühlen, daß man mit Jesus und für Jesus leidet. Meine Seele empfindet nur Freude. Anfangs scheint der Kelch zwar bitter, aber er enthält für diejenigen, welche wahrhaft lieben, ungekannte Süßigkeit. Liebe, theure Schwester, wäre ich bei Dir, dann hätte ich diese Thränen, diese Seufzer, diese mancherlei Leiden dem Herrn nicht mehr aufzuopfern, und ich fürchte, daß die Wagschale meiner Leiden zu leicht befunden werden würde."

## Elisabeth an Cäcilia Seton.

„Meine Cäcilia, Du Lieblingskind Jesu, Du wirst den Sieg davon tragen, Er aber wird alle Ehre daraus ziehen. Ihm sei ewiger Ruhm dafür, daß Er Dich zu einem so glorreichen Kampfe berufen und Dich in demselben so erbarmungsvoll unterstützt hat! Ja, Du wirst siegen, denn Jesus Christus selbst wird den Kampf durchkämpfen und nicht Du Geliebteste! O nein, das schüchterne, schwache, schwankende Lämmlein vermöchte es nimmer, dem Strome zu trotzen und die Gewalt des Sturmes auszuhalten. Der zärtliche Hirt nimmt es in seine Arme und birgt es unter seinem Mantel, und das Kleine sieht sich bald, zitternd aber glücklich, wieder im Schafstalle, da es noch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt zu haben glaubte.

„Das wird für dich geschehen, meine Theure. Der gute Hirt wird Dich nicht einen einzigen Augenblick verlassen und nicht zugeben, daß Dir das geringste Uebel zustoße. Keine Deiner Thränen, keiner Deiner Liebesseufzer für Ihn wird

verloren gehen. Glückliches, glückliches Kind, wie süß müssen Deine Unterhaltungen mit diesem göttlichen Geiste sein, welcher Dein unerfahrenes, jeder irdischen Stütze beraubtes Herz mit der Wissenschaft der Heiligen erfüllt! Die Seligen des Himmels erfreuen sich Deinetwegen, da Du mit so festen Schritten denselben Weg verfolgst, auf welchem sie während ihrer harten Prüfungszeit wandelten. Deine arme Schwester ist es, welche Dich anflehen muß, für sie zu beten! Ich genieße der Ruhe, während Du, meine Theuerste, die Höhen Sions erklimmst. Bisweilen schlafe ich sogar im Garten[1]), während Du aus dem Kelche der Bitterkeit trinkst. Aber es wird nicht immer so bleiben. Die Erbarmungen Gottes sind unendlich, und es wird nicht lange dauern, bis auch ich meinen Antheil daran bekommen werde. Bitte für mich, damit die Prüfung nicht von Innen komme; denn nur auf solche Weise empfindet man eine wahre Qual. Jetzt sehe ich mich täglich, ja jeden Augenblick, von den süßesten Tröstungen erfüllt; ich genieße sie, aber nicht mehr mit jener leidenschaftlichen Bewegung, die Du früher bisweilen bei mir wahrgenommen hast, sondern friedlich, mit einem innigen Gefühle wärmsten Dankes. Dies hindert jedoch nicht meine stete Bereitwilligkeit, dem Herrn seine eigenen Gaben zum Opfer zu bringen, wenn es ihm gefallen sollte, sie mir zu entziehen, und das selbst in dem Augenblicke, wo ich ihre Süßigkeit am lebhaftesten empfinde.

. . . . . .

„Was soll ich Dir von den Schwierigkeiten sagen, in denen Du Dich befindest? Gott allein kann Mittel dagegen finden. Unser guter Vater war sehr gerührt über Deinen Brief[2]). Auch Herrn dü Bourg habe ich befragt, beide sind der Meinung, es sei hier Pflicht, jede menschliche Hand aus dem

---

1) Hohe Lied, Kapitel VI.

2) Herr Babad wird hierdurch gemeint. Etwas später wird von ihm die Rede sein.

Spiele zu lassen. Wir Alle geben Dir indessen die Versicherung, daß wir unsere ununterbrochenen Gebete mit den Deinigen vereinen und Hülfe und Trost für Deine Seele erflehen. Möchtest Du, mein theures Kind, recht bald befreit werden, wenn solches der preiswürdige Wille Gottes ist! Bedenke, daß das Opfer vollbracht werden muß, und daß die Seele Deiner Schwester unaufhörlich für Dich betet, und zwar in Vereinigung mit vielen andern Gebeten, welche würdiger sind, erhört zu werden, als die ihrigen. O! wie viele frommen Seelen vereinigen fortwährend ihre Gebete zu diesem Zwecke. Tausendfacher Segen komme über Dich."

Elisabeth irrte sich nicht, wenn sie, ganz in Gott begründet, ihre junge Schwester ermahnte, weder an der Gnade, noch an sich selbst zu verzweifeln. Unsere Schwäche wird zur Kraft, sobald sie sich auf den Allmächtigen stützt. Cäcilia, mit den Waffen des Glaubens angethan, und den guten Kampf kämpfend, ging siegreich aus dem Streite hervor.

Gott verlieh ihr nicht nur die Beharrlichkeit in ihrem Eifer, sondern er flößte ihr auch das Verlangen ein, sich seinem Dienste zu weihen, und zwar in dem vollkommensten Stande, den das christliche Leben kennt. Die täglichen Leiden löseten das Herz dieses heiligmäßigen Kindes von der Erde los, und gewöhnten sie daran, ihren Trost nur vom Himmel zu erwarten. „Ich fühle, sagte sie ihrer Schwägerin, daß meine Stellung hier von Tag zu Tag schwieriger wird. Gott allein ist alles bekannt. Ich bin überzeugt, daß er die Sachen nicht lange so lassen wird, wie sie jetzt liegen, aber bis dahin fürchte ich jeden Augenblick, an den mich umringenden Klippen und Felsen zu scheitern. O meine Schwester! wann werde ich erlöset werden? Die Idee, mich mit Dir zu vereinigen, schwebt stets meinem Geiste vor, und es ist mir dann, als dächte ich an das Paradies."

Cäcilia war dem Herzen nach die erste Gefährtin Elisabeths, die erste Tochter ihrer zahlreichen, geistlichen Familie.

Nur noch eine kleine Weile, so werden wir sie, von den schmerzlichen Banden, die sie zurückhielten, befreit hineilen sehen zu der, welche sie zu ihrer Freundin und ihrem Vorbilde erwählt hatte. Sie vollendet in den Armen ihrer Schwester, in der entstehenden Genossenschaft vom h. Joseph, ihre kurze, aber volle Laufbahn. Wenn sie die Zurückgezogenheit verläßt, die sie schon jetzt als ihr irdisches Paradies betrachtet, so geschieht es nur, um in die Wohnung Gottes einzugehen.

## Elisabeth an Antonio Filicchi.

16. Januar 1809.

„In dieser traurigen Zeit der Hafensperre erscheint es mir ein großes Glück, wenn sich eine Gelegenheit bietet, Ihnen einige Worte der zärtlichen Zuneigung adressiren zu können, die, weit entfernt durch die Zeit und die Trennung geschwächt zu werden, vielmehr jeden Tag wächst. Sie nimmt wirklich zu in dem Maße, in welchem die Liebe zu dem Schatze, den wir Ihnen verdanken, stärker wird und uns dessen unendlichen Werth erkennen läßt. Theurer, bester Antonio, wie konnte ich doch der Gegenstand einer so großen Gunstbezeugung werden. Könnten sie erkennen, mit welch' großen Gnaden und Tröstungen Ihre Schwester in Amerika sich täglich überhäuft sieht, so würde Ihr Herz sich in Danksagungen ergießen. Sie dürfen versichert sein, daß, wenn Sie und Filippo nicht schon hier auf Erden hundertfache Belohnungen empfangen, es nicht wegen Mangels an beständigen Gebeten, von Seite Ihres verlornen Kindes, geschieht. Aber, werden Sie denken, die von ihr verrichteten Gebete können keinen großen Erfolg haben. Wenn ich Ihnen indessen sage, daß ich so glücklich bin, das Brod der Engel oft vierzehn Tage lang täglich zu empfangen, so können Sie wohl denken, daß ich mich der Hoffnung nicht verschließen kann, Gott werde ein ununterbrochenes Gebet erhören, welches ihm im Namen desjenigen geopfert wird, der die Quelle alles Segens ist!

„Seit dem Empfange Ihres letzten Briefes habe ich Ihnen mehrere Male geschrieben, ich meine den Brief, welchen Sie mir kurz nach Ihrer Rückkehr von Frankreich geschrieben[1]). Mein letzter Brief vom Monate Juli sagte Ihnen, was ich für diese Welt noch erwarte und hoffe. Es ist nichts anderes, als meinen, wenn auch geringen Antheil, beizutragen zur Ausbreitung unserer theuren und heiligen Religion. Ich bin überzeugt, daß Sie, wenn sich eine Gelegenheit bietet, uns ermuntern werden zur Ausführung unseres Planes, wenn es der Wille Gottes ist, daß er gelinge. Sollten Sie uns aber nicht darin bestärken, so würden Sie uns Ihre guten Gründe dafür angeben. Schon seit langer Zeit ist alles den Händen Gottes anheim gegeben. Indessen kann ich es nicht unterlassen, ihn immer bei der Kommunion mit Innigkeit anzuflehen, während mein Herz sich nach Livorno wendet. „O lieber Herr, flöße ihren Herzen alles dasjenige ein, was dein heiliger Wille für mich beschlossen hat. Segne sie und die Ihrigen mit tausend zeitlichen und geistigen Segnungen!"

„Allerdings kann eine solche Anstalt nur unter dem besonderen Schutze der göttlichen Vorsehung begonnen und fortgesetzt werden. Aber er hat schon einigen ausgezeichneten Seelen das Verlangen eingeflößt, sich dazu zu verwenden, Kinder in unserer heiligen Religion zu erziehen. Es scheint auch, seine Güte werde nicht bei dem bloßen Anfange stehen bleiben. Auf die Empfehlung unsers hochwürdigsten Erzbischofs Caroll haben sich mehrere Familien erboten, mir ihre Kinder zu schicken, damit ich sie zu ihrer ersten Kommunion vorbereite. In diesem Augenblicke habe ich fünf solcher Kinder

---

1) Antonio Filicchi war als Deputirter nach Paris geschickt worden, um bei der franz. Regierung das Interesse des toskanischen Handels zu vertreten. Kaum war diese Mission beendigt, so erhielt er eine andere ähnliche. Im Jahre 1812 wurde er durch kaiserliches Dekret nach Frankreich berufen. Es was das dritte Mal, daß er sich in derselben Angelegenheit dorthin begab.

bei mir. Mein Leben ist ein wahrhaft glückliches, es ist getheilt zwischen meiner Schule und der Kapelle, welche meiner Wohnung ganz nahe liegt. Der hochwürdige Herr Babad, ein Heiliger, hat heute Morgen die Messe gelesen für meine beiden Brüder zu Livorno, und meine Kommunion wurde ebenfalls für sie aufgeopfert. Diese Zeit des Jahres, Antonio, ist gerade diejenige, in welcher das göttliche Licht des Glaubens, dem ich so lange widerstanden, sich mit unwiderstehlicher Macht meiner bemächtigte und mich zwang, die Augen zu öffnen und seine unendliche Süßigkeit zu verkosten. O mein Bruder, wo wäre die arme Mutter und ihre Kinder, wären sie nicht aus der Finsterniß und dem Irrhume gerissen worden!

„Eine liebenswürdige und vortreffliche, junge Frau aus unserer Familie hat kürzlich die Gnade der Bekehrung erlangt; dann auch jene alte, arme Frau, die Ihnen immer so schöne Verbeugungen machte. Cäcilia ist noch in der Familie ihres Bruders. Unter der Geistlichkeit zu New-York haben viele Veränderungen statt gefunden, seit jener Zeit, wo Sie dort waren. Zu Philadelphia hat Herr Hurley Bekehrungen bewirkt, die Aufsehen erregen. Die, welche hier und in Baltimore geschehen, gehören den niedrigsten Klassen an; aber sie sind nicht weniger zahlreich und gewiß nicht von geringerem Werthe. Eine Nichte des Richters Nicholson ist mir vor Kurzem von unserm Bischofe anvertraut worden, dem allein die Sorge für sie obliegt, da keiner ihrer Verwandten sie aufnehmen will, seitdem sie katholisch geworden ist. Von mir empfängt die liebe Kleine ihren Unterricht. Augenblicklich bereite ich sie zum Empfange des größten Gutes vor.

Meine kleine Annina[1]) ist so gut, daß alle Mütter, welche sie kennen, wünschen, sie möge die Gespielin ihrer Kinder werden. Wie ich Ihnen schon sagte, meine Knaben sind hier im Kollegium unter der Leitung Herrn dü Bourgs; ihr Betragen

---

1) Annina, Verkleinerung des Namens Anna, älteste Tochter Elisabeths.

ist so gut und unschuldig, wie ich es nur wünschen kann. Ich bitte Sie, Antonio, sagen Sie alles Schöne von mir Ihrer lieben Familie, vorzugsweise Ihrer theuren Amabilia. Nie werde ich ihrer vergessen. Richten Sie Ihrem Bruder meine herzlichen Empfehlungen aus. Rufen Sie mich seiner guten Maria ins Gedächtniß zurück, eben so dem Doktor Tuccoli und dem Abbé Plunkett, wenn sie zu Ihnen kommen. Mein Herz ist von der zärtlichsten Dankbarkeit lebhaft durchdrungen, wenn ich ihrer Aller gedenke.

„Mein theurer Antonio, Sie und Ihr Bruder dürfen mir nicht verargen, daß ich Ihnen so offen von meinen Angelegenheiten rede. Ich wiederhole, daß das, was ich Ihnen mittheilte, nicht als eine direkte Bitte angesehen werden darf. Es geschieht nur, damit Sie die Lage begreifen, in welche der Herr uns versetzt hat, und damit Sie, durch diese Erkenntniß geleitet, beschließen, was den Absichten seines Willens in Rücksicht auf uns entspricht. Mag es ihm gefallen, mich dem Ziele, welches ich im Auge habe, näher zu führen oder mich davon zu entfernen, sein heiliger Wille geschehe! Wenn er nur fortfährt, sich selbst mir zu schenken, dann wird mir alles Uebrige gleichgültig sein. Möge er Sie segnen und behüten, im Leben und im Tode."

## Elisabeth an Filippo Filicchi.

21. Januar 1809.

„Im Juni des verflossenen Jahres habe ich Ihnen einen langen Brief geschrieben, in welchem ich Ihnen von meiner Ankunft in Baltimore und von den Hoffnungen sprach, die sich an diese Ortsveränderung knüpften. Unsere Hoffnungen sind theilweise in Erfüllung gegangen, vortreffliche Kinder sind mir übergeben worden. Mehrere gute Seelen, ganz bereit, sich meinem Unternehmen anzuschließen, erwarten den Zeitpunkt, sich der zu gründenden Anstalt anzuschließen, wenn der Allmächtige erlaubt, daß sie ins Leben trete. Aber . . . Sie

wissen, ich vermag nur, uns das tägliche Brod zu verdienen, bin aber weit davon entfernt, die Mittel zu beschaffen, ein für den Zweck passendes Haus zu kaufen oder zu bauen. Herr dü Bourg sagt immer: Geduld, mein Kind, überlassen sie es der göttlichen Vorsehung.

„Heute Morgen, bei der Kommunion, als ich alle meine Wünsche und meine Werke gänzlich dem Willen Gottes anheim stellte, kam mir folgender Gedanke in den Sinn: Warum bittest du nicht die Filicchi, zu bauen? . . Sie könnten sich ja das Eigenthumsrecht auf das Gebäude vorbehalten. — Wahrlich, daß ich in solchem Augenblicke daran dachte, beweiset wohl mein großes Verlangen darnach. Und in der That, ich verlange und zwar so sehr, als ich nur eine Sache ersehnen kann, von der indessen noch nicht vollständig entschieden ist, ob sie dem Willen des Herrn entspricht. Erscheint Ihnen Ihrerseits die Sache, von der ich Ihnen rede, ausführbar, dann könnten Sie im rechtmäßigen Besitze des aufzurichtenden Gebäudes bleiben und die nöthige Sicherheit dafür erhalten. Das Grundstück ist da. Sie würden ein ausgezeichnet gutes Werk thun, und wie die Herren aus dem Kollegium und dem Seminar, eben so wie die Herren Matignon und v. Cheverus von Boston sagen, überaus viel zur Verbreitung unsers Glaubens und zur Ehre Gottes beitragen.

„Werden Sie nicht unzufrieden, wenn ich zu viel sage. Blicken Sie auf die Beweggründe, die mich dazu treiben, zu sprechen; glauben Sie der Versicherung, die ich Ihnen in der Gegenwart Gottes gebe, daß ich nicht meine persönliche Befriedigung suche. Was hätte ich von einer ähnlichen Stellung zu erwarten? Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß ich weder suche mich auszuruhen, noch der Armuth zu entgehen. Seit langer Zeit sind die Gelübde, welche ich ausspreche, der Art, daß ich sie nur zu erneuern brauchte, falls ich Klosterfrau würde. Meine Seele hungert und dürstet nur nach einem Gegenstande, dem Kreuze! Ich weiß, daß Sie in Sachen der

Religion nichts Außerordentliches im Aeußern lieben; aber Niemand wird Ihrer Convertitin vorwerfen, daß sie die geringste Lust habe, sich bemerklich zu machen. Weit davon entfernt, steht es vielmehr fest, daß sie vollständig losgeschält ist von der Welt. Seien Sie aber überzeugt, daß Keiner vergnügter ist als ich; und daß ich jedes Auffallende sorgfältigst meide, welcher Art es auch sein mag, ausgenommen indessen das, was mir ein klösterliches Aussehen gibt. Indessen ist dieses schon seit Jahren mein Aeußeres, daß es wirklich etwas Auffallendes wäre, wenn ich es nicht mehr hätte.

„Mehrere der besten Familien von hier schicken ihre jungen Mädchen zu uns, um uns zu besuchen, weil sie sich in unserm Hause am besten mit religiösen Gefühlen zu durchdringen vermöchten. Helfen Sie uns, helfen Sie uns, theurer Filicchi! Stehen Sie mir bei. Stellen Sie das kleine Licht auf den Leuchter. Aber schweigen wir. . . Unser Gott wird alles lenken. Was Sie auch sagen oder thun werden, für mich wird es seine Stimme und sein Wille sein. . . Ich habe zwei arme Schwestern[1]), welche freudig zu mir eilen würden, hätte ich nur ein Haus, um sie aufzunehmen. O Filicchi! wie schön und glänzend würden sie Ihre Krone machen!

„In der vergangenen Woche habe ich durch die französische Gesandschaft an Antonio geschrieben, diesen Brief bewahrte ich für die englische Gesandschaft. Unser Land hat endlich seine Stimme erhoben. Sie sehen, es ist entschlossen, sich weder dem einen noch dem andern Tyrannen zu unterwerfen. Aber wie schrecklich ist diese Ungewißheit, in der wir uns befinden! Es würde mich, nach allem, was ich höre, nicht wundern, daß, wenn diese schwere Geißel bis zu uns dränge, unsere Heiligthümer zerstört und Mancher ein glorreiches Martyrthum finden würde. Ich habe diese Furcht von mehreren unserer ersten Denker aussprechen hören, wenn sie die

---

1) Cäcilia und Henriette Seton.

Zukunft zu berechnen versuchten. . . Aber der Rath dort oben allein weiß es. . . Theurer Filicchi, wie sehr wünschte ich, Sie wiederzusehn. Ach! ich darf solches nicht hoffen vor jenem großen Gerichtstage, vor welchen zu laden Sie mir gedrohet haben. Aber ich fürchte Ihre Herausforderung nicht! Sie werden mich durch zahlreiche Kinder vertheidigt sehen. Doch ich vergesse, daß diese auch die Ihrigen sind! Wo würden wir jetzt sein ohne Sie und Ihren Antonio, der wahrlich einen schweren Kampf zu bestehen hatte gegen den bösen Geist, der in mir war?

„Adieu. Drücken Sie, ich bitte darum, Ihrer lieben Maria die zärtlichsten Gefühle meines Herzens für sie aus. Ihre Annina gedenkt Ihrer mit der größten Liebe. Sie ist ein reizendes und liebenswürdiges, junges Mädchen und wirklich vortrefflich. Wir beten unausgesetzt für Sie."

Eines Morgens befand Elisabeth sich in der Kapelle des Seminars Sta. Maria. Sie hatte während der Messe kommunizirt und hatte ihre Danksagung verlängert. Neben den vielen Bitten, die sie an den Herrn richtete, hatte sie ihn grade an diesem Tage angefleht, er wolle es so lenken, daß sie ihm eines Tages dienen könne in der Person armer Kinder. Der Durst, den sie empfand, Werke der Nächstenliebe zu üben, und zwar allein um Gottes willen, hatte noch nicht gestillt werden können. Es fehlten ihr neben den Kindern reicher Familien, für die sie sich aufopferte, arme Kinder. Ihnen war auch immer der erste Platz vorbehalten in dem Plane, welchen die Sulpicianer hegten, in Baltimore eine katholische Schule zu gründen und sie der Leitung einer geistlichen Genossenschaft anzuvertrauen.

Während Elisabeth sich ihren Gedanken hingab, kniete, wenige Schritte von ihr entfernt, ein Neubekehrter nieder. Es war Herr Cooper, kurze Zeit vorher noch Protestant. Elisabeth kannte ihn nur durch den Ruf, da sie gehört hatte, er sei sehr mildthätig und besitze ein schönes Vermögen. O Herr,

sagte sie unwillkürlich, indem sie betend mit sich selbst sprach, wenn du mir nur die Sorge für arme Kinder anvertrauen wolltest, mögen sie auch noch so arm sein. Siehe da Herrn Cooper, der da vor mir so ganz im Gebete versunken ist. Er hat Geld. Wenn du ihm nun eingeben wolltest, etwas davon zu geben, auf daß man diese armen Kleinen lehren könne, Dich zu erkennen und zu lieben.

Am Nachmittage desselben Tages begegnete sie Herrn dü Bourg und sprach mit ihm, wie es oft zu geschehen pflegte, von dem Verlangen, welches sie nicht mehr verließ, nämlich: sich der Erziehung armer Kinder zu widmen. Im Verlaufe des Gesprächs erzählte sie ihm die frommen Träumereien, denen sie sich Morgens in der Kapelle überlassen hatte. Hierauf wurde Herr dü Bourg nachdenklich, faltete die Hände und sprach: Es ist eine auffallende Sache, daß Sie von all' dem mit Niemanden geredet haben, und daß ich heute Morgen von Herrn Cooper einen Besuch erhielt, der mir seinen Wunsch mittheilte, zur Erziehung und Ausbildung armer Kinder beizutragen. „Wenn ich Jemanden kännte, sagte er mir, der dieses Werk übernehmen wollte, so würde ich augenblicklich eine bedeutende Summe dazu hergeben." Herr dü Bourg setzte hinzu: Nachdem er mir auseinander gesetzt hatte, was er zu thun vermöchte, sagte er mir: Glauben sie wohl, daß Madame Seton uns in diesem Werke behülflich sein würde? — Dies sind seine eigenen Worte. Sie werden das Erstaunen begreifen, das mich ergriff, als ich sie hörte: Die Hand des Herrn ist hier thätig, — ich fühle mich ganz von Hoffnung und Dank gegen seine Güte durchdrungen.

Die Uebereinstimmung dieser beiden Willen, welche sich auf demselben Punkte begegneten und die sich, der eine den andern ergänzten, war in der That eine Fügung der Vorsehung. Auch dem nüchternsten Geiste mußte sie in die Augen fallen. Hier der unvermögende Reichthum, dort die unvermögende Armuth, welche sich die Hand reichen in dem Verlangen, sich

gegenseitig zu helfen, um beide fruchtbar und thätig zu werden. Man sollte sagen, es habe sich nur mehr darum gehandelt, ein so wohl vorbereitetes Werk zu beginnen, aber Herr dü Bourg wollte keine Uebereilung. Elisabeth und Herr Cooper sollten beide nachdenken und sich dann darüber erklären, was sie thun zu können glaubten. Sie sahen sich jetzt eben so wenig wie früher, als sie noch nicht ein gemeinsames Interesse verband. Nach Verlauf der festgesetzten Frist kamen beide wieder zu Herrn dü Bourg. Herr Cooper bot einen Theil seiner augenblicklich flüssigen Gelder an, nämlich achttausend Dollar, Elisabeth versprach ihre Mitwirkung und rückhaltlose Hingabe.

Herr Cooper war, durch seine Großmuth und seinen Eifer für jedes gute Werk, ein würdiger Sohn der katholischen Kirche, in deren Schooß er aufgenommen war, nachdem er früher dem Irrthume angehört hatte. Sonderbare Sache! bis zu dem Tage, an welchem das Licht des Glaubens ihm aufging, war die religiöse Gleichgültigkeit sein hervorragender Zug. Und doch war er in Virginien, diesem Mittelpunkte des Protestantismus geboren worden. In seiner Jugend war er von der Leidenschaft für weite Reisen eingenommen; er hatte alle Theile der bekannten Welt besucht. Auf der Rückkehr von einer dieser abenteuerlichen Reisen wollte er sich in Paris ausruhen, er wurde gefährlich krank.

Die Hand Gottes erwartete ihn auf seinem Schmerzensbette. In seinen langen Leiden suchte er Trost in der heil. Schrift, die ihm bis dahin fast gänzlich unbekannt geblieben war. Aber welch' liebenswürdiges und durchdringendes Licht ging vor seinen Augen auf. Die anziehenden Geschichten des Evangeliums rührten und fesselten seine Seele. Schon liebt er den Erlöser, dessen Liebe sich ihm enthüllt. Ohne ihn noch recht zu kennen, glüht er bereits vor Verlangen, ihn zum Freunde zu haben und sein Schüler zu werden. Aber wie kann er ihn finden? Welchen Weg muß er einschlagen? Er

ist unwissend, er kennt nichts von göttlichen Dingen. Seine Verwirrung ist groß. Er ist allein. Er hat Niemanden, den er rufen könnte. Indessen läßt sich eine Stimme vernehmen. Er horcht. Was hat sie ihm gesagt? — „Ich bin demjenigen nahe, der mich sucht. Es hängt nur von dir ab, wenn du mich zum Freunde haben willst!“

Einige Zeit später befand er sich in London. Er hatte das Evangelium in der Hand, er las und betrachtete. Dieselbe Stimme, welche er schon gehört hatte, sagte ihm wieder die nämlichen Worte: „Es hängt nur von dir ab, wenn du mich zum Freunde haben willst!“ — Ganz von Protestanten umgeben, in einem dem Irrthume ganz ergebenen Lande, geht er, anstatt sich dem einem oder andern Prediger anzuvertrauen, zu einem alten, ehrwürdigen Manne, der ihm nicht ganz fremd ist. Dort wird ihm der Rath gegeben, zu studiren und die verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu prüfen, aber mit einem Herzen, das bereit ist, diejenige Religion zu bekennen, welche er als die beste erkennen werde.

Herr Cooper hatte einen kräftigen Charakter, einen graden, aufrichtigen Geist. Ernstes Studium brachte ihn bald zu der Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens. Er kam nach Amerika zurück, trat mit Herrn Caroll in Verbindung, stellte sich unter dessen Leitung und entsagte vor ihm, zu Philadelphia, dem Irrthume.

Da der Neubekehrte den besten Ständen angehörte, und wegen der Feinheit seiner Manieren und seiner Geistesgaben hervorragte, erregte sein Uebertritt Aufsehen. Man sah bald, daß er sich nicht nur halb Gott hingegeben habe. Eine Stelle des Evangeliums hatte auf ihn einen besonderen Eindruck gemacht, es war die, wo unser Herr zu dem Jünglinge sprach: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen.“ Der Evangelist fügt bei, daß dieses Wort denjenigen traurig machte, welchem es von dem Munde des Erlösers gesagt wurde. Bei Herrn Cooper

erweckte es im Gegentheil Hoffnung und Freude. Die Hand der göttlichen Liebe beraubte ihn all' seines Eigenthums. Als er aus Liebe zu Jesus Christus arm geworden, trat er als Zögling in das Seminar zu Baltimore, glücklich darüber, sich dort auf die schweren Arbeiten des Apostolats vorbereiten zu können[1]).

## Elisabeth an Filippo Filicchi.

28. Februar 1809.

„Sie werden denken, fürchte ich, daß diese arme, kleine Frau, welche Ihnen so oft über den nämlichen Gegenstand schreibt, den Kopf verloren hat. Aber es geschieht nicht aus meinem freien Willen, es ist eine unumgängliche Pflicht für mich, Ihnen alles mitzutheilen, was sich seit meinem, in der vergangenen Woche an Sie gerichteten Briefe zugetragen hat. Es handelt sich um das lebhafte Drängen, dessen Gegenstand ich geworden, seit ich in Baltimore bin, und wovon ich Ihnen in den Briefen an Sie und an Antonio ausführlich gesprochen habe.

Ich erzählte Ihnen vor einiger Zeit die Bekehrung eines vornehmen und reichen Mannes in Philadelphia. Diese Bekehrung ist eben so dauerhaft als auffallend. Der Convertit ist hier im Seminar und auf dem Punkte, die Weihen zu empfangen. Da er vorher über sein Vermögen verfügen wollte, besprach er sich mit dem hochwürdigen Herrn dü Bourg, Präses des Kollegiums, über den Plan eines Institutes, das er zu gründen beabsichtigte, um den Fortschritt der katholischen Religion bei den Kindern zu fördern, welche schon in derselben er-

---

1) Nachdem er über zwanzig Jahre sein h. Amt in Baltimore, in Süd-Karolina und den fernen Missionen ausgeübt hatte, fand Hr. Cooper, dessen Gesundheit aufgerieben war, in Frankreich einen Ruheplatz bei seinem Freunde Herrn v. Cheverus, Cardinal-Erzbischof von Bordeaux. Er wirkte auch dort viel Gutes. 1832 kam er in dieser Stadt an und starb dort 1843, sieben Jahre später als Herr v. Cheverus.

zogen sind. Außerdem wünscht er sehr, man möge eine solche Einrichtung treffen, welche auch die Aufnahme älterer, in der Erziehung vernachläßigter Personen gestatte. Man könnte sie mit Spinnen und Stricken beschäftigen und so eine Fabrik im Kleinen gründen, was für die hiesigen Armen von großem Nutzen wäre. Sie sehen, daß ich in Wahrheit genöthigt war, Sie mit diesen Fügungen der Vorsehung bekannt zu machen, damit Sie selbst beurtheilen können, bis zu welchem Punkte Sie uns behülflich sein wollen."

„Ich muß Ihnen noch bemerken, daß der Plan für das zu bauende Haus die Einrichtung zweier, getrennter Gebäude zuläßt. Das eine würde für die reichen Kinder bestimmt sein, welche auf eine vollständige Erziehung Anspruch machen; das andere für die armen und für die Personen, die in der Manufaktur verwendet würden und für die Kranken. Ich brauche Ihnen, mein theurer Filicchi, nicht erst zu sagen, wie sehr ich die Dreistigkeit fühle, die mich dies alles sagen läßt. Aber Sie kennen den Beweggrund, der alles erklärt.

„Herr Matignon, an den Antonio mir gesagt hat, mich in jeder Gelegenheit zu wenden, und der erwählte Bischof Hr. v. Cheverus, haben zuerst diesen Plan für mich in's Auge gefaßt, lange bevor die in Frage stehende Person[1]) daran dachte. Bis zu diesem Tage habe ich jede Idee dieser Art immer entfernt, so oft sie sich mir darstellte. Ja ich vermied, freiwillig daran zu denken, da ich wußte, daß, wenn irgend ein Vorhaben, welches es auch sein möge, zur Ausführung kommen sollte, es nur durch den Willen des allmächtigen Gottes geschehen würde. Mein geistlicher Vater, Herr dü Bourg, sagte auch immer dasselbe: „Seien sie ruhig, Gott wird seine Absichten zu seiner Zeit kund thun." Der h. Wille Gottes möge geschehen! . . In meinem vorigen Briefe fragte ich Sie, ob Sie nicht, indem Sie das Eigenthumsrecht für sich sicher stellten, für unsern

---

1) Herr Cooper.

Zweck auf dem Grundstücke bauen wollten, welches Herr dü Bourg hergibt. Es ist wirklich ein sehr bedeutendes Grundstück. Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, so würden diese Herren die Kosten der Einrichtung bestreiten, und für den Unterhalt jener alten Leute und der Kinder aufkommen, welche außer Stande sind, sich selbst zu unterhalten. Herr Matignon würde einen Direktor für die Anstalt stellen. Wüßten Sie, welch' gute und ausgezeichnete Seelen nach dieser Stiftung seufzen! Könnten Sie dieselben sehen, so würden Sie in Ihrem Herzen, welches so voll des Eifers für die Ehre Gottes ist, ein lebhaftes Interesse wecken!

„Aber alles dieses ist Gott anheim gestellt! . . Wäre ich berufen, eine Wahl zu treffen, könnte ich durch meinen Willen in einem Augenblicke entscheiden, so würde ich schweigend mich in seine Hände geben. O! wie süß ist es, in vollständigem Vertrauen darin zu ruhen! Dennoch bitte ich ihn täglich bei der h. Messe und bei der Kommunion, er wolle Ihr und Antonios Herz leiten, damit Sie über mich und die Meinigen verfügen, wie immer es ihm wohlgefällig sei. Sie sind unsere Väter in Gott. Aus ihren Händen haben wir dies neue und kostbare Leben empfangen, das in Wirklichkeit das wahre Leben ist. Möchten Sie Ihrerseits durch die Fülle der göttlichen Segnungen belohnt werden! Amen, tausendmal Amen."

Wenn wir bei unserer Elisabeth dieses leidenschaftliche Verlangen sehen, sich dem Dienste der Religion und der christlichen Liebe zu weihen, verbunden mit der Treue, alle ihre Gedanken auf Gott zu richten, der sie eingeflößt, nur mit Gott beschäftigt, dann stellt sich unserm Geiste das Bild jener geheimnißvollen Leiter dar, welche von der Erde bis zum Himmel reichte. Wir glauben die Engel zu sehen, welche schweigend und ruhig auf und nieder steigen.

Sie sehnte sich seit lange nach der völligen Hingabe ihrer selbst an Gott, vermöge der feierlichen Ordensgelübde: dieser

Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams, welche sie in ihrem Herzen gemacht hatte. Von dem Tage der Eröffnung ihrer Schule begann sie ein Leben, als sei sie in ein wirkliches Noviziat eingetreten. Sie lebte in vollkommener Abgeschiedenheit, oder wie sie selbst sagt, „im Innern des Tabernakels, wo allein Sicherheit, wahre Freiheit und vollkommene Zufriedenheit zu finden sind.“ Indessen vernachlässigte sie keine ihrer Pflichten, welche jede Stunde mit sich brachte, sie war Erzieherin und Mutter zugleich. Aber neben dieser treuen Sorgfalt war sie nur auf ihren geistlichen Fortgang bedacht. Kein Ding von Außen war im Stande, ihre innere Sammlung zu stören oder ihre Aufmerksamkeit von göttlichen Dingen abzuziehen. Sie genoß in diesem ruhigen, geregelten Leben eine unaussprechliche Freude der Seele, „alle Tage die h. Kommunion empfangend, in den Wunden ihres anbetungswürdigen Meisters wohnend, Niemand sehend, als seine Stellvertreter auf Erden und immer ihren Segen empfangend.“

Sie hatte nur junge, katholische Mädchen unter ihre Leitung genommen. Ihre Hauptaufgabe in Betreff derselben war, ihnen eine gründliche, religiöse Erziehung zu geben, die geeignet wäre, ihre Herzen durch die Liebe zu Jesus Christus für die Tugend zu bilden. Jeden Tag wohnten sie nach dem Morgengebete der h. Messe bei, im Laufe des Tages beteten sie den Rosenkranz und gaben sich dem Studium der Religionslehre hin. Freitags übten sie sich, nach Anhörung der Leidensgeschichte unsers Heilandes, in der Betrachtung dieses unerschöpflichen Gegenstandes der Rührung und des Nachdenkens. Die Schulstunden waren der Erlernung dessen gewidmet, was zur Erziehung eines jungen Mädchens erforderlich ist: Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen, feinere Handarbeit und auf Wunsch die französische Sprache.

Der Religionsunterricht für die kleine Heerde wurde Hrn. Babad, einem französischen Priester, Sulpicianer, anvertraut, welcher nach Amerika geflüchtet war. Das Schicksal dieses

ehrwürdigen Mannes war ungefähr dasselbe, wie das seines Mitbruders und Freundes Herrn dü Bourg. In der Revolution aus Frankreich verjagt, hatte er in Spanien ein Asyl gefunden, zu Orenso nämlich, bei dem großmüthigen Bischofe Peter von Alcantara von Quevedo, welcher in dieser traurigen Zeit bis zu Zweihundert ausgewanderte, französische Priester um sich versammelte. Ausgezeichnet an Verdienst, selbst in dieser auserlesenen Schaar, wurde Herr Babad erwählt, um bei der Errichtung eines Seminars behülflich zu sein, welches der Bischof von Orenso in seiner Diöcese zu haben wünschte und zwar nach dem Muster des Seminars von St. Sulpicius. Das Gute, das man von dieser Anstalt erwartete, wurde indessen sogleich gehemmt durch den bösen Willen des Minister-Philosophen Godoy, welcher damals am spanischen Hofe allmächtig war. Herr Babad verließ ein Land, wo er kein Feld für seinen Eifer fand. Er begab sich nach der Insel Cuba, wo ihm die beste Aufnahme wurde und eröffnete alsbald eine Erziehungsanstalt für Jünglinge. Es war um dieselbe Zeit, als die Herren aus dem Seminar zu Baltimore ihm die Herren Flaget und dü Bourg zu Mitarbeitern sandten. Wir haben schon, als wir von den apostolischen Arbeiten des Letzteren sprachen, erzählt, durch welch' beklagenswerthes Gefühl der Eifersucht von Seiten der spanischen Regierung, die Wünsche der Bewohner der Insel Cuba durchkreuzt, und das von französischen Sulpicianern geleitete Kollegium geschlossen wurde.

Herr Babad hatte jetzt in Baltimore seinen Wohnsitz und bekleidete am Seminar die Stelle eines Professors; außerdem bediente er mehrere klösterliche Institute der Stadt. Die Achtung, welche sein Charakter Elisabeth eingeflößt, bestimmten diese, ihn zum Führer und geistlichen Vater der kleinen Familie zu wählen, deren Mutter sie war. Er war es, welcher im Beginne des Frühlings 1809 einige der Kinder des Pensionats für ihre erste Kommunion vorbereitete. Diese rührende Feierlichkeit fand in der österlichen Zeit statt. Vorher

wurden geistliche Uebungen gehalten, an welchen Elisabeth mit jener Geistessammlung und fühlbaren Andacht sich betheiligte, welche das glückliche Vorrecht derjenigen zu sein scheint, die der Herr zum ersten Male zu seinem Tische beruft, um das Abendmahl mit ihm zu feiern. Die Zeit war noch nicht fern, wo auch sie ihre erste Kommunion gemacht hatte. Bei dem Gedanken an diesen Tag erwachten in ihr so viele Erinnerungen und Gefühle innigster Demuth und Anbetung.

Die feierliche Stunde kam. Sie hatte sie mit gleicher Ungeduld erwartet wie die unschuldigen Seelen, welche sie dazu vorbereitet hatte, sich dem Herrn zu nahen. Was sie an diesem Tage gefühlt, das beeilte sie sich, ihrer Schwester, ihrer theuren Neubekehrten zu New-York, mitzutheilen. „O, der himmlische Tag! Cäcilia, sagte sie ihr, die himmlische Woche, welche eben zu Ende geht! Stelle dir unsere Kinder vor, alle weiß gekleidet, und sechs aus ihnen, eingezogen wie Engel, die aus der Hand unsers verehrten Vaters Babad den Leib unsers Herrn empfangen. Er hatte sie während der ganzen Woche dazu vorbereitet. An jedem Abende ertönten in unserer Kapelle Gebete der Liebe und Anbetung. Heute Morgen feierte er am Altare der unterirdischen, der h. Jungfrau geweiheten Kapelle, das h. Opfer und reichte die h. Kommunion. Süße Thränen rannen verstohlen auf seine geweiheten Hände, während er das himmlische Manna austheilte! . . Welche Scene! O warum wareſt du nicht hier, um daran Theil nehmen zu können! Gleich nachher kam der gute Herr dü Bourg herab, um die Danksagungsmesse zu lesen. Unser Vater Babad diente bei derselben; seine weißen Haare erschienen über allen Ausdruck ehrwürdig! . . Wir haben jetzt jeden Abend den sakramentalischen Segen. Stelle dir gegen zwanzig weiß gekleidete Priester vor, fromm wie die Engel, umgeben von einer großen Menge junger Seminaristen, mit weißen Chorhemden, welche alle in schönster Ordnung um das h. Sakrament gereihet sind, und die Hymnen der Auferstehung singen. Wenn sie an die

Worte kommen: Der Friede sei mit euch, sollte man glauben, unser Herr sei gegenwärtig und erneuere die Scene, wo er in Mitte seiner Jünger erschien“[1]).

Einige Wochen später war der Herbst gekommen und mit ihm die Zeit der Ferien für das Seminar Sta. Maria und für die kleine Schule, die unter dessen Schatten entstanden war. Herr Babad, der während ihrer Dauer von seinen Pflichten als Professor entbunden war, hatte diese seine Freiheit nur dazu benutzt, um in Philadelphia als Apostel zu arbeiten. In dieser Stadt machte er die Bekanntschaft eines sehr guten Mannes und eifrigen Katholiken, Hrn. O'Conway, dessen Tochter Cäcilia, durch hohen Beruf angezogen, ihre Vorbereitungen traf, um nach Europa zu gehen, und sich dort dem Dienste Gottes in einer geistlichen Genossenschaft zu weihen.

Obschon der Entschluß dieses frommen, jungen Mädchens sehr fest war, fühlte sie doch am Vorabende der Abreise, wohl mehr als sie erwartet hatte, das Herzzereißende einer solchen Trennung. Als sie in Gegenwart des Herrn Babad ihre Trauer aussprach, entgegnete dieser, wie von einer plötzlichen Einsprache bewegt: „Ich glaube, Sie würden, ohne die Vereinigten Staaten zu verlassen, den Ort finden, der für Sie passend ist. Nicht weit von hier, zu Baltimore, hat sich eine heiligmäßige Wittwe niedergelassen, deren Tugenden von allen bewundert werden, die ihr nahen. Sie würden, glaube ich, bei ihr dies Leben der Sammlung, des Opfers und der guten Werke finden, nach welchem Sie streben.“ Hierauf erzählte er mit dem ihm eigenen Feuer die Geschichte Elisabeths; Fräul. O'Conway hörte mit sichtbarer Bewegung diese rührende Erzählung. Was sie hörte, entschied über ihre künftige Bestimmung.

Sanften und festen Charakters zugleich, der keine lange Unentschiedenheit kannte, gab sie den Gedanken an die Abreise

---

1) Discipulis astantibus. Kirchengesang für Ostern und die österliche Zeit.

auf, sobald sie hoffen konnte, in der Nähe dasjenige zu finden, was sie in so weiter Ferne hatte suchen wollen. Ihr Vater, ganz glücklich in der Ueberzeugung, nur halb von ihr getrennt zu werden, begleitete sie nach Baltimore, und stellte sie der ausgezeichneten Wittwe vor als ein Kind, das er dem Herrn opfern wollte. Fräulein D'Conway trat am 7. Dezember 1809 in die kleine Schule ein. Das Andenken an diesen Tag ist immer bei den zahlreichen Dienerinnen Gottes, die ihr nachgefolgt sind, gesegnet geblieben.

Herr Babad hatte mit klarem Blicke erkannt, was die künftige Genossenschaft von dieser ersten Mitarbeiterin zu hoffen hatte. Er lud Elisabeth ein, darin das Unterpfand großen Segens zu erkennen, und sagte ihr, daß bald zahlreiche Gefährtinnen sich um sie versammeln würden. Darum ermahnte er sie, ihrem Gott Dank zu sagen mit den Worten seines heiligen Propheten:

„Der Name des Herrn sei gebenedeit von nun an bis in Ewigkeit.

„Vom Aufgange bis zum Niedergange ist der Name des Herrn unsers Gottes alles Lobes würdig.

„Wer ist gleich dem Herrn unserm Gotte, welcher im Himmel thronet, und hernieder sieht auf das Niedrige und Demüthige.

„Der den Schwachen aus dem Staube erhebt und den Armen aus dem Kothe.

„Um ihm einen Platz unter den Fürsten anzuweisen, unter den Fürsten seines Volkes.

„Welcher der Unfruchtbaren die Freude verleiht, sich von zahlreichen Kindern umringt zu sehen."

Grade zu derselben Zeit hatte Herr dü Bourg die Gabe des Herrn Cooper in Händen. Es wurde also beschlossen, daß man ein Haus bauen wollte, welches zugleich die Schule für arme Kinder und das Asyl für alte und kranke Personen umfassen würde. Hieran sollte sich ein anderes anschließen, worin

man Kinder wohlhabender Familien aufnehmen wollte, deren Kostgeld die Haupteinnahme der ganzen Anstalt sein würde. Man war von dem Gedanken, auf den überflüssigen Grundstücken des Seminars Sta. Maria zu bauen, zurückgekommen. Herr dü Bourg wünschte indessen, man möge sich nicht zu weit von Baltimore entfernen. Aber er fügte sich den Gründen, welche Herr Cooper geltend machte, daß man den Sitz der künftigen Genossenschaft in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Meilen von der Stadt verlege, nicht weit von einem Dorfe, Emmettsburg genannt. Dieser Ort, welcher durch die Schönheit der ihn umgebenden Berge bemerkenswerth ist, bot die Vortheile eines gesunden Klimas, einer reinen Luft, und eines fruchtbaren Bodens, der reichliches Wasser hat. Ferne von dem Geräusche und Treiben der großen Städte, in Mitte einer eifrigen, katholischen Kolonie, schien er eigens dazu geschaffen zu sein, das Asyl der Geistessammlung und werkthätiger Liebe zu werden[1]).

Der Kontrakt über das gekaufte Grundstück wurde ausgestellt auf die Namen der uns schon bekannten Herren William dü Bourg und Samuel Cooper und auf Herrn Johann Dubois, den wir noch nicht kennen. Herr Dubois war auch ein ausgewanderter, französischer Priester. Wir werden ihm später als Bischof von New-York begegnen. Jetzt war er von Herrn Caroll beauftragt, die kleinen katholischen Ansiedlungen zu verwalten, welche in der Gegend zerstreut herumliegen, von der Frederik der Mittelpunkt ist. Er hatte allein die Seelsorge in diesem ausgedehnten Landstriche. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort war Emmettsburg.

---

1) Emmettsburg liegt 11 Meilen — fünf Stunden — südlich von der Stadt Gettysburg, welche in unsern Tagen, in dem heißen Kampfe zwischen Nord- und Süd-Amerika der Schauplatz einer blutigen Schlacht war.

# Vierzehntes Kapitel.

Herr Dubois, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Emmettsburg. — Grundankauf zu Emmettsburg, um dort eine klösterliche Genossenschaft zu gründen. — Neue Gefährtinnen gesellen sich zu Elisabeth. — Der Erzbischof von Baltimore gibt ihr seinen Segen und begrüßt sie mit dem Namen einer Mutter der entstehenden geistlichen Familie. — Tiefe Demuth der Mutter Seton. — Sie legt ihre Gelübde vor dem Bischofe Caroll ab. — Herr dü Bourg ist zum geistlichen Obern der Genossenschaft ernannt. — Die Schwestern vom h. Joseph. — Henriette und Cäcilia Seton zu Emmettsburg. — Die Kirche auf dem Berge. — Das Abendgebet. — Henriette Seton wird katholisch. —

1809.

Wir sind schon mehreren jener verbannten Bekenner des Glaubens begegnet, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, die Kirche in Amerika erbaueten. Jedesmal haben wir uns achtungsvoll bei ihrem Erscheinen aufgehalten. Wir haben ihre Prüfungen ins Gedächtniß gerufen und ihre Werke erzählt, welche alle für sie Zeugniß ablegten. Wir wollen auch nicht ermüden, die apostolischen Werke zu bewundern, die durch ihren Eifer ins Leben gerufen wurden. Sie waren ihre einzige Antwort auf die Verfolgung, welche sie aus ihrer Heimath vertrieb. Beredte, wenn auch stumme aus der Ferne kommende Antwort, welche lange Zeit nur in der amerikanischen Einsamkeit Echo fand, bei den entstehenden Christengemeinden, bei wilden Völkerschaften, an den Ufern der großen Flüsse, am Rande indischer Wiesen und Wälder. Wahrhaft beredte Antwort für Jeden, der sie verstehen konnte! Aber sie verhallte

in diesen Wüsten und wurde mißverstanden und erstickt in Mitte des Geräusches der Städte, wo der Irrthum herrschte, bis zu dem Tage, wo sie nach und nach ihre Stimme erhebend, der Wahrheit das Recht erwarb und ihren Triumpf verkündete. Da uns hier einer dieser Apostel, dieser Verbannten auf unserm Wege begegnet, wollen wir ihn begrüßen; wir wollen unsere Erzählung unterbrechen und mittheilen, was wir über ihn erfahren haben. Es ist ja auch unmöglich, von Emmettsburg zu reden, ohne von Herrn Dubois zu sprechen. Durch seine Frömmigkeit und seinen Eifer erblühete dieses Thal zuerst. Emmettsburg, in ganz Amerika jetzt berühmt, verdankt ihm nicht weniger als Elisabeth Seton, seinen religiösen Aufschwung.

Herr Dubois war in Paris geboren; seine Eltern, ausgezeichnet fromme Leute, gehörten zu den guten Bürgern, welche ehedem in so großer Achtung standen. Sie verwendeten alle Sorgfalt auf die Erziehung ihres Sohnes, welchen sie unter ihren Augen behielten, während er seine Studien am Kollegium Ludwigs des Großen machte, das von der ausgewähltesten französischen Jugend besucht wurde. Viele Jahre später erzählte Herr Dubois, daß er in dieser Zeit Mitschüler hatte, welche später der Religion die meiste Ehre gemacht hatten und Andere, welche deren erbittersten Feinde geworden waren. Einerseits die Legris-Duval, die Liautard, die Mac-Carthy, andrerseits die Robespierre und Camille Desmoulin.

Der junge Schüler hatte von Jugend auf Geschmack an göttlichen Dingen; jetzt, als ausgezeichneter Student, durch die glänzendsten Erfolge belohnt, fühlte er in sich den Beruf zu einem demüthigen, opfervollen Leben reifen. Seine, mit den größten Geistesgaben verbundene Frömmigkeit, erwarb ihm eine Dispens in Betreff des zu den geistlichen Weihen erforderlichen Alters; er hatte eben sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht. Als die Revolution ausbrach, war er als einfacher Priester an der Pfarre St. Sulpicius angestellt.

Unter den franz. Priestern, welche in dieser Schreckenszeit ihr Vaterland verließen, entschlossen sich einige erst in dem Augenblicke zur Abreise, als ihnen nur die Wahl blieb zwischen Gefängniß und Henkerbeil; andere wanderten sogleich aus, als die National-Versammlung die Verordnung für die Priester erlassen hatte. Unter ihnen war Herr Dubois. Das Dekret, welches allen Priestern und Ordensmännern die Verpflichtung auflegte, diese gottlose Constitution zu beschwören, brachte ihn zu dem Entschlusse, auszuwandern. Er ging nach den Vereinigten Staaten, wo er sich im Sommer 1791 zu Norfolk, einer Stadt in Virginien, ausschiffte.

Der Katholicismus begann erst bei den amerikanischen Völkern öffentlich aufzutreten. Die Ernte war groß, der evang. Arbeiter aber sehr wenige. Freilich schickte Frankreich mehrere dorthin, und zwar von seinen besten; aber was war dies für den Boden der Vereinigten Staaten, eben so groß, wie ganz Europa? Der neue Ankömmling stellte sich zuerst Hrn. Caroll vor, der für ihn ein wahrer Vater wurde. Zugleich fand er, Dank den Empfehlungsbriefen des Herrn von Lafayette, die man ihm vor seiner Abreise aus Frankreich verschafft hatte, die beste Aufnahme bei mehreren der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten. Man empfing ihn, der mitgebrachten Briefe wegen, mit Höflichkeit, hatte man ihn aber kennen gelernt, so sah man ihn gern. Er stand in der innigsten Verbindung mit dem berühmten Monroe und mit Patrick Henry. Die Dazwischenkunft dieser beiden Staatsmänner nützte ihm mehr, als die Gesetze, gegen welche die öffentliche Meinung sich auflehnte, um die Erlaubniß zu erlangen, die h. Geheimnisse zu Richmond, Hauptstadt von Virginien feiern zu können. Kurze Zeit zuvor hatte dort ein katholischer Priester, nur unter dem Schutze einer Verkleidung, seine Person in Sicherheit bringen können.

Eine der ersten Beschäftigungen Herrn Dubois, nach seiner Ankunft in Amerika, war die Erlernung der Landessprache. Patrick Henry gab ihm den Unterricht; der ungestüme Redner

wurde seinem Schüler gegenüber ein Lehrer voll Geduld, welcher Vergnügen daran fand, ihm seine Aufgabe zu erleichtern. Sobald er sich einige Fertigkeit im Englischen erworben hatte, bat Herr Dubois Herrn Caroll, über ihn zu verfügen. Der ausgezeichnete Bischof ersuchte ihn, die Seelsorge der Bevölkerung in der Umgegend von Frederik, Montgomery, Winchester und Hagerstown zu übernehmen. Von 1794 bis 1808 war der neue Hirt stets beschäftigt, von einer Station zur andern zu gehen, um die Sakramente zu spenden, das Wort Gottes zu verkünden und die Jugend in der Religion zu unterrichten. Man kann seine Anstrengungen nach der Größe des Feldes seiner Thätigkeit beurtheilen, welches nicht weniger als eine Länge von fünfzig Meilen hatte, bei einer Breite von sechszig. Seine Residenz, wenn man sagen kann, daß er eine hatte, war zu Frederick, einer entstehenden Stadt, welche ihm den Bau ihrer ersten Kirche verdankt. Zu jener Zeit zeigte die Umgegend kaum einige Spuren von Kultur und war von allen Seiten von dem Urwalde, wie von einem Ringe umschlossen. Emmettsburg war nur ein kleines Dorf ohne Kirche. Monatlich ein Mal versammelten sich die Katholiken, an einem vorher festgesetzten Tage in den Bergen, in einer Entfernung von ungefähr zwei Meilen von der größten Häusergruppe. Man hatte dort in einem Zimmer einer Meierei eine Art von Kapelle errichtet. Herr Dubois las die Messe und hielt einen Unterricht.

Am Ende des Jahres 1805 wollten die Kolonisten von Emmettsburg ihrem guten Priester eine Wohnung bauen, und baten ihre Brüder von Emmettsburg um ihren Beistand. Die beiden Gemeinden kamen am Abhange des Berges zusammen und brachen ein Stück Land um, welches hinreichend war, ein log-house zu bauen, ein aus grobem Holze errichtetes einstöckiges Haus, das aus zwei Gemächern bestand. Im folgenden Frühjahr verband man sich neuerdings und begann, nicht weit von dem Hause, auf einem dasselbe beherrschenden Ab-

hange, eine Kirche aus Backsteinen aufzuführen, welche im Jahre 1808 vollendet wurde.

In diesem nämlichen Jahre bat Herr Dubois, während seiner geistlichen Uebungen, die er bei den Sulpicianern in Baltimore hielt, deren ehrwürdigen Vorsteher, Herrn Nagot, in ihre Genossenschaft aufgenommen zu werden. Man bewilligte ihm mit Freuden diese Gunst, sobald man von Hrn. Emery die nachgesuchte Bewilligung aus Frankreich erhalten hatte.

Der Eifer des neuen Sulpicianers fand bald Gelegenheit, für die Ehre seiner Genossenschaft thätig zu sein. Herr du Bourg, dessen Mitbruder er jetzt war, kam, um ihn in seinen Bergen zu besuchen. Er war entzückt über die Schönheit der Gegend und die Ruhe, welche in dieser Einsamkeit herrschte. Es kam ihm die Idee, hier ein Seminar zu gründen, um Professoren zu bilden und neue Mitglieder für das Haus von Baltimore zu gewinnen. Das Vorhaben fand eine schnelle Ausführung. Man kaufte eine bedeutende Strecke Landes und fing an, große Gebäude am Fuße des Berges zu errichten, und zwar in der Nähe der Kirche und der kleinen Wohnung Herrn Dubois. Später breitete man sich in einer lichten Stelle des Waldes noch mehr aus. Die neue Anstalt erhielt den Namen eines Seminars vom Berge Sta. Maria, nnd nahm, noch unvollendet, schon sechszehn junge Seminaristen auf, welche die Herren aus der Genossenschaft, im Frühlinge des Jahres 1808, dort hinbrachten. Das war der Anfang jenes Seminars, welches eine so schnelle Ausdehnung gewinnen und die fruchtbare Pflanzschule der Wissenschaft und Religion in den Vereinigten Staaten werden sollte. Herr Dubois wurde zu deren Vorsteher ernannt. Er nahm diese Last mit freudigem Herzen auf sich, obschon er bereits die schwere Bürde der Seelsorge trug.

Der Platz, welcher im Thale von Emmettsburg, für das Haus Elisabeth Setons ausersehen wurde, war ungefähr zwei Meilen von dem Grundstücke entfernt, auf welchem das Seminar vom Berge Sta. Maria erbauet war. Es befand sich

dort eine kleine Meierei, die man von einem Kolonisten, Robert Flemming genannt, kaufte, und ein Haus von Stein, das ungefähr die Hälfte des jetzigen Waschhauses der Genossenschaft ausmacht. Die Meierei und das Haus wurden später die Nebengebäude der weit größeren Wohnung der Schwestern. Um sie zu ihrer neuen Bestimmung tauglich zu machen, mußte daran gearbeitet werden, was eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm. Während derselben sah Elisabeth, welche Baltimore nicht verlassen hatte, als Aspirantinnen für die künftige Genossenschaft ankommen: Fräulein Marie Murphy[1]) mit Marie Anna Butler von Baltimore und Fräulein Suzanna Closky von New-York. Der über ihr Werk ausgegossene Segen Gottes fiel Jedermann in die Augen. Zudem bereitete Gott im Geheimen mehrere auserwählte Seelen dazu vor, sich mit ihr zu vereinigen, die ihr solches im Vertrauen mittheilten. „Die Aussicht, welche sich mir eröffnet, schrieb sie, ist wahrhaft himmlisch. Wer vermögte auszusprechen, was ich täglich, in Betreff der Frömmigkeit dieser theuren Seelen, in Erfahrung bringe. Ihre einzige Freude wäre, sich unter mein Banner zu schaaren, welches kein anderes ist, als das Kreuz Jesu Christi. Ueberall höre ich mich begrüßen mit dem Namen Mutter. Dieser süße Name tönt mir von ganz fremden Lippen entgegen, die früher noch nicht ein Wort mit mir geredet hatten."

Sie wurde ebenfalls von allen Seiten durch die Geistlichkeit ermuthigt, was sehr wichtig für sie war. — „Wie bewunderungswürdig sind die Absichten der Vorsehung! rief Herr von Cheverus aus. Schon sehe ich ein zahlreiches Chor von Jungfrauen, die Ihnen zum Altare folgen. Ihre gesegnete

---

1) Marie Murphy, von Geburt eine Irländerin, war eine Nichte von Matthew Carey von Philadelphia, in Amerika berühmt wegen seiner thätigen Nächstenliebe und seines Widerstandes gegen die englische Bedrückung zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges.

Congregation breitet sich über den ganzen Umkreis der Vereinigten Staaten aus und verbreitet weithin den Wohlgeruch Jesu Christi. Sie lehrt durch das Beispiel eines engelgleichen Lebens und durch die Macht christlichen Unterrichts, wie man Gott in Gerechtigkeit und Heiligkeit dienen muß."

Die Kirche Amerikas hatte allen Grund, sich zu freuen, indem sie diese neue Genossenschaft aus ihrem Schooße hervorgehen sah. Bis dahin gab es in den unendlich ausgedehnten Vereinigten Staaten nur drei Klöster, welche frommen Frauen, Jungfrauen oder Wittwen, als Zufluchtsort dienen konnten. Das älteste dieser drei Häuser, das der Ursulinerinnen, welche sich der Erziehung junger Mädchen widmeten, war im Jahre 1727 zu New-Orleans gestiftet, als Louisianien noch Frankreich angehörte. Die Entfernung zwischen New-Orleans und der Hauptstadt Marylands beträgt aber nicht weniger als tausend Meilen. Es ist eine ähnliche Strecke wie die, welche Konstantinopel von Paris trennt. Die andern beiden Klöster gehörten zu den alten, englischen Kolonien Nordamerikas. Das von Porto-Tobacco, in der Grafschaft Charles in Maryland, war von Carmeliteſſen bewohnt; das andere zu Georgestown in Columbia, gehörte den Schwestern der Heimsuchung, welche sich auch der Erziehung der Jugend widmeten.

Die geistliche Familie Elisabeths bestand schon aus vier frommen Mädchen, welche sich um sie geschaart hatten, als Herr Caroll sie feierlich mit der Leitung der entstehenden Genossenschaft betrauete. Er selbst kam, um sie einzusegnen und ihr den Titel Mutter beizulegen, den sie von jetzt an nicht mehr niederlegen sollte. Um dieser Einsegnung eine größere Feierlichkeit zu verleihen, und die Gebete seiner Geistlichkeit mit seinen eigenen Wünschen zu vereinigen, hatte der fromme Erzbischof mehrere Priester in seiner Begleitung, wie auch Professoren von Sta. Maria, die einen so großen Antheil an dem neuen Institute hatten.

Die Mutter Seton, — diesen Namen werden wir ihr

fortan geben, — besaß einen hohen Grad von Eifer und die Gabe, die Flamme der göttlichen Liebe in ihrer Umgebung zu entzünden. Nichts glich aber den Gefühlen, die sie von ihrer eigenen Unwürdigkeit hegte. Sie hielt sich für durchaus unfähig, Seelen zu leiten, namentlich solche, die zur Vollkommenheit des geistlichen Standes berufen waren. Am Abende des Tages, an welchem sie von ihrem Bischofe die Mission einer geistlichen Mutter empfangen hatte, wurde sie von Demuth und Furcht ganz eingenommen. In Thränen zerfließend, fiel sie in Mitte ihrer Gefährtinnen auf die Knie und blieb einige Augenblicke, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann bekannte sie, mit lauter Stimme und großer Reue, die Unvollkommenheiten und die demüthigendsten Handlungen ihres ganzen Lebens. „Gott der Barmherzigkeit, rief sie am Ende aus, du weißt, wie unfähig ich bin für die Aufgabe, die mir anvertraut ist, ich, deren Sünden dich so oft gekreuzigt haben, ich, welche vor Scham erröthen muß. Wie könnte ich Andere leiten, da ich so erbärmlich und unvollkommen bin und mich selbst so wenig kenne?"

Sie beeilte sich, dem Rathe ihrer Führer zu folgen in Bezug auf die Regeln, welche man unter den gegenwärtigen Umständen ihrer Genossenschaft geben konnte. Man setzte zuerst die Stunden fest für die geistlichen Uebungen und für alle Handlungen des ganzen Tages. Die Schwestern theilten ihre Zeit zwischen den häuslichen Arbeiten und der Erziehung der Schulkinder, deren Zahl bedeutend zugenommen hatte. Sie waren ermahnt worden, die Abtödtung zu üben und die Regel des Stillschweigens recht genau zu beobachten. Obschon man noch nicht entschlossen war, welchen Orden man zum Muster nehmen wollte, so hielt man es doch für gerathen, daß die Mutter Seton sich, wenigstens für eine Zeit, durch einen Akt der Aufopferung zu dem frommen Leben verpflichte, das sie erwählt hatte. Sie legte also im Geheimen, in Gegenwart des Bischofs Carroll, das Gelübde ab. „Meine Absicht bei

Ablegung desſelben, ſagte ſie, war, mich der Armuth hinzugeben, in deren Schooße ich zu leben und zu ſterben wünſche; die Keuſchheit zu üben, welche ſo ſchön und liebenswürdig iſt, daß ich meine Wonne darin finde, ſie zu lieben; beſonders aber im Gehorſam zu wandeln, welcher die ſichere Stütze und Hüterin unſerer Seelen iſt."

Die Ernennung des geiſtlichen Vorſtehers der Gemeinde hing auch von Herrn Caroll ab; ſeine Wahl fiel auf Herrn du Bourg, und ſie hätte keine paſſendere ſein können. Man ſchlug nun mehrere Namen für das neue Inſtitut vor, aber man konnte ſchwerlich einen Beſchluß hierüber faſſen, bevor man eine feſte Regel angenommen, die demſelben ſeinen beſondern Charakter verleihen mußte. Indeſſen kam man auf den Wunſch der Mutter Seton überein, daß ſie und ihre Gefährtinnen ſich Schweſtern vom h. Joſeph nennen würden. Ihre Frömmigkeit hatte ſie bewogen, ihre Schweſtern, die Kinder ihrer Schule, ihre leiblichen Kinder und ſich ſelbſt unter den Schutz des bevorzugteſten unter allen Heiligen zu ſtellen, desjenigen, welcher der Beſchützer der Kindheit des Sohnes Gottes auf Erden, der Schirmer der Jugend unſers Erlöſers war.

Man hatte anfänglich nicht daran gedacht, eine Tracht für die Schweſtern zu beſtimmen. Die Mutter Seton ſchlug eine Kleidung vor, die nicht weit abſtach von der, welche ſie ſeit dem Tode ihres Mannes immer getragen hatte. Es war ein langes, ſchwarzes Kleid und ein Mäntelchen mit Kapuze, wie ſie die Kloſterfrauen trugen, die ſie in Italien geſehen hatte. Die Kopfbedeckung war eine Art kleinen Hutes von geſtärktem Mouſſeline von blendender Weiße, mit einer gefälteten Garnirung vom ſelbigen Zeuge, die das Geſicht umrahmte und eine Binde vom ſchwarzem Flor, welche den Scheitel bedeckte und unter dem Kinn gebunden wurde. Die Schweſtern legten dieſe Kleidung am 1. Juni 1809 an. Sie trugen dieſelbe am folgenden Tage, dem Frohnleichnamsfeſte, als ſie dem feierlichen Amte, in der Kapelle des Seminars Sta.

Maria, beiwohnten. Alle empfingen die h. Kommunion, als Siegel ihrer gänzlichen Hingabe an Gott und an die Aufgabe, der sie von jetzt an ihr Leben weihen wollten. Es war eine rührende Scene, welche Alle bewegte, die gegenwärtig waren. Die Freude, welche auf dem Antlitze dieser frommen, opferwilligen Schwestern erglänzte, wurde von Jenen getheilt, die Zutritt zur Kapelle gehabt hatten.

Kurz nachher wurde die Genossenschaft wieder durch zwei Aspirantinnen vermehrt, Frau Rosa White[1]) von Baltimore und Fräulein Catharina Cullen. Dieser letzteren folgte bald eine andere Person, die seit lange vor Verlangen glühete, sich mit Elisabeth Seton zu vereinigen. Werden diejenigen, welche unserer Erzählung bis hierher folgten, nicht errathen, von wem wir reden wollen? Cäcilia war es, die der Reihefolge nach die siebente wurde, dem Herzen nach aber war sie die erste. Was kein menschliches Bemühen zu Stande zu bringen vermögend gewesen wäre, das that der Allmächtige für sie. Nahe daran, sie von dieser Welt zurückzuziehen, um ihr die Schätze ewiger Belohnungen zu öffnen, wollte Gott, dem zu Liebe sie die Freuden der Jugend und die Ruhe ihres Lebens zum Opfer gebracht hatte, sie schon hienieden, durch ein vollständiges, ungetrübtes Glück, dafür entschädigen. Ohne daß irgend Jemand aus ihrer Umgebung darauf geachtet, ohne daß sie es selbst bemerkt, hatten die Anstrengungen, welche sie machte, um sich mit Sanftmuth den unausgesetzen Widersprüchen zu unterwerfen, einen schädlichen Einfluß auf ihre Gesundheit geübt. Als man entdeckte, daß sie von einem schweren Uebel ergriffen sei, war es bereits zu spät. Luft und Sonne hatten dieser zarten Pflanze gefehlt, sie hatte zu lange gelitten und konnte nur mehr hinschmachten. Die Trauer ihrer Angehörigen war außerordentlich. Sie wandten alles auf, was in ihren Kräften stand, um einem Uebel Einhalt zu thun, daß sie, ohne ihr

---

1) Frau White war Wittwe.

Wissen, verursacht hatten. Nun hatte Cäcilia keinen Widerstand mehr zu fürchten. Der leiseste Wunsch fand, kaum angedeutet, schon Gewährung.

Sie verlangte nur die Erlaubniß, Elisabeth aufzusuchen. Augenblicklich wurden ihr die Mittel dazu geboten. Außer einer Person zu ihrer Bedienung, gab man ihr zu ihrer Begleitung Henriette, welche sich seit einiger Zeit zu ihrer Krankenwärterin gemacht hatte und ihren jungen Bruder Samuel. Der Doktor Veit Carleton Bayley, einer der Brüder Elisabeths[1]) machte Anstalt, ihr zu folgen. Sie war fast sterbend, als sie unter den Thränen der ganzen Familie, an Bord des Schiffes gebracht wurde, das sie fortführen sollte. Heftiger Frost schüttelte sie, sobald sie in ihre Kabine eingetreten war. Aber schon am folgenden Tage hatten die Seeluft, die Zerstreuung und ganz besonders ihre Freude, eine merkliche Besserung in ihrem Zustande bewirkt. In dem Maaße, als sie sich Baltimore näherte, wuchsen ihr Muth und ihre Kraft. Das Leben, mit seinem verspäteten Glücke, schien ihr wieder entgegen zu kommen.

Die Verheerung, welche die Krankheit bei ihr hervorgebracht, war indessen so sichtbar, daß Elisabeths Herz vor Schrecken erstarrte; sie war so freudig herbeigeeilt, um sie zu empfangen. Cäcilia war von dem Augenblicke an, wo sie sich in den Armen ihrer Schwester befand, voll der Freude und Zärtlichkeit, sie hatte nur Aeußerungen des Dankes gegen Gott, von welchem ihr Herz erfüllt war. Kein drohender Schatten, kein Vorgefühl, trübten für sie diese glückliche Stunde.

Die Kräfte, welche sie wieder erlangt hatte, waren von kurzer Dauer; ihre Schwäche und Hinfälligkeit nahmen überhand. Nach einem kuzen Aufenthalte zu Baltimore reisete ihr Bruder Samuel wieder ab, aber er ließ Henriette bei ihr. Kurze Zeit darauf wollten die Aerzte, die sie behandelten, sie

---

1) Aus der zweiten Ehe Richard Bayleys mit Fräulein Barcley.

solle die Landluft einathmen. Man brachte sie daher nach dem Berge Emmettsburg. Die Mutter Seton wünschte sie zu begleiten und nahm noch Henriette, Anna und die Schwester Marie Murphie mit. Am 21. Juni begab man sich auf den Weg.

Die Freude, ihre beiden jungen Schwestern in ihrer Nähe zu haben, die Hoffnung, daß ihre Sorgfalt und das Glück ihrer theuren Kranken Besserung bringen könnten, öffneten Elisabeths Herz den beglückendsten Eindrücken. Auf dieser kleinen Reise von Baltimore nach Emmettsburg, welche sie in den schönsten Tagen der Jahreszeit durch eine reizende Gegend führte, erglänzte in ihr wieder etwas von jener liebenswürdigen Fröhlichkeit, die den Grundzug ihres Charakters bildete, bevor sie durch die Schläge des Schicksals niedergebeugt worden war. Hören wir sie selbst. „Wir waren genöthigt, fast während der ganzen Reise im Schritt zu fahren. Wir selbst haben die Hälfte des Weges zu Fuß zurückgelegt, wir Alle, ausgenommen Cäcilia. Die theure Kranke hatte Vergnügen daran, diese sie begleitende Prozession zu sehen. Die Landbewohner machten große Augen, wenn sie uns vorbeiziehen sahen, wie wir vor dem Wagen einhergingen.

Nach einem zweitägigen, angenehmen Marsche langte man in Emmettsburg an. Weder das von Robert Flemming gekaufte Haus, noch die daran stoßende Meierei waren bewohnbar. Die Handwerker, welche dort arbeiteten, hatten Verwirrung und Unordnung angerichtet. Uebrigens waren auch gar keine Möbeln darin. Die Ankömmlinge nahmen gern das Asyl an, welches ihnen von Herrn Dubois angeboten wurde, dessen Gastfreundschaft im Lande sprichwörtlich geworden war. Er stellte seine kleine Residenz auf dem Berge zu ihrer Verfügung. Dies war, wie man sich erinnern wird, ein Blockhaus, welches zwei Gemächer enthielt. Nach einigen Tagen sah diese kleine Wohnung noch Catharina-Josephine und die kleine Rebecka, ihre Schwester, ankommen. Man war nun

mehr als vollzählig, sehr beschränkt, die Eine auf der Andern, aber wenn auch das Obdach enge war, so waren die Herzen zufrieden und die Geister voll Freude.

Die Kräfte Cäcilia's nahmen sichtbar zu. Sie konnte sich bald herauswagen und im hellen Scheine der Junisonne lange Spaziergänge machen. Man sah sie täglich, in Begleitung ihrer beiden Schwestern, langsam die Anhöhe hinansteigen. Sie durchwandelte langsamen Schrittes die grünen Waldwege, sie blieb stehen, um den stärkenden Wohlgeruch der wilden Kräuter einzuathmen, und setzte sich in einer Lichtung auf das Moos oder blühendes Kraut. Da betrachtete sie stundenlang, schweigend und in sich gesammelt, die Schönheiten der vor ihren Augen ausgebreiteten Landschaft. Wenn ihre Kräfte es gestatteten, erklomm sie die Höhen, welche aus dem Thale zur Kirche führten. Für sie war dieses eine Wallfahrt. Elisabeth machte dieselbe täglich zweimal. Henriette begleitete sie. Sie wandelte mit ihren Schwestern bis zum Ziele ihres Weges; aber fremd im Hause Gottes, wagte sie nicht dort einzutreten. Sie irrte dann einsam und traurig im Walde umher, oder setzte sich auf ein Felsstück.

An einem schönen Juliabend wartete sie, wie gewöhnlich, in einer kleinen Entfernung von der Kirche. Die Sonne wollte untergehen, sie vergoldete mit einem sanften Glanze die Spitzen des Berges, während der Schatten das Thal mit seinem Schleier bedeckte. In dieser Stunde des scheidenden Tages athmete alles Ruhe und Frieden; Himmel und Erde erzählten der aufmerksamen Seele die Herrlichkeit ihres Schöpfers. Henriette, ganz in einen betrübenden Gedanken versunken, schien taub zu sein gegen ihre Sprache. Sie war unbeweglich und wie unempfindlich gegen die Großartigkeit und Pracht der Natur. Ihr Blick ruhete starr auf dem kleinen Pfade, der zur Kirche führte. Ihre Schwestern hatten ihn erstiegen, Anna, welche ihren Schritten folgte, war eben verschwunden. Henriette sah sie nicht mehr, aber ihr Auge haftete auf diesem Punkte.

Als die Mutter Seton von der Höhe herabstieg, fand sie dieselbe, sehr bewegt und in Thränen zerfließend, am Fuße eines Baumes kniend. Sie nahet sich und fragt beunruhigt nach der Ursache ihres Kummers. Henriette antwortet nicht; aber zärtlich gedrängt, zu sagen, was sie betrübt, ruft sie aus: „Ach, warum kann ich nicht auch mit meinen Schwestern beten!“ — Elisabeth war nun ihrerseits eben so bewegt, wie Henriette. „Du wirst die Unsrige werden, geliebte Schwester, sagte sie. Du gehörst uns schon an durch das Verlangen, in die wahre Heerde aufgenommen zu werden. Komm schon jetzt in unser Heiligthum. Wir beten unsern auf dem Altare wahrhaft gegenwärtigen Gott an. Wenn du, minder glücklich, als wir, noch nicht die Süßigkeit seiner Gegenwart genießest, so kannst du doch um die Gnaden flehen, welche das Herz stärken, trösten und erleuchten.

Von diesem Abende an begleitete Henriette ihre Schwestern in die Kirche. Sie erschien dort täglich, voll Sammlung und Ehrfurcht, nicht allein bei der Anbetung am Abend, sondern auch am Morgen, um dem h. Opfer beizuwohnen. „Es scheint mir, sagte sie, als empfände ich bei der h. Messe, im Augenblicke der Erhebung der h. Hostie, einen eben so tiefen Eindruck, als wäre die erhabene Person unsers Herrn wirklich vor mir gegenwärtig, sichtbar trotz des Schleiers, der seine Majestät unsern Augen verbirgt.“

Am 22. Juli, dem Feste der h. Magdalena, wurde das h. Opfer für sie in der Kirche zu Emmettsburg dargebracht, und an demselben Tage, zur nämlichen Stunde, auch in der Kapelle von Sta. Maria zu Baltimore. Elisabeth, Cäcilia und Anna sollten mit einander die h. Kommunion empfangen, um reichlichere Segnungen auf das theure Schäflein herabzuflehen, welches sich mehr und mehr der Heerde näherte. Als Henriette alle drei zu dem h. Tische gehen und vor dem Altare niederknien sah, fühlte sie ihr Herz zerfließen, die Gnade triumphirte in diesem Streite mit der Natur. Sie verbrachte

den übrigen Tag in einer außerordentlichen Unruhe, aber sie ließ nichts davon merken. Vielleicht schwankte sie noch, sich der Wahrheit, die sich ihr zeigte, hinzugeben. Endlich, erzählt die Mutter Seton, gegen Abend, als wir beide zum zweiten Male zur Kirche gingen, während alles um uns her schwieg, sah ich über ihre Wangen Thränen der Rührung und Andacht rollen. Sie hatte die Hände über der Brust gekreuzt, ihr blasses, schönes Gesicht war vom vollen Glanze des Mondes beleuchtet. Wir beteten das Miserere und das Te Deum, die sie von ihrer zartesten Kindheit stets im Gebete der Familie gehört hatte. Als wir wieder vom Berge herabstiegen, vermochte ihr Herz sich nicht mehr zu halten. „Es ist vorbei, meine Schwester, ich bin katholisch, sagte sie mir. Ich kenne kein anderes Verlangen mehr, als das Kreuz meines Herrn. Nur nachdem ich mich ihm ganz gegeben habe, werde ich Ruhe finden."

Das Kreuz Jesu Christi, aber auch die Belohnungen, welche in dessen Gefolge sind, sollte die würdige Schwester Elisabeths und Cäcilias umfangen. Ihre bezaubernden Eigenschaften, ihr Geist, ihre Fertigkeiten, waren der Stolz ihrer Familie. Sie war in New-York wegen ihrer seltenen Schönheit berühmt[1]). Der junge Bräutigam, an welchen ihr Schicksal geknüpft zu sein schien, erwartete mit Ungeduld ihre Rückkehr. Das einzige Wort: „ich bin katholisch", durfte nur von ihren Lippen fallen, und das ganze Gebäude ihres irdischen Glückes zerfiel in Trümmer.

---

1) Vielleicht erinnern Sie sich noch an Henriette Seton. Sie war die Erste in Betreff der Mode, das Haupt aller Lustparthien, die Schönheit von Newyork. Während ich in Baltimore war, kam sie zum Besuche zu uns, in der Zeit, da man auf die Herstellung Cäcilias hoffte. Sie folgte uns in unsere Berge, da, wo unsere Genossenschaft gegründet ist. Sie wurde eine eifrige Katholikin, welche alle Zeichen der Frömmigkeit einer treuen Seele an sich trägt. Elisabeth Seton in einem an Antonio Filicchi adressirten Briefe. Mai 1810.

Ein einziges Wort sollte ihre theuersten Bande lösen, ihr die Zuneigung ihrer Familie rauben, und ihr die Mißachtung einer Welt zuziehen, von der sie vergöttert wurde. „Ich habe über das Alles nachgedacht, sagte sie zu Elisabeth. Ich habe in meinem Geiste die Folgen meines Entschlusses erwogen. Ich will nach New-York zurückkehren und dort bleiben, wenn die theuren Freunde, mit denen ich so innig verbunden bin, mich noch aufnehmen wollen; denn sie sollen gleich bei meiner Ankunft erfahren, daß ich nicht länger protestantisch bleiben kann. Dem gegebenen Versprechen werde ich treu bleiben. Aber, fügte sie hinzu, indem sie ihrer Schwester ein Miniaturbild zeigte, das sie immer am Halse trug, und welches das Bildniß dessen war, der ihr Gatte werden sollte, wenn ich, als Katholikin, selbst von diesem theuren Wesen zurückgestoßen wäre, so würde ich doch nicht wanken, denn ich muß meine Seele retten."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Barberey, Helene Bailly <<de>>,

Elisabeth Seton und das Entstehen der kathol. Kirche in den Vereinigten Staaten

Bd.: 1

Münster 1873

Biogr. 1093 ft-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11157706-6